Siegfried Augustin

Für und wider Karl May

Aus des Dichters schwersten Jahren



Am Scheideweg . . .

Materialien zur Karl-May-Forschung

Band 16

Herausgegeben von Karl Serden, Ubstadt (Baden)
im Auftrag der Karl-May-Gesellschaft e.V.

Siegfried Augustin

Für und wider Karl May

Aus des Dichters schwersten Jahren

1995

KMG-Presse · 76698 Ubstadt

Druck und Verlag: Karolus, Bruchsal

ISBN 3-921983-24-X

Frontispiz: Carl-Heinz Dömken

Erweiterte Neuauflage von Band 2 „Schriften zu Karl May“

Alle Rechte vorbehalten – Printed in Germany

© by Verlag Heimat- und Volkskunde
(KMG-Presse), 76698 Ubstadt (Baden)

Gesamtherstellung: Druckerei Karolus, Wolfgang Dörr GmbH
76646 Bruchsal

Gedruckt für die Mitglieder der Karl-May-Gesellschaft

Geschäftsstelle: 54343 Föhren, Eitzenbachstraße 22

Inhaltsverzeichnis

		Seite
Einleitung		VII
Aus dem Nachwort zur 1. Auflage		XIX
Max Dittrich:	Karl May und seine Schriften (1904) Eine literarisch-psychologische Studie	1
Heinrich Wagner:	Karl May und seine Werke (1907)	129
Franz Weigl:	Karl Mays pädagogische Bedeutung (1908) Enthält in der 2. Auflage (1909) von Karl May (= Oberlehrer Franz Langer) das Kapitel "Die Schund- und Giftliteratur und Karl May, ihr unerbittlicher Gegner". Als Anhang hier eingeschaltet:	181 221
1898	Veremundus (Carl Muth): Steht die Katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?	241
1903	Ernst Weber: Karl May. Eine kritische Plauderei.	245
1905	Ludwig Freitag: Pädagogisches Archiv (Rezensionen)	272
1906	Ansgar Pöllmann: Aus den letzten Tagen Karl Mays	277

1907 L. Schulmann: Karl May und die Erzieher 291

1909 H.K.: Karl May - ein Jugendschriftsteller? 302

1909 Heinrich Falkenberg:
Wir Katholiken und die deutsche Literatur 306

1910 Karl Wilker: Karl May - ein Volkserzieher? 310

1910 Hermann Link: Karl May 366

1911 Heinrich Wolgast:
Das Elend unserer Jugendliteratur 376

1912 Hermann Cardauns:
Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs 383

"Nicht Einzelwesen, Drama ist der Mensch"

Karl May
(Babel und Bibel)

Einleitung

Seit Karl May in den Jahren 1897/98 den Gipfel seines literarischen und auf Grund der unverhohlenen Gleichsetzung mit den Hauptheldenseiner Erzählungen - auch des persönlichen Ruhms erreicht hatte, war es unvermeidlich, daß er zum Objekt der öffentlichen Kritik wurde. In die begeisterten Stimmen mischten sich zusehends kritischere Töne aus unterschiedlichsten Lagern und Beweggründen. Es war für den vor mehr als dreißig Jahren mit Berufsverbot belegten sächsischen Lehramtskandidaten, der sich mit Zähigkeit, Begabung und Fleiß zum Bestsellerautor emporgearbeitet hatte, nicht denkbar, nach der Devise zu verfahren, wonach ein schlechter Ruf besser sei als gar keiner. Er wehrte sich und kämpfte, freilich oftmals schlecht beraten, und schien dadurch immer noch tiefer in das Schlamassel seiner persönlichen Demontage zu geraten. Läßt man das Heer seiner Kritiker Revue passieren, ihre Denk- und Kampfesweisen, so wird deutlich, daß Karl May diese lernäische Hydra nicht hätte besiegen können, auch wenn er die Kräfte eines Herkules besessen hätte. 1898, im selben Jahr als Karl May seine triumphalen Reisen nach München, Wien und Prag unternahm und sich völlig in seine Wunsch-Traumwelt integriert hatte, erschien in Mainz eine Broschüre, die sich mit der Frage befaßte "Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" Ihr Verfasser war der katholische Publizist Carl Muth (1867-1944), der unter dem Pseudonym Veremundus schrieb. Er vertrat darin den Standpunkt, daß es das zweifelhafte Verdienst des "Deutschen Hausschatzes" sei, den Abenteuerroman in weiten - katholischen - Kreisen populär gemacht zu haben und dies ausschließlich der "Firma Karl May" überlassen zu haben, die er als literarisch völlig bedeutungslos einstufte. Damit geriet May in den sogenannten Inferioritätsstreit innerhalb der katholischen Kirche, was für ihn insofern nicht als nebensächlich abzutun war, weil seine Wertschätzung bei vielen katholischen Bischöfen wegen ihrer Relevanz für katholische Bibliotheken und Schulen einen wirt-

schaftlichen Faktor darstellte. Der katholische Redakteur Hermann Cardauns (1847-1925) verfolgte in seiner Kritik an May eine andere Zielrichtung. In seinem erstmals am 6.11.1901 in Dortmund gehaltenen Vortrag über "Literarische Curiosa. Leo Taxil, Robert Graßmann und - Karl May" griff er May wegen dessen Doppelrolle als literarischer Laien-Missionar und Verfasser unsittlicher Romane heftig an, was zu der bekannten Auseinandersetzung führte. Als Cardauns 1912 an seinen Erinnerungen "Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs" schrieb, erreichte ihn die Nachricht vom Ableben Karl Mays. Die Worte, die er daraufhin über seinen Kontrahenten fand, charakterisieren ihn als einen harten, aber fairen Gegner, der turmhoch über dem Niveau eines Georg Ruseler (1866-1920) stand, der über May in den "Monatsblättern für deutsche Literatur" (6. Jahrgang (1901), Heft 1, S.31) schrieb:

> "Ich will keinem Menschen Böses wünschen, aber ich gönne ihm nicht weitere 10 Jahre seines arbeitsreichen Lebens; denn ich vermute, daß er dann noch 25 - 30 Romane schreiben würde, wie in der Zeit von 1890 an."

Von ähnlichen Haßgefühlen getragen war natürlich Rudolf Lebius (1868-1946) in seinen Angriffen, deren Motiv in gekränkter Eitelkeit und Neid auf dem Erfolgreicheren lag.. Insofern hatte sogar Pater Ansgar Pöllmann noch sachliche Komponenten in seiner Feindschaft zu May, wenngleich auch er als erfolgloser Schriftsteller ein gerütteltes Maß an Kollegenneid mit sich herumschleppte. In seiner 1906 veröffentlichten Sammlung von Aufsätzen, die den Titel "Rückständigkeiten" trug, befaßte er sich natürlich auch mit Karl May. Siegessicher benannte er diesen Aufsatz "Aus den letzten Tagen Karl Mays". Auch darin ging es um die Qualitäten Mays als Reise- und Abenteuerschriftsteller sowie um die Autorschaft an den Münchmeyer-Romanen. Auf der konfessionellen Linie liegt auch die Schrift "Wir Katholiken und die deutsche Literatur" des Pfarrers Heinrich Falkenberg.

Eine etwas andere Tendenz lag in den Angriffen, die sich mit der Gefährdung der Schuljugend durch Werke Karl Mays beschäftigten. 1902 erschien ein Buch mit dem Titel "Zur Jugendschriftenfrage. Eine Sammlung von Aufsätzen und Kritiken", das eine "kritische Plauderei" Ernst Webers über Karl May enthielt. Weber war Augenzeuge von Auftritten Karl Mays in München 1898 gewesen. Dieses Buch erschien 1906 in 2. Auflage. Ein Jahr zuvor war die 3. Auflage von Heinrich Wolgasts (1860-1920) "Das Elend unserer Jugendliteratur" erschienen, in dem sich der berühmt-berüchtigte Pädagoge nun auch mit dem sächsischen Abenteuerschriftsteller befaßte und ihn ebenso in den Orkus warf wie Sophie Wörishöffer.

Von ähnlicher, auf polemische Weise warnender Tendenz wie Weber ist Karl Wilkers Broschüre "Karl May, ein Volkserzieher? Eine dringende Abwehr zum Schutze unserer Jugend gegen die Verherrlichung Mays", die 1910 herauskam.

Karl May stand also mitten im Kreuzfeuer von persönlichen Angriffen, konfessionellen Auseinandersetzungen - man kam auch noch darauf, daß er eigentlich Protestant war -, von Schunddebatte und von Pädagogenstreit, wobei, wie dieser kurze, keineswegs vollständige Überblick zeigen sollte, die Attacken nicht nur in schnellebigen Presseartikeln geritten wurden, sondern auch in über die Tagesaktualität hinaus wirksamen Broschüren und Büchern. In diesen turbulenten Jahren erwuchsen dem Dichter aber auch einige Helfer, von denen in erster Linie Mays Jugendfreund, der Schriftsteller Max Dittrich (1844-1917), der katholische Redakteur Heinrich Wagner (1868-1922) und der Pädagoge Dr. Franz Weigl (1878-1952) zu nennen sind, letzterer Mitglied des Münchner-May-Clubs, dessen 1. Vorsitzender sein Bruder, der Arzt Dr. Josef Weigl war. Mit beiden blieb Karl May bis zu seinem Tode freundschaftlich verbunden. An Dr. Josef Weigl schrieb May im März 1905 einige

grundsätzliche Gedanken über "Et in terra pax" und seine Einstellung zur Religion, die im folgenden mit freundlicher Genehmigung von Frau Lotte Klamroth wiedergegeben seien:

Mein lieber Freund!

Herzl. Dank für Ihre liebe Gratulation! Ich bin aus der Beantwortung der zahllosen Weihnachts-, Neujahrs- und Geburtstagsbriefe noch gar nicht heraus gekommen. Darum legt mein Klärchen Ihr Schreiben vom 10.I.5. erst heute wieder vor. Gelesen habe ich es schon gleich, als es kam.

Aber lieber Herr Dr., ist es denn wirklich möglich, daß Sie, Sie der sonst so Scharfsinnige, das V. Kapit. von "Friede" so ganz und gar mißverstanden haben? Unglaublich! Oder befanden Sie sich über mich und meine Werke überhaupt in einem Irrthume, von dem ich bisher keine Ahnung hatte? Oder sind Sie, der Hochdenkende und Hochstrebende, plötzlich erlahmt und mit ermatteten Flügeln wieder herabgefallen?

Sie haben vielleicht geglaubt, daß ich in Religionen oder Confessionen reise? Daß ich mich als Reformator aufspielen will? Nein, so niedrig konnten Sie nicht von mir denken, und darum denke ich auch nicht so von Ihnen! Wir bleiben treu beisammen, da oben im blauen Aether!

Sie kennen meine Religion: Ich bin Christ, weiter nichts. Confession giebt es für mich nicht. Und alle anderen Religionen sind Stufen, auf denen die Menschheit zum Christenthum emporsteigen wird, wenn wir ihr das nicht verbittern. Es ist mir unmöglich, eine dieser Stufen zu verwerfen. Ich bin nicht Theolog. Es ist also nicht mei-

nes Amtes Religion zu lehren und mich mit Un- oder Andersgläubigen herumzustreiten. Das alles ist nur Gottes und seiner Priester Sache; wenigstens hatte man mir so gesagt. Und noch viel weniger kann es mir jemals beikommen, heilig gewordene Gewohnheiten der religiösen Erziehung anzufechten. Der Bauer muß als Bauer selig werden u. der Prof. als Professor; das versteht sich ganz von selbst. Ich rede keinem drein, keinem Einzigen!

Aber halt! Da werden Sie mir schnell sagen, daß ich in meinen Büchern so oft über Religion spreche! Allerdings thue ich das, aber nicht als Theolog, als Religionslehrer oder etwas sonst dem Ähnliches, sondern ganz einfach nur als Mensch. Ich schreibe als Mensch über Menschen. Und weil das höchste Kapitel im Buche der Menschheit von der Sehnsucht und dem Forschen des Menschenherzen nach Gott handelt, so habe ich diejenigen Strophen aus diesem Hohen Liede der Sehnsucht erklingen zu lassen, die da zu hören sind, wohin ich meine Leser führe. Ich spreche über die Religionen der betreffenden Völker mit derselben Unbefangenheit, mit der ich z.B. über ihre Kunst und ihre Wissenschaft rede. Es kommt mir dabei nicht der geringste Gedanke an irgend eine Propaganda bei, aber ich fordère es als mein Recht, nicht verschweigen zu müssen, daß es Religionen giebt, die es mit ihrer praktischen Menschlichkeit genau so weit oder gar noch weiter gebracht haben als andere Religionen mit ihrer hochgepriesenen theoretischen Nächstenliebe.

Und hier auf dieser Linie, Herr Dr., liegen die Stationen, auf denen unsere beiden Lebenswege, der Ihrige und der meinige, sich von Zeit zu Zeit berühren.

Sie treiben als Arzt, als Biolog u.s.w. praktische Humanität, ich theoretische. Sie beobachten einige ganz bestimmte Felder der Menschenliebe, ich aber behandle sie im Großen, im Ganzen, um ihr die Herzen meiner Leser zuzuführen. Sie werden sagen: 'Wir müssen menschlich sein, weil wir Christen sind!' Und ich sage: 'Wir können nicht eher Christen sein, bevor wir nicht Menschen geworden sind!' Darum halten Sie so fest an Ihren confessionellen Conturen. Und darum suche ich so eifrig nach dem Menschengeiste und nach der Menschheitsseele, ohne welche die Larven, die ich um mich zappeln sehe, sich nie zu Menschen entwickeln können, obgleich sie sich vermessen es zu sein!

Also mein lieber Freund, ich schreibe meine Bücher nicht für die Christlichkeit, sondern für die Menschlichkeit. Ich will keiner einzigen Person auch nur die geringste dogmatische oder dem ähnliche Störung bereiten, denn auch ich würde mir jede derartige Belästigung auf das Strengste verbitten. Daher behandelt das V. Kapitel von 'Friede' ganz ausschließlich nur die 'Shen', die Menschlichkeit und wenn dies gegen irgend eine christliche Anschauung oder einen christlichen Gebrauch verstoßen sollte, so liegt das weder an mir noch an der Humanität.

Übrigens war 'Et in terra pax' in künstlerischer und psychologischer Beziehung ein Torso. Das V. Kapitel ist der Kopf, der die Statue vollendet. Wohin ich mit dieser Statue will, das weiß bis jetzt noch Niemand. Daß ich weiter schreibe u. daß dieses Buch nur eine Stufe zu meinem Ziele bedeutet, ist selbstverständlich. Niemand wird mir die Kopflosigkeit zutrauen, schon auf dieser Stufe zu sagen, was ich einst ganz oben auf der Höhe zu sagen haben werde.

Was meine Gestalten sagen, ist ihre Meinung, nicht die meinige; das ist Gesetz für Jeden, der solche Bücher schreibt. Zudem weiß nun wohl Jedermann, daß meine jetzigen Bücher nur Skizzen, nur Vorbereitungen für später Kommendes sind. Also wenn irgend einer Ihrer Bekannten behauptet, daß ihm mein V. Kapit. geschadet habe, so gleicht er einem Gaste, der nicht auf das Oeffnen wartet, sondern meinen Wein mitsamt der Flasche verschlingt und mir dann Vorwürfe macht, daß er Leibweh habe! Der Korkzieher, d. Korkzieher lieber Herr Dr.! man glaubt gar nicht, wie nothwendig ein Korkzieher ist, um Geistiges hinunterzubringen, ohne die Bouteille mit verschlingen zu müssen!

Und zum Schluß, mein Freund: Sie meinen, daß Matthäus 5,2, zu berücksichtigen sei. Bitte, schauen Sie sich in München um, nach diesen 'geistlich Armen, Barmherzigen, Friedfertigen u.s.w.!' Man kreuzigt Sie und alle diese lieben Menschen, die Christus einst so selig gepriesen hat, stehen zu Hunderten um Sie her und johlen u. gröhlen Ihren Feinden Beifall zu. Vor zweitausend Jahren gab es am See Genezareth ganz andere Menschen, als die sind, die heute in Dresden oder München über uns die Nase rümpfen. Fragen Sie jetzt den allerdümmsten Bauer, ob Sie ihn geistlich arm nennen dürfen; er haut Ihnen sofort Eine herunter, und zwar was für eine! Und dann nimmt er das Gebetbuch her, setzt die Nasenquetsche auf und buchstabirt: 'Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!' Damit beweist er, daß er Christ ist; human aber, human, wenn Sie ihn danach fragen, so ist er plötzlich nicht nur geistlich sondern gar geistig arm geworden!

Meinem lieben Freunde

Herrn Doktor Weigl,

München.

Radebeul b. Dresden,
den 13./12. 5.

Karl May.

Wir haben Sehnsucht nach Ihnen, große Sehnsucht! Weiter sagen wir für heute nichts! Tausend Grüße von Haus zu Haus und von Herz zu Herz!

Ihre treuen Mays

Am 13.12. desselben Jahres dedizierte Karl May "seinem lieben Freunde Herrn Doctor Weigl" ein Exemplar der "Sascha-Schneider-Mappe.

Die Verteidigungsschriften dieser drei Männer waren 1975 als Band 2 der von Karl Serden betreuten Reihe "Materialien zur Karl-May-Forschung" erschienen. Dieser Reprint ist längst vergriffen. Bei der Planung einer Neuauflage dieser drei wichtigen frühen Texte der May-Sekundärliteratur kamen mehrere glückliche Umstände zusammen. Durch den Reprint des 1. Jahrgangs des "Deutschen Familienblattes" mit Mays "Aus der Mappe eines Vielgereisten" und Axmanns "Fürst und Junker" war Karl Serden mit dem Sammler Rüdeger Lorenz in Verbindung gekommen, der damit von dem Vorhaben erfuhr. Kurz zuvor hatte Lorenz seiner hochkarätigen May-Sammlung ein Glanzstück einverleiben können, ein von May mit Anmerkungen, Anstreichungen und einem Register versehenes Exemplar der Wagner-Broschüre. Lorenz, der bereit war, sein Exemplar als Reprintvorlage zur Verfügung zu stellen, erzählte dem Herausgeber des vorliegenden Reprints im Zuge der Vorbereitungen zur Bertelsmann-/Bücherbund-Ausgabe "Karl Mays illustrierte Werke" von dem Plan, worauf dieser sein auch mit Mays eigenhändigen Anmerkungen und Anstreichungen versehenes Exemplar der Weigl-Broschüre, das Klara May 1917 dem jungen Dr. Beissel geschenkt hatte, ebenfalls als Vorlage zur Verfügung stellte. Da der Herausgeber von Dr. Beissel nicht nur die Weigl-Schrift, sondern auch eine Reihe weiterer früher Sekundärschriften bekommen hatte, lag es nahe, die drei Verteidigungsschriften - ergänzt um einen extrem seltenen Artikel Hermann Links aus

dem "Würzburger Glöckli" von 1910 - in einen Kranz von Angriffen auf Karl May einzubetten, um dem Karl-May-Forscher die Interpretation der Anmerkungen und Anstreichungen zu erleichtern. Auf eine eigene Interpretation wird bewußt verzichtet; abgesehen davon, daß sie dem Charakter eines Materialien-Bandes nicht entspräche, würde sie den Umfang dieses Reprintbandes übersteigen.

Bei seinen Anstreichungen verwendete Karl May einerseits schwarze Tinte, im Reprint leicht erkennbar, andererseits blauen Farbstift, der im Reprint etwas weichere Konturen und größere Strichstärke aufweist. Es ist zu vermuten, daß May die Anstreichungen und Anmerkungen sowie das Register im Falle der Wagner-Broschüre für eigene Zwecke vorgenommen bzw. erstellt hat, um Zitate und Argumente zur eigenen Verteidigung schneller zu finden. Es ist allerdings auch nicht auszuschließen, daß May das Wagner-Exemplar einem (befreundeten?) Journalisten gegeben hat.

Es besteht kein Grund, die trefflichen Abhandlungen Hansotto Hatzigs über Max Dittrich, Heinrich Wagner und Franz Weigl aus dem Nachwort des alten Reprints von 1975 neu zu fassen. Lediglich eine Ergänzung sei vorgenommen, die Roland Schmid bei seinem letzten Besuch in München dem Herausgeber in Kopie übergeben hatte, mit der Erlaubnis, daraus im passenden Kontext zu zitieren. Es sind zwei Briefe Karl Mays an Fehsenfeld vom Dezember 1906, die sich mit Heinrich Wagner und seiner Broschüre befassen. Der erste der beiden Briefe trägt das Datum 5.12.06:

5.12.1906

Sehr geehrter Herr Fehsenfeld!

Herr Chefredakteur Heinrich Wagner von der "Donauzeitung" in Passau (Richtung Centrum), den ich

gar nicht kannte, benachrichtigte mich, daß er einen Vortrag über mich und meine Werke zu halten habe, und legte mir da einige Fragen vor, die ich beantwortete. Der Vortrag hat bedeutende Wirkung gehabt. Er berichtete über ihn in seinem Blatte und will diese Berichte in Form eines Heftes drucken lassen, was für uns von unendlichem Vortheil ist. Dieses Heft sollte bei einem Passauer Buchhändler erscheinen. Wagner scheint aber auf einen besseren Gedanken gekommen zu sein, denn er theilt mir soeben brieflich mit, daß er es Ihnen zum Verlage angeboten hat. Ich erkenne hierin geradezu eine jener Fügungen, an die ich glaube und die mich nie im Stich gelassen haben. Es ist mir nämlich gar nicht eingefallen, ihn anzuregen, sich an Sie zu wenden.

Wagner ist als einer der besten deutschen Journalisten und Redacteure bekannt, und seine Stimme klingt mitten aus dem feindlichen Lager heraus. Das ist für uns ein Vortheil sondergleichen! Es wäre Wahnsinn, das nicht zu benutzen. Am Schlusse der Debatte, die seinem Vortrage folgte, wurde, obgleich meist Gegner anwesend waren, bestimmt, daß May in den Schulen, wo er verboten ist, sofort wieder eingeführt werden soll. Die Verbreitung dieses Vortrages wird denselben Erfolg für die ganze deutschkatholische Welt haben. Nebenbei der größte Schlag, der Herrn Cardauns treffen kann. Ich bin ganz selbstverständlich überzeugt, daß Sie mit Freuden zugreifen und den Verlag übernehmen werden. Direct ist nichts daran zu verdienen, umsomehr aber indirect. Es bildet eine hohe Stufe zum Erfolge unserer Werke überhaupt, zu unserem Siege und zur Niederlage der Gegner. Doch bitte, machen Sie unbedingt die Bedingung, daß Stellen, die den Zweck verfehlen, von Ihnen gestrichen oder geändert werden dürfen. Diese Aenderungen gehen Ihnen so schnell zu, daß das Werk-

chen recht gut noch ***vor Weihnacht herauskommen*** *könnte.*

Mit besten Grüßen von
Haus zu Haus
Ihr alter
May

In seinem Brief an Fehsenfeld vom 10.12.06 kritisiert May, daß sich der Verleger zu wenig um die Werbung kümmere, und fügt hinzu:

"... Was das Manuscript aus Passau betrifft, so hatte ich es, als der Verfasser es Ihnen sandte, noch nicht erhalten. Jetzt freue ich mich, daß Sie es nicht genommen haben. Es ist ein unschätzbares Werk für mich, und ich fühle mich verbunden, dem Passauer Verleger, der es nun bekommt, einige Bände Reiseerzählungen zu schreiben."

Der Dank des Herausgebers gilt den Herren Rüdeger Lorenz, Hamburg, für die Bereitstellung der Reprintvorlage von Heinrich Wagners "Karl May und seine Werke" und Karl Wilkers "Karl May, ein Volkserzieher?", Herrn Dr. Wilhelm Vinzenz, Maisach, für wertvolle Diskussionen und postum Herrn Roland Schmid vom Karl-May-Verlag, Bamberg, für wichtige Hinweise und die Zitiergenehmigung für die beiden May-Briefe.

München, im Mai 1995

Siegfried Augustin

Aus dem Nachwort zur 1. Auflage

Max Dittrich, geb. 1844 in Dresden, verstorben 1917[1] ebenda, war Schriftleiter und sogenannter Militärschriftsteller. Er gab 1864 wegen Invalidität eine Militärlaufbahn auf und wurde Lehrer für moderne Sprachen und Mathematik, ging 1868 als Hauslehrer nach Rußland und kehrte 1879 zurück, um in Dresden und vielen anderen Städten als Redakteur und freier Schriftsteller tätig zu sein. Seine Hauptwerke: "Der deutsch-französische Krieg 1870/71" (verlegt bei Münchmeyer), "Die Helden und Führer des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert", "Das große Bismarck-Buch".[2]

Dittrich war Mays Freund; über sein Leben mit May finden sich zusammenhängende Darstellungen vor allem bei Wollschläger, der Dittrichs Broschüre als "halb unter Diktat gefertigt" bezeichnet und bei Hatzig[3]. Es ist nur legitim, an dieser Stelle auch die Dittrich-Version des Filmemachers Hans-Jürgen Syberberg zu nennen, der die Funktion Dittrichs in Mays Leben zwar symbolisch überhöht, von seinem Charakter und seiner Person aber doch ein einfühlsames Bild vermittelt hat.[4]

Am 12.7.1904 schrieb Rudolf Lebius an May: "Ich möchte sehr gern die Dittrichsche Broschüre verlegen und würde mir auch die größte Mühe geben, sie zu vertreiben ... Würden Sie mir vielleicht ein auf drei Jahre laufendes 5prozentiges Darlehen gewähren? ... Als Dank dafür würde ich die Broschüre so lancieren, daß alle Welt von dem Buche spricht. Ich habe ja auf diesem Gebiet besonders große Erfahrung".[5] Dazu kommentiert May: *Er wurde ganz selbstverständlich mit dieser Bitte abgewiesen, und ich schrieb Herrn Max Dittrich, daß ich niemals wieder mit ihm verkehren würde, wenn es ihm einfalle, diesem Manne die Broschüre zu überlassen.*

Lebius ließ nicht locker: Am 8. August schrieb er nochmals an May und am 15. und 27. August an Dittrich: er solle May "bearbeiten", er bekomme "für die Vermittlung ein Prozent"[6]. Aber die Broschüre erschien noch im gleichen Jahr in zwei Auflagen - die erste Auflage wurde spätestens im September 1904 ausgeliefert - bei C. Weiskes Buchhandlung in Dresden, zu welchem Verlag Lebius keinerlei Beziehungen hatte. Dittrich wollte wohl ganz sicher gehen und Mays Freundschaft auf keinen Fall verlieren: Am 29.9.1904 trat er seine "Rechte als Autor" an May ab, "so daß er (May) über genanntes Buch verfügen kann wie er will"[7]

Zuvor war Dittrichs Schrift auch anderen Verlagen angeboten worden, auch Josef R. Vilimek in Prag, wie aus einem Brief Mays ersichtlich ist (vom 20.6.1904), in dem May dem Verleger Vilimek den Verfasser als *berühmten deutschen Militärschriftsteller* empfiehlt, der mit Moltke gespeist habe und als Freund *des sächsischen Kriegsministers v. Fabrice* bei dessen Begräbnis an der *Seite des Königs gestanden* habe. Der Name des Verfassers könne dem Verleger *bedeutende Ehren bringen* und ihn in Deutschland ganz vortrefflich einführen. Doch in Prag ist Dittrichs Schrift niemals erschienen[8].

Wie nicht anders zu erwarten, behauptete Lebius May habe die Dittrich-Broschüre selbst geschrieben[9]. Aber nicht nur Dittrich, sondern auch sein Verleger Schmidt haben vor Gericht bezeugt, daß May lediglich einige Direktiven gegeben habe[10]. Sicherlich hätte sich May nicht selbst falsch zitiert; bei Dittrich jedoch steht das angebliche May-Zitat: "Heut ist die Nacht des neuen Mondes" (S.96), was bei May richtig - und gleich dreimal - wie folgt lautet: Heut ist der erste Tag des neuen Mondes (Silberlöwe IV 333, 334, 339) und einmal auch: *Das war für uns der erste Mondestag* (Silberlöwe IV/11).

Es wurde früher schon einmal auf die spezielle Bedeutung der Dittrich-Schrift hingewiesen[11] , hatte er doch immerhin geäußert, daß nach Mays Tode "die deutsche Literatur und die Gelehrtenwelt endlich auch zu der Überzeugung kommen (werde), daß er (May) ein seltener und nicht leicht zu ersetzender Geist gewesen ist, der einen Nachfolger auf dem von ihm geschaffenen Arbeitsfelde wohl schwerlich haben wird" (S. 80). Auch 1958, als auf diese Stelle verwiesen wurde, war das noch Utopie; 15 Jahre später aber war es Wirklichkeit. Dittrich sagte noch mehrfach Dinge über Karl May, die erst heute recht eigentlich erforscht worden sind:

"Er hat sich da (in seinen Büchern) so genau, so wahr und so treffend gezeichnet, daß nichts zu wünschen übrig bleibt, nur muß man diese Stellen nicht nur zu lesen, sondern auch zu deuten verstehen" (S.27).

Besonders wichtig ist eine Aussage von Mays Großmutter, die Dittrich wohl nur aus Mays Munde vernommen haben kann: Das ist der allererste Klartext-Beleg für die oft widersprüchlich aufgenommene Theorie Wolf-Dieter Bachs[12] über Mays frühkindliche Versagens-Erinnerungen:

"Der hat ja schon bei der Geburt keinen einzigen Laut von sich gegeben und noch bis heute hat man von ihm keinen Schrei oder so etwas gehört. Er hält mich nur immer fest und ist ganz still dabei" (S.31).

Auch die Forscher, die schon seit Jahren die Veröffentlichungen von Mays Briefen fordern, erhalten bereits bei Dittrich Unterstützung:

"Mays Persönlichkeit und seine Briefe machen, wenn er sich offen geben darf, noch größeren Eindruck als seine Bücher, und das will doch gewiß viel sagen" (S.32).

Und die schon in diesem Text angesprochene Persönlichkeit Mays kommt am besten in folgendem Zitat zum Ausdruck:

"Es gibt bekanntlich eine Schönheit des Alters, welche die Jugend gar nicht besitzen kann, eben weil sie das Resultat großer, innerer Arbeit und schwerer Seelenkämpfe ist und den errungenen Sieg deutlich verkündet. Diese Schönheit des Alters ist auch dem Meister Karl May im hohen Grade eigen" (S.66).

Eine Leseanleitung ist für Dittrichs Text gewiß nicht erforderlich; allein im Schlußkapitel wird der Verfasser noch verschwommener als May im "Dankbaren Leser"; denn er nennt keine Namen, ja noch nicht einmal Zeitschriftentitel. Deshalb hier das zum Verständnis Wichtigste:

Die handelnden Personen sind: Ludwig Auer, Verleger des "Stern der Jugend", Jugendschriftsteller und Direktor am Cassianeum in Donauwörth; Dr. Johannes Praxmarer, Chefredakteur des "Stern der Jugend", Jugendschriftsteller sowie Pfarrer und Religionslehrer in Friedberg: Pater Willibrord Beßler von der Benediktinerabtei Seckau. Im "Stern der Jugend"; Illustrierte Zeitschrift zur Bildung von Geist und Herz, veröffentlichte die Redaktion - ohne Verfasserangabe - in der Nr. 25 vom 12.12.1903 ("Auskunftsbureau", Ziffer 2) die bei Dittrich auf Seite 107 wiedergegebenen Diskriminierungen Mays[13].

May reichte am 11.5.1904 eine Klage ein [14], die sich auf den Punkt "Irrenhaus" beschränkte. So recht aktiv wurde er aber erst im September 1904, nachdem die Dittrich-Schrift vorlag. Da er nicht wußte, wer der Verfasser der Diskriminierung war, hielt er sich zunächst an den Chefredakteur Praxmarer, wobei er seine Enttäuschung über den ihm sonst freundlich gesonnenen Verleger Auer nicht verbergen konnte. Praxmarer, in die Enge getrieben, gab schließlich seinen Verfasser preis, der May als ein Professor von der Abtei Seckau dargestellt wurde. May war

zutiefst betroffen, daß es wieder einmal "heilige Institutionen" waren, die diesmal sogar mit offensichtlichen Lügen um sich warfen, und daß der Schuldige auch noch von dieser Institution gedeckt wurde. Diesen Schuldigen hatte Dittrich allerdings nicht absichtlich verschwiegen; denn von ihm konnte er noch gar nichts wissen.

May wandte sich jetzt an den Abt der Benediktinerabtei in Seckau, Ildefons Schober, und dieser schaltete sich auch mehr oder weniger vermittelnd ein. Als May schließlich den Pater Beßler im Kreisgericht Leoben zu Gesicht bekam und in dem angeblichen "Professor" einen beinahe hilflosen jungen Mann vorfand, der bekennen mußte, nichts weiter als "Korrespondent" des 'Stern der Jugend' zu sein, tat er ihm nur leid.

Beßler unterschrieb einen Widerruf, wenn auch nicht in dem ursprünglich von May verlangten Wortlaut [15] . Auch die Herren Praxmarer und Auer distanzierten sich schriftlich; damit war die Angelegenheit erledigt [16] .

Heinrich Wagner, Chefredakteur der Donau-Zeitung, Passau, wurde 1868 in München geboren und verstarb daselbst 1922. Aus Ansbach kommend, war er von 1903 bis 1917 in Passau ansässig und lebte dann ein knappes Jahr in Waldsassen, von wo er dann nach München übersiedelte. Wagners Familie stammte aus Liegnitz in Schlesien; er war verheiratet und hatte eine 1894 geborene Tochter namens Emma. Die Donau-Zeitung stellte 1953 ihr Erscheinen ein[17].

Von dem nahezu vergessenen Mann hat Hermann Cardauns wenigstens einige Sätze überliefert[18]; er behauptete, Wagner habe in einem "Rettungsfeldzug" namentlich süddeutscher Blätter für May die Führung übernommen [19]. "Er (Wagner) hielt zuerst einen Vortrag. Dann folgten im Anschluß an denselben

nicht weniger als 12 Artikel in der Donau Zeitung (Nr. 314ff vom 23. November 1906 ab). Endlich ist diese Artikelserie auch noch als Broschüre erschienen: Karl May und seine Werke ... 'Sie zeigt', heißt es in einer anonymen Reklamenotiz einer Monatsschrift, die in demselben Verlag wie die Broschüre erscheint, 'wie das Schaffen Mays einzig und allein dem Studium der Menschenseele gilt. Gleichzeitig führt der Verfasser den Nachweis, wie unbegründet die Angriffe gegen Karl May in der Richtung sind, daß er gleichzeitig reine und sittlich verwerfliche Romane geschrieben haben soll. Die Unschuld Mays wird in überzeugender Weise nachgewiesen.' "

Nun, ganz so überzeugend gelang das nicht. Schon Hans Wollschläger stellte fest, Wagners treuherzige May-Apologie habe nur erreicht, "daß die bis zur Boshaftigkeit gereizte andere Seite nun zum neuerlichen Gegenschlag ausholt"[20].

Heinrich Wagners Publikation als Vorausdruck in einer namhaften Tageszeitung ist die umfangreichste Pro-May-Veröffentlichung in der damaligen Zeit überhaupt. Als verantwortlicher Chefredakteur und zugleich Verfasser hat Wagner zu dieser Tat einen beachtlichen Mut aufgebracht. Wagner war erstmals im Jahre 1906 mit May in Verbindung getreten; er erbat Unterlagen für einen Vortrag, der auch am 20. November des Jahres stattfand, und auch für eine Artikelserie in der Donau-Zeitung. Trotz mancher weltanschaulicher Gegensätze war Wagner von tiefer Verehrung für May erfüllt. Und May hätte Wagner als Repräsentanten einer prononciert katholischen Zeitung durch seine undogmatischen Glaubensanschauungen leicht in Verlegenheit bringen können. Dennoch druckte Wagner Mays 'Glaubensbekenntnis'[21].

May hatte nämlich eine Stelle in Wagners Artikelreihe zum Anlaß genommen, ihm dieses Bekenntnis zu schicken, das später auch von anderen Zeitungen nachgedruckt wurde. Wie der er-

staunte Leser feststellen muß, findet sich die von May gemeinte Stelle gar nicht mehr wörtlich in dem broschierten Nachdruck: drei Worte wurden entfernt: "May (ist Protestant und) steht auf dem Standpunkt des strengen Gottes- und Christus-Glaubens" (S.147). Wir lassen an dieser Stelle den ganzen Artikel folgen[22]:

Karl May und seine Werke.

In unseren vielbesprochenen "May-Artikeln" findet sich in Nr. 320 der "Donau-Ztg." folgender Passus:

"May ist Protestant und steht auf dem Standpunkt des strengen Gottes- und Christusglaubens, er ist der suchende Mann, der auf strengrechtlichem Boden nur das Beste will."

Herr Dr. Karl May sendet uns nun hierzu folgenden Brief:

"Sehr geehrter Herr Chefredakteur! Sie sagen in Nr.320 Ihrer Zeitung, daß ich nicht der katholischen Kirche angehöre, sondern Protestant sei. Sie irren! Ich suche nach dem Geiste und nach der Seele, nicht nur auf psychologischem Gebiete, sondern auch in Beziehung auf den Glauben. Da wurde ich von den Protestanten gestäupt und hinausgeworfen und von den Katholiken gestäupt und hinausgeworfen, sogar aus ihrem Literaturkalender. So bin ich also für den Erlöser einstweilen nur noch Christ, doch meine ich, das ist genug und Gott wird weiter helfen. In vorzüglichster Hochachtung ergebenst Karl May."

Zum weiteren Verständnis der Stellung Karl Mays fügen wir noch folgenden Brief des berühmten Schriftstellers bei, wir halten es nicht für notwendig, unseren Standpunkt dem gegenüber ausdrücklich darzulegen:

"Sehr geehrter Herr Chefredakteur! Infolge des Vortrages, den Sie in Passau über mich gehalten und dann in Ihrem Blatte

veröffentlicht haben, gelangen zahlreiche Anfragen an mich, die sich mit den von Ihnen berührten Punkten, meist aber mit meinem Glauben beschäftigen. Der Ton, in dem diese Erkundigungen gehalten sind, sagt mir, wie ernst man es mit ihnen meint. Leider ist es mir unmöglich, jedem Einzelnen zu antworten. Darum bitte ich Sie, diese Zeilen, wenn möglich, in Ihren Spalten aufzunehmen und hiebei besonders zu betonen, daß ich um Nachdruck bitte:

Mein Glaubensbekenntnis.

Ich glaube an Gott, den allmächtigen und allweisen Schöpfer aller Himmel und aller Erden. Er thront von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der Herr aller Gesetze und Kräfte und der Vater aller fühlenden Wesen!

Ich glaube an die himmlische Liebe, die zu uns niederkam, für die Sterblichen den Gottesgedanken zu gebären. Indem sie dieses tat, wurde sie für uns zur Gottesmutter. Sie lebt und wirkt, gleichviel, ob wir sie verehren oder nicht. Sie ist die Reine, die Unbefleckte, die Jungfrau, die Madonna!

Ich glaube an den von ihr Geborenen, den Sohn des Vaters. Nur dadurch, daß er Mensch wurde, konnte er uns den Vater offenbaren. Und je tiefer er sich in die Menschheitsqual versenkte, um so überzeugender mußte diese Offenbarung sein. Er ist unser Führer, unser Ideal, der Weltenheiland, der Erlöser!

Ich glaube an die göttliche Gnade, die diesen Heiland nun auch in unserem Innern geboren werden läßt, um uns wie ihn durch Leid und Tod zur Auferstehung und zur Himmelfahrt zu führen. Sie wird ausgegossen über alle Welt und spricht in allen Zungen. Sie ist der heilige Geist!

Ich glaube an die einzige, alles umfassende katholische Gemeinde der Gläubigen, zu der ein Jeder gehört, der den Pfad des Erlösers wandelt. Das ist die christliche Kirche!

Und ich glaube an das Gute im Menschen, an die Kraft der Nächstenliebe, an die Verbrüderung der Nationen, an die Zukunft des Menschengeschlechtes. Das ist das irdische Paradies, nach dem wir streben sollen, und in diesem Streben beginnt schon hier auf Erden die uns für dort verheißene Seligkeit!

Das ist es, was ich glaube. Es ist nicht ein unzulänglicher, trügerischer Körper, sondern der Geist und die Seele, der Inhalt und das Wesen meiner Religion. Mehr kann wohl niemand geben! ---

Radebeul-Dresden, den 21. Dezember 1906. Karl May."

Aus einem späteren May-Artikel Heinrich Wagners geht hervor, daß er auch Mays Erzählung "Schamah" in der Donau-Zeitung abdrucken ließ (vom 18.8. bis 9.10.1908); anschließend veröffentlichte er - noch im Oktober - die mit "H.W." gezeichnete Abhandlung "Der Schlüssel" zu "Schamah"[23].

Bemerkenswert an Wagners Äußerungen ist beispielsweise seine besondere Hervorhebung der Dorfgeschichte "Das Geldmännle" wie er überhaupt bedauert, daß May seinen Erzgebirgischen Dorfgeschichten nicht "diejenige geschäftliche Aufmerksamkeit geschenkt habe, die sie verdienen ---" (S. 137). Im Zusammenhang mit dem "Geldmännle" hebt er auch hervor, daß May einen Beitrag zum Innenleben der Tiere geleistet habe. Das klingt nach "Tierseele" und war konfessionellen Kritikern wie Ansgar Pöllmann stets äußerst verdächtig.[24]. Von Pöllmann ist allerdings weder bei Dittrich noch bei Wagner die Rede. Doch Wagner erwähnt einen namentlich nicht benannten Pater aus Pöllmanns - oder auch Beßlers - Orden, der May ganz besonders geschätzt



Karl May.

Karl May ist ein Kind bitterster Armut, des Elends. Er wurde als Sohn eines blutarmen Webers in Hohenstein-Ernstthal geboren, am 25. Februar 1842. Er wurde Lehrer und ist stolz darauf, es noch heute zu sein; nur ist seine Schulstube bedeutend größer, als sie früher war. Bis fast zu seinem dreißigsten Jahre rang er mit widrigen Geschicken; von da an aber ging es ununterbrochen aufwärts. Heute hat er wohl den bedeutendsten Leserkreis, und Tausende von Zuschriften legen Zeugnis dafür ab, daß er nicht vergeblich schrieb. Dabei ist er das stille, bescheidene Kind der Armut geblieben, mit stets offenem Herzen und offener Hand für die Bedürftigkeit.

Er hat ein hohes, festes Ziel, nach dem er strebt, und nichts wird imstande sein, ihn davon abzubringen. Trotz aller bisher von ihm erschienenen Bände behauptet er, eigentlich noch nichts geschrieben, sondern nur skizziert, geübt und vorbereitet zu haben; die Kritik habe das nicht erkannt und darum sich bis heute in ihm geirrt; noch sei er kein Literat, er hoffe aber, es zu werden, sobald er gelernt habe, was und wie man schreiben muß. Jetzt nun, im Alter von 63 Jahren, glaube er, es zu wissen.

Das vierbändige Werk „Im Reiche des silbernen Löwen" enthält einen psycho-biographischen Versuch über sein bisheriges inneres Leben. In dem Buche „Und Friede auf Erden" ist seine geistige Welt in kurzen, kräftigen Strichen angedeutet. Überhaupt sind seine sogenannten „Reiseerzählungen" zwar allerdings zunächst das, was dieser Titel sagt, in Beziehung auf ihren eigentlichen tieferen Inhalt aber doch etwas ganz anderes, vielleicht noch nie von irgend wem Geschriebenes. Vor allen Dingen ist es ihm niemals eingefallen, diese Bücher für die unerwachsene, urteilslose Jugend zu schreiben. Das ist es, was ich hier noch besonders betonen muß!

Frau Klara May.

habe. Dieser war Wagners Geographielehrer an einem erzbischöflichen Seminar (S.141).

Überhaupt verfügte Wagner in katholischen Kreisen über weitreichende Verbindungen, vor allem zu den wichtigen katholischen Publikationsorganen. Als sein größtes Verdienst darf man werten, daß er wesentlich beteiligt war an der Aussöhnung Mays mit dem "Deutschen Hausschatz" (Chefredakteur Dr. Otto Denk), wodurch May den entscheidenden Impuls zu seiner Dichtung des "Mir von Dschinnistan" empfing.

Als Quellensammlung nützlich sind schließlich Wagners Zitate aus den zeitgenössischen Nachschlagewerken. Mays Selbstdarstellung - unterzeichnet mit "Frau Klara May" - in dem von Wagner genannten Sammelwerk "Bildende Geister"[25] bringen wir als verkleinerte Faksimile-Wiedergabe. Die "Literarischen Silhouetten" würdigten sogar "Babel und Bibel"; beachtenswert der von Wagner herausgestellte Satz, "daß May für seine Zeit zu früh gelebt, daß seine Werke erst von späteren Generationen verstanden werden", und seine spätere Schlußfolgerung in Mays Sinne, "daß der Gedanke eines ewigen Völkerfriedens aus dem Stadium der Utopie in den Bereich der erfüllbaren Wünsche tritt; wenn wir ihn vernunftgemäß behandeln" (S.166, 174).

Im Vergleich zur Dittrich-Broschüre "Karl May und seine Schriften" - die niemand ohne innere Anteilnahme wird lesen können - wirkt Heinrich Wagners "Karl May und seine Werke" etwas nüchtern und trocken. Und doch enthält die "kritische Studie" nichts weniger als eine Art Vorausreferat zu Mays "Leben und Streben" in der Sache Münchmeyer & Co. Ganz anders wieder Franz Weigls "Karl Mays pädagogische Bedeutung", die erste Spezialuntersuchung über May überhaupt! Wohl sind die Erkenntnisse inzwischen fortgeschritten und präzisiert, nicht aber überholt; Weigl machte nur den Anfang.

Dr. Franz Xaver Weigl wurde 1878 in Preith/Mfr. geboren und verstarb 1952 in Gräfelfing. Er war als Stadtschulrat in Amberg tätig und vertiefte - als namhafter Volksschulpädagoge - den Arbeitsschulgedanken. Verfasser der Werke: Wesen und Gestaltung der Arbeitsschule (1921, 1949) und Der Leseunterricht (1921); Herausgeber der Pädagogischen Zeitfragen, darunter als Heft 22: Karl Mays pädagogische Bedeutung. Auch nach seiner Pensionierung (1931) beschäftigte sich Weigl mit pädagogischen Fragen, vor allem in Zusammenarbeit mit Ludwig Auer, Donauwörth.[26] Ansgar Pöllmann (in 'Über den Wassern', 1910, S.173) bekannte: "Ich kenne Herrn Weigl persönlich; ich habe ihn bei Gelegenheit eines seiner zündenden Vorträge kennengelernt, und ich kann gar nicht sagen, wie tief es mich schmerzt, in dieser einzigen Frage (Karl May!) als sein Gegner auftreten zu müssen."

Mit dem "Kollegen" Franz Weigl war May seit Jahren gut befreundet. Ein auf sehr hohem Niveau stehender Briefwechsel ist bereits im Jahre 1903 nachzuweisen[27]; aus einem nicht datierten Brief geht hervor, daß May seinen Briefpartner mit *Mein lieber Freund* anredete[28]. Die Aufnahme des Themas May in die Reihe der "Pädagogischen Zeitfragen" und seine positive Behandlung ist nicht weniger als mutige Tat zu werten als Wagners Artikelreihe in der Donau-Zeitung. Als Herausgeber der Pädagogischen Zeitfragen hatte Weigl seinen Ruf aufs Spiel zu setzen. In die zweite Auflage seiner Schrift hat Weigl 'Die Schund- und Giftliteratur und Karl May, ihr unerbittlicher Gegner' von Oberlehrer F. Langer aufgenommen, ein Artikel, der bereits in mehreren Blättern erschienen war[29]. Wie bereits Viktor Böhm vermerkte, ist Franz Langer jedoch Karl May selbst[30]. Ob Weigl diese Identität kannte, wissen wir nicht.

Möglicherweise ist noch ein anderer umfangreicher May-Text von Anfang an in Weigls Schrift enthalten. Weigl stellte "diese ganz vorzüglichen Betrachtungen" ... "mit Genehmigung des

Autors", der jedoch unbenannt bleibt, an den Anfang seiner Abhandlung. Hier besteht allerdings kein Zweifel, daß Weigl wußte, wer der Verfasser war; nur wir wissen es - noch - nicht! Ließe sich Karl May als Autor nachweisen, so enthielte Weigls Schrift zur Hälfte May-Texte!

Sein Thema betreffend, stellt Weigl ausdrücklich fest, daß er Erziehung "nicht im landläufigen, sondern im tieferen ästhetisch-kulturellen Sinne" meint. May ist, so legt er weiterhin dar, "von dem eng begrenzten erzieherischen Beruf der Schulstube in diese großen volkserzieherischen Aufgaben geworfen" worden (S.199) und strebt danach, "von tiefbegründeten, wohlüberlegten und planmäßig aufgebauten erzieherischen Tendenzen getragen, die große Mission des deutschen Schrifttums zu erfüllen (S.216).

Der Verfasser dankt besonders Herrn Ekkehard Bartsch, Kulmbach, für die freundliche Hilfe beim Zusammentragen von "Fakten". Wir danken Frau Dr. Mikaelian-Weigl, der Tochter Dr. Franz Weigls, für die Genehmigung zum Wiederabdruck der Weigl-Broschüre. Für Dittrich und Wagner haben Rechtsnachfolger - auch mit Hilfe der Deutschen Bibliothek, Frankfurt/M. - der amtlichen Auskunftsstelle der deutschen Bibliotheken - nicht ermittelt werden können. Der Herausgeber ist jedoch bereit, rechtmäßige Ansprüche abzugelten.

Mannheim, im Dezember 1975

Hansotto Hatzig

Anmerkungen

1 Neuere Nachforschungen ergaben, daß 1913, bisher als Dittrichs Todesjahr angenommen, falsch ist. Siehe dazu Hainer Plaul, Anhang zu Karl May, "Mein Leben und Streben", Hildesheim 1975, Anmerkung 296.

2 Laut Nekrolog zu Kürschners Literaturkalender 1901 - 1935 sind noch folgende Dittrich-Publikationen anzugeben: die Soldatengeschichten "Zweierlei Tuch" (1871) und "Mobile Mannschaft" (1888), "Eine Fahrt durchs Böhmerland" (1886) und der Schwank "Marion, das Franzosenmädchen" (1891). Ausführliche Bibliographie bei Hainer Plaul, a.a.O., Anmerkung 296.

3 Hans Wollschläger, "Karl May", Reinbek 1965, speziell S.107; Hansotto Hatzig. Karl May und Sascha Schneider, Bamberg 1967. Neuerdings auch bei Hainer Plaul, a.a.O., speziell Anmerkung 296.

4 Hans-Jürgen Syberberg, "Karl May", TMS-Film im Verleih der Warner Columbia; der Darsteller des Max Dittrich: Attila Hörbiger (s.a. Mittl. KMG Nr.22, 34).

5 Karl May, "Mein Leben und Streben", Freiburg 1910, 264ff.

6 Karl May, a.a.O. 266.

7 Original dieser Erklärung im Archiv des KMV Bamberg. Nach Hainer Plaul (a.a.O., Anmerkung 297) wurde Dittrichs Buch bereits im März 1905 aus dem Handel gezogen.

8 Manfred Hecker/Hans-Dieter Steinmetz, "Die tschechischen Karl-May-Ausgaben", Mittl. KMG Nr. 22, 9ff., speziell S.14.

9 Rudolf Lebius, "Die Zeugen Karl May und Klara May", Berlin 1910, 117 (Fußnote)

10 H.Hatzig, a.a.O. 21.

11 H. Hatzig, Schrifttum um Karl May, in Ges. Werke Bd.34, 22. Aufl., Bamberg 1958, S. 382. 23. -26. Aufl.: S. 381 vom Herausgeber gekürzt. Ab 27. Aufl. fällt das Kapitel "Schrifttum" weg.

12 Wolf-Dieter Bach, "Fluchtlandschaften", Jb-KMG 1771, 39ff., "Sich einen Namen machen", Jb-KMG 1975, 34ff.

13 Weitere Anti-May-Texte waren erschienen im "Stern der Jugend" vom 17.4.1902 (Unterrichtsbriefe), 28.6.1902 (Auskunftsbureau), 12.7.1902 (Auskunftsbureau).

14 Hermann Cardauns bei R. Lebius, a.a.O. 197.

15 Karl May, a.a.O. 291.

16 Über diese Affäre auch bei R. Lebius, a.a.O. 196 - 198. Neuerdings bei Hainer Plaul, a.a.O., Anmerkungen 351 bis 353.

17 Für die freundliche Übermittlung dieser Daten danke ich dem Stadtarchiv Passau; weitere Daten verdanke ich der Stadtverwaltung Waldsassen und dem Stadtarchiv München.

18 Hermann Cardauns bei R. Lebius, a.a.O. 198

19 An diesem "Rettungsfeldzug" war laut Cardauns beteiligt Lorenz Knapp mit seinem Aufsatz über das Problem May in der Lit.Beil. zur Augsburger Postzeitung vom 27.11.1906 (Nr. 52, dsgl. Nr. 54); nachgedruckt von Straubinger Tageblatt (9.2.1907), Bayerischer Kurier (10. und 11.2.1907), Radebeuler Tageblatt (17.2.1907).

20 Hans Wollschläger, a.a.O. 116

21 Veröffentlicht in der "Donau-Zeitung" Nr. 3 des Jahres 1907.

22 Siehe auch die durch Mario Wernerus ermöglichte Faksimile-Beilage zu den Mittl. KMG Nr. 19.

23 "Donau-Zeitung" Nr. 281 vom 12.10.1908. Heinrich Wagner zitiert mehrfach die "Augsburger Postzeitung" vom 27.11.1906 (Krapp), 28.7.1907 (von Ozoroczy), 18.9.1907, 18.12.1907, 28.7.1908 (von Ozoroczy).

24 A. Pöllmann, Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie, in Historische-politische Blätter, Bd. 127, 1901: X. und XI. Petri-Kettenfeier Rosegger, S. 568ff. und S. 629ff.; XII. Neuestes von Karl May, S. 823ff., speziell S. 827 mit Fußnote.

25 "Bildende Geister", Unsere bedeutendsten Dichter und Schriftsteller der Gegenwart und Vergangenheit in charakteristischen Selbstbiographien sowie gesammelten Biographien und Bildern, bearb. und redigiert von Fritz Abshoff, I. Bd., Berlin 1905. Unter den ca. 200 Persönlichkeiten der "Gegenwart" finden sich Bahr, Bierbaum, Fulda, Ganghofer, Gorki, Halbe, Gerhart Hauptmann, Heyse, Holz, Liliencron, Maeterlinck, Thomas Mann, Raabe, Rosegger, Schnitzler, Schweiger-Lerchenfeld, Heinrich Seidel, Sienkiewicz, Stinde, Sudermann, Bertha von Suttner, Tolstoi, Wildenbruch, Wolzogen und auch die Pseudonyme K. Hohenthal, Latréaumont und E. v. Linden, jeweils mit dem Vermerk: siehe Karl May.

26 Zitiert nach "Der Große Herder", Freiburg 1953, sowie nach freundlicher Auskunft durch Frau Dr. Mikaelian-Weigl, der Tochter des Verfassers.

27 Hatzig, "Karl May und Sascha Schneider", Bamberg 1967, 40 - 41.

28 Hans Wollschläger, a.a.O. 105.

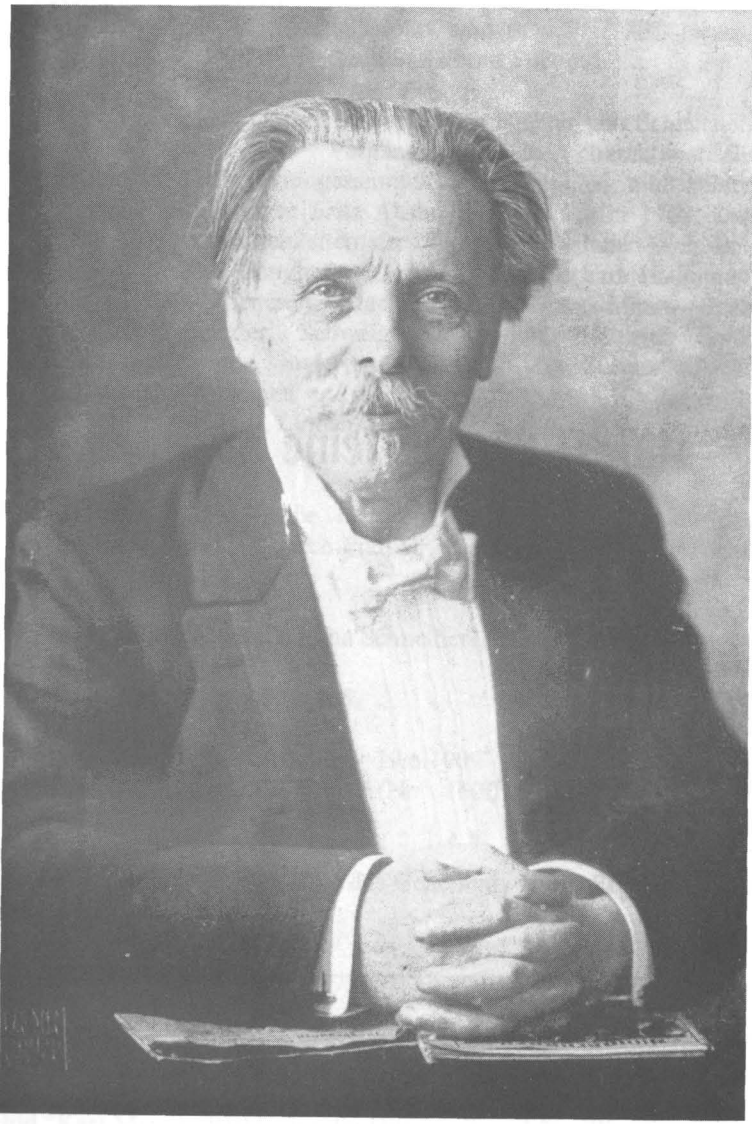
29 "Mährischer Volksbote" vom 19.6.1909 (Nr.25ff.), "Augsburger Postzeitung" vom 20.7.1909 (Nr. 160ff., gekürzt), "Badische Lehrerzeitung" Nr. 41ff. 1909.

30 Viktor Böhm, "Karl May und das Geheimnis seines Erfolges", **Wien** 1955, 45.

Im Interesse der Einheitlichkeit wurden die Faksimiles im Format einander angepaßt bzw. neu umbrochen. Die Original-Paginierung wurde von unten nach oben versetzt.
Das Bild "Karl May im Park", das die Dittrich-Broschüre illustriert, ist im Original nach Seite 52 eingefügt.

Max Dittrich:

Karl May und seine Schriften.



Karl May.

Karl May und seine Schriften.

Eine literarisch-psychologische Studie
für Mayfreunde und Mayfeinde

von

Max Dittrich.

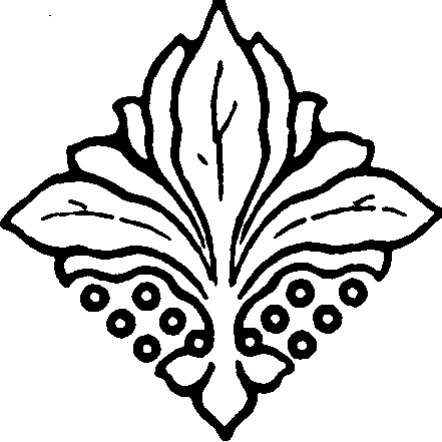
Mit zwei Lichtdruck-Bildern.

Zweite Auflage.

Motto: Wir gleichen bleiernen Soldaten,
Genau gerichtet nach der Schnur,
Wagt einer es mit Worten, Taten
Sich aus dem Glied: „O seht den Narren nur!“
Und Haß und Hohn wird ihm geboten,
Bis einst vielleicht wird aufgestellt
Ein Standbild „dem verehrten Toten“:
Zum Vorbild der gesamten Welt!

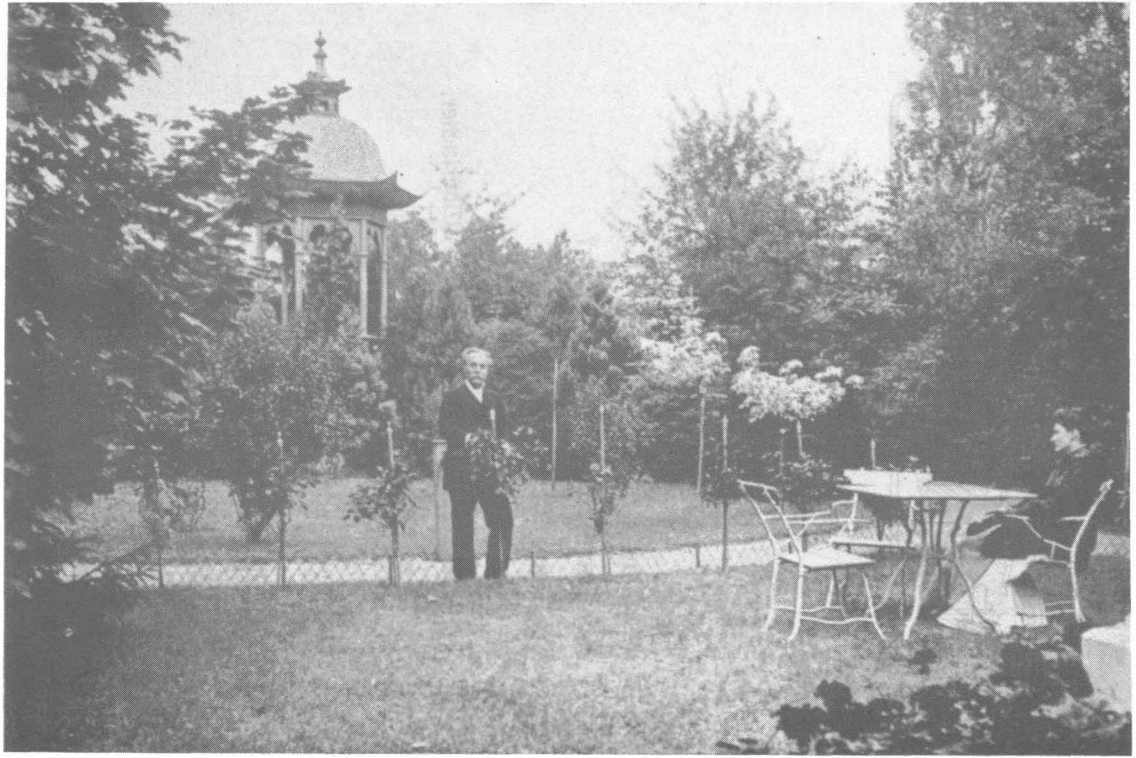
Dr. med. Klencke-Mannhart.

Dresden 1904.
C. Weiskes Buchhandlung (Gg. Schmidt).



Inhalt:

I. May und ich.
II. Mays Weg: Woher? wohin?
III. Mays Werke und Wirken.
IV. Die May-Gemeinde.
V. Mays Verfehlungen und seine Widersacher.
VI. Schlußwort.



Parkanlicht von Mays Villa „Shatterhand".

I.

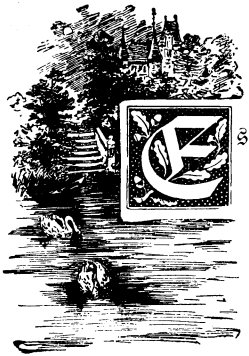
May und ich.

„Wie überſetzeſt Du denn eigentlich das lateiniſche „Collega", mit welchem Worte ſo viel Mißbrauch und Heuchelei getrieben wird?" ſo frug mich vor Jahren einmal der alte Profeſſor und Ritter, Italienfahrer und Sachſenſänger Julius (Uli) Schanz, der Vater der Dichterin Frieda Schanz.

„Collega? Nicht anders als mit Todfeind!" verſetzte ich raſch und beſtimmt, war ich damals doch noch ein junger Mann in ungebrochener Vollkraft, bekannt als einer, der gern reinen Wein einſchenkte.

Da lachte Schanz hell auf und ſagte: „Todfeind! Ganz famos! Dieſe Auslegung nehme ich in Kommiſſion!"

Das iſt ſchon lange her! Schanz iſt inzwiſchen geſtorben und ich habe einen grauen Kopf bekommen, weiß aber nun auch, daß mein ſchroffer Ausſpruch von damals nicht immer zutrifft und zwar weiß ich das, ſeit Karl May mein Freund geworden iſt. Wir haben allerdings auch nie zu einander „Herr Kollege" geſagt. Er kann das lateiniſche „Mitgeſell" nämlich ebenſo wenig leiden, wie ich.



Es war ein außergewöhnlich schöner Tag im Monat März des Jahres 1900, als ich von Saulgau in Oberschwaben, wo ich damals tätig war, mit der Eisenbahn nach Friedrichshafen fuhr. Ich wollte von dort über den Bodensee nach Lindau, wo mich ein lieber Freund aus München erwartete.

Infolge des schönen Wetters herrschte in Friedrichshafen ein sehr lebhaftes Treiben. Ein klarer, wolkenloser Himmel spannte sich über die weite Fläche des Sees, auf dessen grünen, spiegelklaren Fluten die glitzernden Lichtstrahlen der Sonne wie Nixenkinder tanzten und gaukelten, und die riesigen Hochaltären vergleichbare Alpenkette auf Schweizer Seite grüßte majestätisch herüber, den Blick immer von neuem fesselnd und festhaltend. Mein Dampfer, der „König Wilhelm", lag schon zur Abfahrt bereit. Bald erklang die Schiffsglocke zum Abgang, und das

schöne Schiff rauschte hinaus auf die spiegelglatte Fläche des Sees.

Es waren nicht viel Passagiere an Bord; ich befand mich in sehr froher Stimmung und ließ entzückten Auges den Blick verweilen auf den stetig wechselnden Uferbildern und Seeszenen. Meine Gedanken eilten dem Reiseziele zu, und es war mir zu Mute, als ob ich heute einem sehr freudigen Ereignisse entgegenginge. Das Wiedersehen, das mir bevorstand, sollte, wie ich hoffte, einen neuen Lebensabschnitt für mich einleiten. Es kam aber ganz, ganz anders, als ich gedacht und geträumt, wie dies ja zumeist im Leben einzutreten pflegt. . . . . Der Mensch denkt — — und Gott lenkt! — — —

Mit meinen eigenen Gedanken allzusehr beschäftigt, hatte ich zuerst noch wenig Notiz von meinen Mitreisenden genommen. Nachdem das Schiff aber in Langenargen angelegt und einige weitere Reisende, augenscheinlich Studenten oder Gymnasiasten, aufgenommen hatte, wurde ich auf die Mitreisenden durch ein sich entspinnendes, lebhaftes Gespräch aufmerksam.

Die Neuangekommenen waren von den bereits anwesenden Passagieren, lauter Altersgenossen, freundlich begrüßt worden, und die jungen Leute setzten sich alsbald unweit von mir auf das Oberdeck, eine lebhafte Unterhaltung beginnend. Aus derselben, auf welche ich zunächst gar nicht Obacht gab, schlug aber plötzlich ein vielgenannter Name an mein Ohr, der mir nur zu gut bekannt und in den letzten Jahren

schon wiederholt recht lebhaft in die Erinnerung zurückgerufen worden war: der Name Karl May.

Unwillkürlich lauschte ich nun den ferneren Reden der jungen Leute.

„Hast Du den neuen May-Band schon gelesen? Denke Dir nur: Mir ist er für alle Zukunft verboten worden! Ich soll überhaupt keine May-Schriften mehr lesen."

„Warum denn nicht? Das ist ja Unsinn! Diese Bücher sind doch noch ebenso gut und gehaltreich, wie sie früher waren."

„Ja, aber die Zeitungen hören doch gar nicht mehr auf zu schelten und zu behaupten, daß die Schriften von Karl May höchst schädlich seien."

„Warum hat man ihn denn da früher so lange Jahre hindurch allseitig in den Himmel gehoben und ihn für den besten deutschen Schriftsteller erklärt? Ich verstehe wahrhaftig nicht, warum man dieses Urteil nunmehr in das strikte Gegenteil verkehrt! Jeder gewissenhafte May-Leser muß hierüber doch unbedingt stutzig werden."

„Auch mir ist dieser plötzliche und auffällige Umschwung der Dinge ein Rätsel, und ich möchte wohl wissen, wie das alles zusammenhängt und wie sich dieser Meinungswechsel vollzogen hat. Erst wurden die May-Bücher auf das wärmste und lebhafteste als vorzügliche Lesekost empfohlen, jetzt werden sie verboten und als pures Gift für die Jugend hingestellt. Die Zeitungsschreiber können sich ja gar nicht genug tun im Verlästern der May-Literatur. Was nur dahinter stecken mag?"

„Es ist in der Tat ganz merkwürdig", mischte sich ein Dritter in das Gespräch: „Vor zwei Jahren konnte man noch in allen Blättern von Oesterreich und Süd- und Mitteldeutschland lange Berichte lesen über den begeisterten Empfang, der May im Februar 1898 zu Wien in der Leogesellschaft bereitet worden war, sowie daß er in der Kaiserstadt an der Donau von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Theresia, im Beisein der Erzherzoginnen Maria Anunziata und Elisabeth, sowie der beiden Söhne des Erzherzogs Otto und des Herzogs Karl Theodor von Bayern in mehrstündiger Audienz empfangen und in sehr ehrender Weise ausgezeichnet worden sei. Heute aber geberden sich dieselben Blätter, als sei May eine Art literarischer Gottseibeiuns, vor dem man die drei allerfrömmsten Kreuze zu schlagen habe!"

„Was mag da nur hinter den Kulissen der Oeffentlichkeit vorgegangen sein, daß ein so totaler Umschwung der sogenannten öffentlichen Meinung eingetreten ist! Wer mag dabei die Hand im Spiele haben?"

„Wer? Das kann man sich doch denken, wenn man es auch nicht direkt erfährt. Aber unseren May werden wir uns doch nicht nehmen lassen — was?!"

„Nein, auf keinen Fall! Er wird weiter gelesen trotz aller Schleicherei und Hetzerei von seiten seiner Feinde."

„Hoch, Karl May, dreimal Hoch!" rief einer der Sprecher und die anderen stimmten mit ein, indem sie die Mützen schwenkten.

Ich hatte mich nicht in das Gespräch der jungen Leute eingemischt, aber mit sehr großem Interesse ihren Reden und ihrem Meinungsaustausch zugehört, denn Karl May war mir ein alter, lieber Bekannter, obgleich wir uns nur zweimal im Leben für ganz kurze Zeit gesehen und gesprochen hatten. Es gibt aber Menschen, die man nicht jahrelang zu studieren braucht, um sie lieb zu gewinnen und nie wieder zu vergessen.

Drei Jahrzehnte waren nun darüber hingegangen, und unsere Lebenswege hatten gar sehr verschiedene Richtungen eingeschlagen. May war ein namhafter, erfolgreicher und eigenartiger Schriftsteller geworden, während ich mich als Publizist in der Tretmühle der Tagespresse abgerackert hatte im Dienste anderer, die dabei nicht schlecht gefahren sind, während ich selber mir nur einen leidlich bekannten Namen errungen habe — weiter nichts! Die Fülle der Tag für Tag meinen Geist in Anspruch nehmenden Ereignisse auf der Weltbühne hatten mein Gedächtnis an diesen Mann fast ausgewischt. Während der letzten Jahre aber war mir die Erinnerung an ihn wiederholt gar lebhaft in das Gedächtnis zurückgerufen worden, so daß ich jetzt während der Fahrt über den Bodensee den Gedanken nicht mehr los wurde, May und ich würden auf dieser Welt vielleicht noch ein Stück Wegs zusammen zu gehen haben.

Wie mir auf einmal diese Meinung im Kopfe wach wurde, weiß ich nicht zu sagen. Sie war aber da und beschäftigte mich ununterbrochen, sogar noch bei der Ankunft in Lindau. . . . .

Schon in Saulgau hatte man mich wiederholt nach May gefragt, nachdem man erfahren, daß ich, wie er auch, aus Sachsen stamme, und wollte von mir gar zu gern Näheres über seine Person, sein Leben und seine äußeren Schicksale wissen. Alle Welt interessierte sich nämlich dort für ihn, und es gab nur wenige Häuser in dem kleinen freundlichen Schwabenstädtchen, wo May und seine Reiseerzählungen nicht bekannt und beliebt waren. Ich konnte den guten Leuten leider nur ganz ungenaue Auskunft geben, weil ich damals selbst noch nicht allzuviel über ihn und seine Lebensschicksale wußte.

Die beiden Jahre vorher war ich zwar in der Vaterstadt Mays monatelang tätig gewesen und dort war mir zuerst die Bekanntschaft mit ihm in früherer Zeit im Gedächtnis neu belebt worden. Was man mir aber dort über ihn alles erzählt und berichtet hatte, war mir wie mehr Dichtung als Wahrheit erschienen. Ich bemerkte sehr bald, daß sich ein ganzer Sagenkreis um den seltenen Mann gewoben hatte.

Es wurden mir Szenen aus seinen Büchern erzählt, als ob sie nicht in der Ferne, sondern dort an Ort und Stelle geschehen seien. Man berichtete mir Dinge, die mich geradezu Wunder nahmen. Kurz, ich sagte mir, das ist doch dein Karl May nicht, den du vor Jahren in Dresden kennen gelernt hast. Wenn du ihn doch wieder einmal von Angesicht zu Angesicht sehen könntest, ob es noch der alte, geistreiche und humorvolle, dabei aber anspruchslose und schlichte Mann ist von damals, oder ob ihm auch die Berühmt-

heit und Wohlhabenheit, zu der er inzwischen gelangt ist, den Kopf verdreht und ihn stolz und hochmütig gemacht hat. So sollte er nämlich geworden sein, nach dem Urteil seiner Landsleute. Geld und Ruhm bringen ja auch gar nicht selten solch eine Umwandlung des Menschen hervor!

Das vorstehend geschilderte Erlebnis auf dem württembergischen Bodenseedampfer „König Wilhelm" weckte zum dritten Male die Erinnerung an Karl May in meinem Gedächtnisse und ich nahm mir bei dieser Gelegenheit fest vor, den lieben alten Bekannten aus der goldenen Jugendzeit nach meiner Rückkehr in die Heimat aufzusuchen und näher kennen zu lernen, denn was ich über ihn gehört und wie dies geschehen, das alles fesselte mein Interesse in jeder Hinsicht.

Diese meine Absicht wurde noch verstärkt in den folgenden Jahren, welche ich zu Limburg an der Lahn und zu Straßburg i. E. zu verbringen hatte. Meine Tätigkeit als Zeitungsredakteur an genannten Plätzen spielte mir eine solche Menge Notizen über May, freundlicher, wie unfreundlicher Natur, in Tagesblättern und Zeitschriften tagaus, tagein in die Hände, daß mein erwecktes Interesse für ihn nicht wieder zum Einschlafen kam und ich immer begieriger wurde, den Meister der Schrift zu sehen und kennen zu lernen, dessen Bekanntschaft ich vor einem Menschenalter zuerst gemacht, als wir beide soeben erst das Noviziat von Gutenbergs schwarzer Kunst überstanden hatten und zum ersten Male gedruckt worden waren.

In Straßburg fing ich auch zuerst an, einige der mir bis dahin noch nicht bekannt gewesenen Mayschen Reiseerzählungen zu lesen und Gefallen daran zu finden. Wie allen Lesern derselben erging es auch mir: Mein Verlangen, mehr zu lesen, stieg ebenso wie der Wunsch, den Verfasser dieser eigenartigen Schöpfungen näher kennen zu lernen.

Es blieb lange beim Wünschen!

Die vielfachen Tagesgeschäfte, die ich als politischer und Feuilletonredakteur einer gelesenen Zeitung zu erledigen hatte, ließen mich immer nicht dazu kommen, meine Absicht, einmal an May zu schreiben und an unsere frühere Bekanntschaft zu erinnern, auszuführen, bis ich endlich eines schönen Tages wieder in einer führenden katholischen Zeitung, die vordem Mays Lob in allen Tonarten gesungen hatte, einen hämischen und herabsetzenden Aufsatz gegen ihn und seine Werke las.

Jetzt lief mir die Galle über, und ich schrieb ihm einen Brief, erinnerte ihn an unsere alten Beziehungen, und stellte ihm die Spalten meiner Zeitung zur Verfügung für den Fall, daß er auf jene Angriffe etwa früher oder später eine Antwort zu geben gewillt sei.

May dankte brieflich mit freundlichen Worten für mein Anerbieten, lehnte es aber ab, sich mit solchen Gegnern in der Oeffentlichkeit oder überhaupt herumzuzanken und schloß mit der Versicherung, sich meiner von früher her noch recht gut zu erinnern.

Wenige Monate später zwang mich ein plötzlich auftretendes, lästiges Leiden, mich einer Operation zu

unterziehen, und ich begab mich nach Dresden in die Klinik des mir von früher her bekannten Hofrats Dr. Haenel, um diese Operation daselbst vollziehen zu lassen. Während ich krank in der Klinik lag, erhielt ich eines Tages über Straßburg einen Eilbrief von Karl May, worin er von mir eine eilige Auskunft begehrte. Ich benachrichtigte ihn telegraphisch von meiner Anwesenheit in der Haenelschen Klinik, und noch am Abend desselben Tages erschien er an meinem Krankenbett.

Das war unser Wiedersehen nach einem Menschenalter, und als sich unsere Hände begrüßend und Abschied nehmend in einander legten, schaute ich ihn fragend und prüfend in die klaren, blauen Augen hinein, welche feucht schimmerten, und sagte bei mir selber, als sich die Tür beim Weggehen hinter ihm geschlossen hatte: „Das ist er noch, der alte liebe, gute May, den du in jungen Jahren kennen lerntest. Was man von ihm fabelt und sich zusammenreimt, ist erlogen und falsch, und wenn ich wieder gesund werden sollte, wird es eine meiner Aufgaben sein, diese irrigen Meinungen und Nachrichten nach Kräften richtig zu stellen!“

In der darauf folgenden Nacht träumte mir, daß mir diese selbstgestellte Aufgabe zu lösen gelungen sei, unter Mitwirkung mehrerer glänzender und mächtiger Lichtgestalten, die mir viel zu denken gaben, weil ich sie mir damals noch nicht zu deuten wußte.

May besuchte mich öfters, und sein Erscheinen rief in der Klinik immer einen kleinen Aufruhr hervor.

Die Krankenschwestern, meist Diakonissinnen, welchen allen ohne Ausnahme seine Werke zum Teil bekannt waren, machten sich eine nach der anderen während seiner Anwesenheit in meinem Zimmer daselbst einen Behelf, um den vielgenannten Schriftsteller auch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und ihre Freude war groß, als May für die Bibliothek des Schwesternzimmers die letzterschienenen Bände seiner Reiseerzählungen herschenkte. Wenn er kam und ging, folgten ihm die Blicke gar vieler Augen.

Das Krankenzimmer neben dem meinigen hatte ein zwölfjähriger Knabe, Sohn reicher Eltern, inne, zu dessen Pflege eine eigene Schwester bestellt war. Auch das Kind hatte erfahren, daß Karl May dann und wann in die Klinik komme, mich zu besuchen, und ließ mich infolgedessen gar bald durch seine Pflegerin bitten, ihm doch zu sagen, daß er die Güte haben möge, den Knaben auch einmal durch seinen Besuch zu erfreuen. May erfüllte sofort den Wunsch des Kleinen, der beim nächsten Besuch seiner Eltern ihnen glückstrahlend erzählte, daß er hier in der Klinik den berühmten Mann gesehen habe, aus dessen schönen Büchern ihm schon so viel in der Krankheit stärkendes und tröstendes vorgelesen worden sei.

Nachdem ich das Bett verlassen hatte, verbrachte ich auf Einladung Mays die nächsten Wochen als Rekonvaleszent in seinem Hause zu Radebeul und hatte in dieser Zeit reichlich Gelegenheit, den Schriftsteller und Menschen May kennen und schätzen zu lernen, nicht minder den größten Teil seiner Schriften

zu studieren. Eine neue schöne Welt ist vor meinem geistigen Auge damals aufgegangen, und tagtäglich konnte ich Einblick nehmen in die innigen Beziehungen, welche May mit seinen überaus zahlreichen Lesern allerwärts verbinden.

Kein Tag verging, kein Briefträger trat seinen Rundgang an, ohne daß nicht auch in den Briefkasten der Mayschen Villa Briefe geworfen wurden, voll von dankbaren Worten für die guten Lehren, welche die May-Leser von ihrem Meister durch seine Schriften erhalten hatten. Es war geradezu rührend, in jenen Dokumenten die vielen feinen Fäden zu finden, welche die Herzen und Seelen der May-Leser mit ihrem Lehrer und Prediger unauflöslich verbinden, und ich lernte begreifen, warum May nicht nur turmhoch sich erhebt über engherzigen Konfessionshader, sondern auch verschmäht, sich mit seinen ihm in keiner Weise ebenbürtigen Gegnern und Widersachern in öffentlichen Blättern herumzustreiten.

Er hat besseres zu tun und braucht seine Zeit zur Lösung von höheren, schöneren und dankbareren Aufgaben!

Auf hoher Warte stehend, will er nur Gutes, Schönes und Liebes geben, und seine Losung ist: „Wenn auch nur einer meinen Glauben achten lernt, so ist mein Tagewerk nicht umsonst getan. Kämpfen aber will und werde ich nur gegen den die Volksseele zerwühlenden Pessimismus. Wir müssen wieder Christen werden und als solche glauben, hoffen und lieben lernen, wenn es besser werden soll."

Wiederholt ist es während meines Verweilens in Mays Hause im Sommer 1902 auch vorgekommen, daß an der verschlossenen Pforte der Villa „Shatterhand“ auf der Kirchstraße in Radebeul Fremde erschienen, einzeln oder ganze Familien oder Trupps, die bei der Durchreise von Dresden aus Mays Landsitz aufsuchten, um als seine Leser und Verehrer ihn, sein Heim und seine Arbeitsstätte zu sehen und kennen zu lernen. Es ist nicht zu beschreiben und für Fernstehende kaum glaublich und kaum zu verstehen, wie groß jedesmal die Freude dieser allen Ständen angehörenden guten Menschen war, wenn sie ihren Zweck erreichten, und wie traurig sie wieder fortgingen, wenn ihr Weg vergeblich war, infolge Abwesenheit Mays. Ich selbst habe mehrfach bei Fällen letzterer Art den erschienenen und von weither gekommenen Mayfreunden wenigstens Garten und Haus gezeigt.

Nicht ohne Gewinn für mein Geistes- und Seelenleben bin ich damals von May geschieden und ich möchte, soweit dies in meinen Kräften steht, ihm dafür gern auch eine Freude bereiten und hoffe, dies vielleicht doch durch diese Schrift zu erreichen. Zwar hat er ausdrücklich und wiederholt sich verbeten, daß ihm und seiner schriftstellerischen Wirksamkeit etwa ein sogenannter literarischer Lorbeerkranz geflochten werde von Freundes- oder dankbarer Hand. „Das besorgen meine Gegner schon weit besser und gründlicher“, sagte er mit humoristischem Gleichmut; „wozu sollen sich da auch noch meine Freunde um mich bemühen. Der Morgen tagt ja schon!“

Wenn daher Karl May auch über diese meine Ausführungen und Mitteilungen über ihn, sein Leben und sein Walten am Ende wenig oder gar nicht erbaut sein sollte, so hoffe ich, dann damit doch wenigstens seinen vielen Tausenden von Freunden und Lesern etwas in die Hand zu geben, was ihnen den allgemein verehrten Mann menschlich näher bringt und sein ganzes Wesen verständlicher zu machen sucht. Ist er doch zumeist in der Vorstellung vieler weit mehr Uebermensch, und weiß ich im Gegenteil aus meinen Erfahrungen, die ich mit ihm und May-Lesern hier und dort gemacht habe, wie begierig ein jeder von letzteren ist nach Nachrichten über den Meister, dieser aber sich seinen Verehrern nur zu gern gleichstellt und als Mensch mit Menschen verkehrt. Nichts liegt ihm ferner und ist seinem bescheidenen und schlichten Wesen mehr entgegen, als das Hinausheben über andere.

Und so mögen denn diese Blätter, ein Produkt aufrichtiger Verehrung und herzlicher Dankbarkeit, hinausfliegen in die weite Welt für May-Freunde wie für May-Gegner. Ich habe in meinen früheren Jahren schon manchem auf sonniger Lebenshöhe stehenden Manne mit weltbekanntem Namen das Gewaffen getragen und den Ruhmeskranz des Tages flechten helfen; ich lege nun als Altgewordener und von den Zeit- wie Berufsgenossen bereits Halbvergessener für Karl May, dessen Freund ich erst in spätem Lebensalter geworden bin durch die erzählte, seltsame Schicksalsfügung, diese bescheidenen Gedenkblätter dem deutschen Volke ans Herz, zur Aufklärung und Steuer der

Wahrheit, für die ich immer eingetreten bin mit meinen schwachen Kräften in einer nahezu vierzig Jahre umfassenden Tätigkeit als Publizist und Zeitungsleiter in verschiedenen Städten des deutschen Vaterlandes.

Wenn sie nicht ganz umsonst geschrieben sind, so wäre dies mein schönster Lohn! Denn ich gehöre zu den Menschen, in deren Lexikon das Wort „Dankbarkeit" noch nicht ausgestrichen ist und die keinen größeren Genuß kennen, als anderen eine Freude zu bereiten, sie vorwärts und hoch zu bringen. Man erntet dafür freilich zumeist nur den bekannten Lohn der Welt. Kann auch ein Lied davon singen und bin trotzdem die genannte Charaktereigenschaft oder Charakterschwäche nicht los geworden bis zum heutigen Tage. In der Jetztzeit, wo nahezu alles „Geschäft" und die Brennpunkte der Lebensellipse für die meisten Menschen „Gewinn" und „Genuß" geworden sind, nennt man Leute mit gedachter Eigenart Narren und Toren, „die es zu nichts bringen". Ich tröste mich darüber mit dem Gedanken, daß die ganze Welt ein Komödien- und Narrenhaus ist und will immer noch lieber ein gutmütiger Habenichts genannt werden, als ein geldhungriger Streber, der nur zusammenscharrt, um dann prahlen zu können.

Warum ich dies alles erzähle und erwähne?

Weil es zur Genesis dieser Schrift gehört und erklärt, warum ein arm gebliebener Publizist in seinen alten Tagen dazu kommt, für seinen reich gewordenen Berufsgenossen einzutreten, denn arm und reich spinnt heutzutage in der Regel keinen guten Faden zusammen!

II.

Mays Weg: Woher? wohin?

Jeder Mensch fühlt auf eine eigene Art und Weise, die ihm wohl angeboren sein kann, die aber zumeist herfließt aus den Ereignissen und Erfahrungen, welche seine Jugend, sein Leben beherrscht haben.

H. Conscience.

Rund dreißig Jahre ist es jetzt her, daß ich May zum ersten Male sah. Das geschah im Hotel „Münchner Hof" auf der Kreuzstraße in Dresden, wo sich damals ein größerer Teil der Dresdner Schriftstellerwelt an gewissen Abenden zusammenzufinden pflegte. Es war nicht an einem dieser Abende, sondern an einem andern. Ich saß allein am Tisch und las die Zeitung. Da kam ein neuer Gast, ein junger, etwa dreißigjähriger Mann, der sich an den leeren Nebentisch setzte, ein Glas Bier bestellte und dann auch zur Zeitung griff. Ich hatte ihn noch nie gesehen; er war mir also gleichgültig; ich achtete nicht auf ihn. Umsomehr aber er auf mich oder doch wenigstens auf meine Zeitungen, denn so oft ich eine weglegte, kam er zu mir herüber und bat, sie nehmen zu dürfen. Darum forderte ich ihn auf, doch lieber gleich hier bei mir sitzen zu bleiben, weil ich mir alle vorhandenen Blätter zusammengetragen hatte. Er stimmte lächelnd ein und holte sich sein Bier zu mir herüber.

So lange die Zeitungen reichten, ging es außerordentlich still zwischen uns her. Als aber die letzte zuerst von mir und dann auch von ihm gelesen

worden war, hoben wir beide zu gleicher Zeit die Augen und sahen einander erwartungsvoll an. Wir hatten nämlich unterlassen, uns einander vorzustellen.

„Max Dittrich", sagte ich.

„Karl May", sagte er.

Sein Name war mir fremd, der meinige ihm aber bekannt. Er hatte meine bis dahin erschienenen militärgeschichtlichen Schriften gelesen, und so gab es genug der interessanten Themata, über welche wir sehr bald in ein höchst animiertes Gespräch gerieten.

Ich erfuhr, daß er auch Schriftsteller sei und vor kurzem in einer Dresdner Kolportage-Verlagshandlung die Redaktion eines Blattes, des „Beobachter an der Elbe", übernommen habe. Ich kannte dieses Blatt und kannte auch diesen Verlag. Mein Blick schien ihm zu sagen, was ich bei dieser seiner Mitteilung dachte, denn er fügte lächelnd hinzu:

„Bitte, kein Vorurteil! Als ich die mir angebotene Stelle annahm, kannte ich zwar weder das Blatt noch den Verlag, aber ich wußte dennoch, was ich tat; es war ein Risiko. Das habe ich auf mich genommen und werde es tragen. Mein Weg ist mir vorgezeichnet. Er liegt weitab von der bequemen, breiten Heerstraße, auf welcher die „Helden der Feder" von Sieg zu Sieg nach oben zu stürmen suchen. Meine Ziele sind andere. Wenn der Ruhm mich haben will, muß er zu mir kommen; ich suche nicht nach ihm, den Betrüger, der weder Herz noch Seele hat."

Das klang so eigen, das erhöhte mein Interesse für ihn. Er hatte nach den Begriffen gewöhnlich

denkender Menschen einen Fehler begangen, den man dem Literaten nie verzeiht: „Er war zur Kolportage gegangen.“ Aber er hatte das, wie es schien, nicht aus Leichtsinn, auch nicht aus Not, sondern mit vollstem Bewußtsein und in ganz besonderer, ungewöhnlicher Absicht getan. Ich begann zu ahnen, es mit einem Ausnahmemenschen zu tun zu haben, den man nur der Klassifikation wegen unter die Schriftsteller setzen müsse, der aber in Wirklichkeit etwas ganz anderes sei als das, was man als Literat zu bezeichnen pflegt. Bei solchen Leuten kommt es vor, daß sie das, was andere als Fehler betrachten, geraden Weges für eine ihnen gebotene Pflicht erklären. Und daß ich mich hierin nicht irrte, das stellte sich im Laufe der Unterredung auf das deutlichste heraus.

Ich beschreibe meinen neuen Bekannten genau so, wie er mir damals vorkam. Es kommt mir nicht bei, zu behaupten, daß ich zu dieser Zeit ein Menschenkenner gewesen bin, und so darf ich wohl auch nicht sagen, daß ich mit meinem damaligen Urteile haarscharf das Richtige getroffen habe.

Ueber sein Aeußeres habe ich nichts zu sagen, denn das ist allgemein bekannt. Und sein Inneres kennen zu lernen, gibt es kein besseres Mittel, als die Lektüre seiner Bücher. Er hat sich da so genau, so wahr und so treffend gezeichnet, daß nichts zu wünschen übrig bleibt, nur muß man diese Stellen nicht nur zu lesen, sondern auch zu deuten verstehen. Denn daß ich es nur schon gleich hier sage: „Wer da glaubt, May nur lesen zu müssen, um ihn zu verstehen, der irrt sich

ungeheuer; er muß studiert, muß ausgelegt, muß gedeutet werden!"

Er ist ein Sohn des Gebirges. Dem entsprach die Art und Weise, in der er sich mir gab: Einfach, ehrlich, bieder, treuherzig, mit gesundem Humor und unerschütterlichem Glauben an Gott und an den unbedingten endlichen Sieg des Guten über das Böse. Ein beglückender, echt christlicher Optimismus, den keine äußere Sorge und kein innerer Zweifel irre zu machen vermag, war von jeher sein Stecken und Stab. Es fiel ihm gar nicht ein, mir diesen seinen Gottesglauben vorzustreiten; er hielt ihn für so naturnotwendig und selbstverständlich, daß er meine versuchsweisen Einwürfe dagegen gar nicht beachtete.

Mays Wiege stand im Weberlande des Elbkönigreichs, wo aus fast allen Häusern das im Erzgebirge so bekannte eintönige Geräusch der Webstühle und Strumpfmaschinen, welche von Männern und Frauen in Bewegung gesetzt werden von früh bis spät für kargen Lohn, herausschallt auf die Straßen. In den dürftigen Gärtchen und Fluren der Häuser schnurren die Spulräder, wacker gedreht von den halbwüchsigen Mädchen und Buben. Das eintönige Lied der Weberhantierung singt viel von Not und Sorge und dürftigem Lebensgenuß. Auch May hat es vernommen in den Tagen der Kindheit.

Von den über seiner Vaterstadt aufragenden Höhen hat man einen prächtigen Blick auf das obere Erzgebirge und das davorliegende Kohlenbecken, die Gegend von Schleiz, Altenburg und Leipzig, den Rochlitzer

Berg, Wurzen, Oschatz und Augustusburg. Von hier wird der junge May wohl oft seine Blicke in die Weite haben wandern lassen: hinunter in das Kohlenrevier mit seinen zahlreichen hohen Betriebsschornsteinen, aus denen die Banner schwerer Arbeit, die großen schwarzen Rauchfahnen, herausflattern zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Hier schon hat sich wohl May auch seine Vorliebe geholt für die arbeitenden Stände seines Heimatlandes, wie die enterbten und unterjochten Völker des Erdballs einerseits, wie andrerseits seine Sehnsucht nach fernen schönen Ländern voll Licht, Pracht, Farbe und Ueberfluß hier zuerst erwacht sein mag, welche ihn später hinaustrieb in die weite Welt.

Seine Eltern, blutarme Webersleute, lebten damals noch, doch arbeitete sein Vater nicht mehr hinter dem Stuhle, denn die schlimmen Zeiten des Lebens waren nun vorüber. Karl May sprach mit rührender Offenheit von seiner früheren Armut, welcher der heutige, wohlhabend gewordene May sein warmes Herz, seine offene Hand für alle, die da mühselig und beladen sind, verdankt. Was er mir alles noch erzählte, gehört nicht hierher, sondern in die ausführliche, biographische Arbeit, welche bei dem Verleger seiner gesammelten Werke erscheinen wird. Doch kann ich nicht umhin, wenigstens Mays Großmutter zu erwähnen, von welcher er mit so großer Liebe und Dankbarkeit in seinen Büchern spricht.

Diese Frau war in ihrer Jugend einmal vom Starrkrampf befallen worden. Sie hatte schon, zum Begräbnis

bereit, im Sarge gelegen, und erst ganz kurz vor der Zunagelung desselben war entdeckt worden, daß sie zwar kein Glied bewegen konnte, aber doch noch lebte. Sie hat sodann bis in das höchste Menschenalter hinein ein ganz eigenartiges, nach innen und nach dem Jenseits hinüber gerichtetes Seelenleben geführt. Der Enkel, außer dem es nur Enkelinnen gab, ist ihr ganz besonderer Liebling gewesen und dabei der einzige, der schon als Kind ein Verständnis für diese geheimnisvolle, trotz aller Armut unendlich reiche Psyche besessen hat.

Als er mir von ihr erzählte, kehrte er dabei wieder zum Sarge zurück, in dem sie lebend als tot gelegen hatte, und fügte da hinzu: „Lächeln Sie nicht, wenn ich Ihnen hiermit erkläre, daß dieser Sarg meine eigentliche Geburtsstätte ist: ich bin in ihm geboren." Damals verstand ich freilich nicht, was und wie er das meinte: heute aber glaube ich, es zu wissen, und bin überzeugt, daß alle seine Bücher eigentlich nur für die Auferstehung von jeder Art des Todes geschrieben sind.

May ist als Kind blind gewesen, ein schwacher, beinahe elender Knabe bis in das sechste Jahr. Dann trat ein Umschwung ein in das gerade Gegenteil, fast wie ein Wunder. Sein Körper wurde hart, fest, widerstandsfähig, wie selten einer: er besitzt eine ganz bedeutende Muskelkraft, und heute, wo er 62 Jahre zählt, ist seine Spannkraft genau so frisch und jugendlich wie zu der Zeit, als ich ihn kennen lernte. Und doch hat er soviel erlebt, was tausend andere wohl nicht ertragen haben würden!

Ganz dasselbe auch geistig. Er verbrachte seine ersten Lebensjahre fast ausschließlich am Herzen der alten Großmutter, die den blinden Knaben wie ihren Augapfel behütete. Wurde sie nach ihm gefragt, so sagte sie immer: „Der wird später einmal viel, sehr viel tragen können und nichts weiter, gar nichts sein als nur die reine Liebe! Der hat ja schon bei der Geburt keinen einzigen Laut von sich gegeben, und noch bis heute hat man von ihm keinen Schrei oder so etwas gehört. Er hält mich nur immer fest und ist ganz still dabei."

Sie war es, von der er nicht nur sprechen, sondern auch denken, fühlen, innerlich beschauen und sinnulieren lernte. Der Geist, der zur Reiseerzählung gegriffen hat, um in dieser Weise verständlich zu machen, was man sonst wohl nicht verstehen würde, der stammt von ihr. Und die Wortlosigkeit, welche er allen Behauptungen seiner Widersacher bis dato entgegensetzte, sie ist jene Stille aus der Kinderzeit, die sich keine Antwort abzwingen läßt, selbst wenn der Schmerz, das Leid des Lebens fragt. Und dieser Geist hat nie versagt, keinen einzigen Augenblick. Er ist noch heutigen Tages genau so klar und so weitblickend wie damals, als er sich die Aufgabe schuf, an deren Lösung er nun schon dreißig Jahre lang unaufhörlich gearbeitet hat. Er gehört nicht zu denen, welche Geist besitzen, sondern zu denen, welche Geist sind. Niemand wird ihn niederringen!

Vor allen Dingen verdankt er jener Großmutter seinen frommen, unerschütterlichen Kinderglauben, sein

unwandelbares Gottvertrauen, sein nur Licht und Liebe spendendes, jeden konfessionellen Hader und Streit vermeidendes Christentum. Es gibt keinen Menschen, welcher fester und sicherer von der Fortdauer nach dem Tode überzeugt ist, als May. Und wer persönlich mit ihm verkehrt, der kann fast gar nicht anders, er muß nach und nach seines Glaubens werden. Dieser klare, sichere, unbeirrte Blick in das Jenseits hinüber wirkt faszinierend. Das hat schon mancher Ungläubige nicht nur empfunden, sondern auch eingestanden. Mays Persönlichkeit und seine Briefe machen, wenn er sich offen geben darf, noch größeren Eindruck als seine Bücher, und das will doch gewiß viel sagen.

Mit diesem seinem Glauben hängt der goldene, niemals versagende Idealismus zusammen, welcher eine weitere Hinterlassenschaft seiner Großmutter ist. Sie erzählte von dem Lebensdurste der Felsen, von den Gefühlen der Pflanzen, der Blumen, von den Gedanken der Tiere und von den unsichtbaren Seelen der Menschen. Für sie war jedem Geschöpfe, vom kleinsten Moosröslein an bis hinauf zum mächtigsten Erdenfürsten, von Gott ein Hüter beigestellt, den sie als seinen Engel bezeichnete. Indem sie auf diese Weise die himmlischen Gesetze und Kräfte personifizierte, fragte sie, die einfache, unbefangene Frau, nicht danach, ob es nach irdischen Satzungen Engel geben dürfe oder nicht. Wie liebevoll ihr Enkel diese ihre schöne Welt umfaßte, zeigt eines jener ungekünstelten Gedichte, die aus seiner Knabenzeit stammen und verdienen aufbewahrt zu werden. Es lautet:

Es gibt so wunderliebliche Geschichten,
Die bald von Engeln, bald von Feen berichten,
In deren Schutz wir Menschenkinder stehn.
Man möchte gern den Worten Glauben schenken
Und tief in ihren Zauber sich versenken,
Denn Gottes Odem fühlt man daraus wehn.

So ist's in meiner Kindheit mir ergangen,
In welcher oft ich mit erregten Wangen
Auf dererlei Erzählungen gelauscht.
Dann hat der Traum die magischen Gestalten
In stiller Nacht mir lebend vorgehalten,
Und ihre Flügel haben mich umrauscht.

Fragt auch der Zweifler, ob's im Erdenleben
Wohl könne körperlose Wesen geben,
Die für die Sinne unerreichbar sind,
Ich will die Jugendbilder mir erhalten
Und glaub' an Gottes unerforschlich Walten,
Wie ich's vertrauensvoll geglaubt als Kind.

Als er das schrieb, war er noch Knabe, dachte sich aber schon als Erwachsener, und so ist es bei ihm geblieben: Sich vorauszusehen, das will er lernen und lehren.

Ein Knabe, dessen ganzes Sinnen und Denken auf eine so erdenfremde Welt gerichtet wurde, und der spätere minutiös genaue Geograph und Verfasser von Natur- und Menschenschilderungen, deren Realität wohl kaum etwas zu wünschen übrig läßt! Diese Umwandlung würde ein Rätsel sein, wenn es sich dabei wirklich um eine Umwandlung handelte. Karl May ist nämlich auch heute noch ganz genau jenes gläubige Kind aus seiner Jugendzeit, und nur die Welt, der er angehört, hat sich inzwischen verwandelt. Sie ist für ihn nicht

mehr eine Welt der Imagination, des Märchens, der Legende, sondern eine Welt der positiven Tatsachen, der unbestreitbaren Wahrheiten, kurz eine unanfechtbare Wirklichkeit.

Freilich hat es sicher schwere Kämpfe gekostet, sich mit den unpoetischen Forderungen des gewöhnlichen Lebens auseinander zu setzen und ihm den festen, sicheren Boden abzuringen, auf welchem Karl May heutzutage steht. Aber was man in dieser Weise mühsam zu erringen und zu verteidigen hat, gewinnt einen ganz anderen Wert als alles das, was die sogenannten Glücklichen in den Schoß gelegt bekommen, ohne daß sie die Hände danach auszustrecken brauchen. Bei solchen inneren Kämpfen, in denen die Gegensätze aufeinander platzen, gestaltet sich selbstverständlich auch das äußere Leben in ungewöhnlicher Weise, und der Mensch lernt Wege gehen, für die ein anderer sich wohl kaum entschließen würde.

Daß Karl May einer dieser „Ungewöhnlichen" sei, war ihm bei jener ersten Begegnung im „Münchner Hof" nicht anzusehen. Aber als er den Ruhm einen Betrüger nannte, der weder Herz noch Seele hat, da stieg, wie bereits erwähnt, eine Ahnung in mir auf. Ich wurde wißbegierig und nahm mich der Unterhaltung mit größerer Wärme an, als sonst bei einer ersten Begegnung in meinem Wesen liegt.

Wir unterhielten uns über die Literatur im allgemeinen und dann, der von ihm angenommenen Redaktionsstelle entsprechend, über die Kolportageliteratur im besonderen. Dabei ergab sich zu meinem, allerdings

schnell vorübergehenden Staunen, daß er die Schunderzeugnisse der Kolportage in ebenso strenger Weise verwarf wie ich. Er drückte sich ganz unerbittlich aus. Darum fragte ich verwundert, wie er bei solcher Gesinnung dazu komme, der Redakteur eines Kolportageverlages geworden zu sein.

„Aus den triftigsten Ursachen, die es geben kann", antwortete er. „Meine Gründe sind teils persönliche, teils sachliche. Zunächst persönliche: Ein Schriftsteller, der eine große, heilige Lebensaufgabe vor sich liegen sieht, verfährt anders als derjenige, der ohne Plan und Ziel in das Blaue hineinschreibt, wie ihm nur so die Gedanken kommen. Ich lerne; ich studiere. Ich will nicht nur schreiben können, sondern mehr. Ich will sehen, wie man Lettern setzt, wie man stereotypiert, Matrizen und Platten macht, wie man die verschiedensten Arten von Bildern, von Illustrationen herstellt, wie man das alles zeichnet, pinselt, anlegt, abhebt, druckt, falzt und bindet. Will ich dabei richtig verfahren, so habe ich von unten anzufangen, also bei der Kolportage, sonst bleibt mir eine Lücke, die ich später nicht ausfüllen kann. Den Ausschlag gab mir hierbei der Gedanke, daß in einem solchen Geschäft der „Herr Redakteur" sich um alle diese Sachen bekümmern kann, ohne hierin gestört oder gar getadelt zu werden. Ich will nämlich von unten herauf und nicht, wie andere, von oben herab! Zu diesen technischen Erwägungen kommen die intellektuellen.

Nur wenn ich dieses Technische beherrsche, kann ich als Redakteur durchdrücken, was ich durchzudrücken

habe, und das ist viel, sehr viel! Ich will nämlich diese Madame Kolportage zunächst so gründlich wie möglich kennen lernen und dann, wenn das geschehen ist, sie zwingen, eine anständige Frau zu werden, mit der sich ein Redakteur sehen lassen kann. Schon habe ich den „Beobachter an der Elbe", über den Sie vorhin lächelten, eingehen lassen. Er existiert nicht mehr. An seiner Stelle habe ich zwei wackere, rechtschaffene Unterhaltungsblätter gegründet, die „Feierstunden" und das „Deutsche Familienblatt", deren Inhalt vollständig untadelhaft sein wird, wenigstens so lange ich sie redigiere. Dazu kommt ein drittes Blatt, „Schacht und Hütte", für die Berg-, Hütten-, Eisenarbeiter usw. des deutschen Reiches. Der Arbeiter braucht Verständnis und braucht Anerkennung, braucht Liebe und braucht Sonnenschein. Das soll er hier finden."

„Das ist recht sehr kühn von Ihnen", fiel ich da ein. „Nicht nur in einer Beziehung, sondern in verschiedenen. Dazu müssen Sie ein berühmter Mann sein, und dazu müßte man dem Verlage, um den es sich hier handelt, trauen dürfen. Ist das der Fall?"

„Ich traue zunächst mir! Und ich traue diesem Verleger zu, ein ehrlicher Mann zu sein. Wenn er das ist, bin ich meines Erfolges sicher. Allerdings bin ich nicht berühmt; das schadet aber nichts; Sie wissen ja, wie ich hierüber denke. Was ich bis jetzt geschrieben habe, reicht gerade aus, mir zu sagen, daß ich in dieser Weise fortzufahren habe. Materielle Sorgen gibt es nicht für mich. Ebensowenig sorge ich mich um den für später wahrscheinlich zu erwartenden

Vorwurf, daß ich es nicht zurückgewiesen habe, mich für einen kleinen Teil meines Lebens mit der Kolportage zu beschäftigen. Ich habe hierüber ganz andere Ansichten, als die landläufigen sind. Und das führt mich zu der andern Art meiner Gründe, welche ich vorhin die sachlichen nannte. Da ich auch Sie nicht für einen Bewunderer und Nachahmer von Landläufigkeiten halte, werden Sie diese Gründe wohl verstehen."

Ja, er hatte Recht: Ich bin ebensowenig von landläufigen Ansichten, wie das landläufig war, was er mir nun erklärte und ausführte. Jedermann kennt den üblen Einfluß der sogenannten Kolportageliteratur. Der Schundroman ist für die Volksseele ebenso schlimm, ja wohl noch schlimmer, als irgend eine körperliche Krankheit für die leibliche Konstitution des Volkes. Ebenso allgemein und unerbittlich, wie man gegen die Erreger leiblicher Krankheiten vorgeht, sollte man der niedrigen, ordinären Habsucht begegnen, welche sich auf die Herstellung und Vertreibung von Schriften verlegt, deren einziger Zweck die Ausbeutung der Urteilslosigkeit der „niederen" und der Perversität der „höheren" Klassen ist. Diese gewissenlosen Lesestoffabrikanten, denn weiter sind sie nichts, flüchten sich, um nicht erkannt und durchschaut zu werden, gerade dahin, woher ihnen Gefahr und Strafe droht, nämlich in die Arme des Gesetzes: Sie sind meist weder kaufmännisch noch buchhändlerisch gebildet, werden auch von Fachkreisen streng und beharrlich abgewiesen und geben sich aber doch dem Laien gegenüber als vollwichtige Verlagsbuchhändler aus, um ihr eigentliches Gewerbe unter dem Schutz gewisser

Paragraphen des Urheber- und Verlagsrechtes zu verbergen. Ja, sie sind sogar so kühn, für sich und ihre Erzeugnisse noch größeren und umfangreicheren Schutz zu verlangen, als das Gesetz dem wirklichen, dem anständigen, dem vornehm durchgebildeten Verleger bietet. Für derartige Geschäftsleute ist die „Presse" nichts weiter als eine ihnen hochwillkommene Erfindung, mit Hilfe selbsterfundener, vollständig ungesetzlicher „Usagen" zunächst den unvorsichtigen Schriftsteller und sodann auch den entweder ahnungslosen oder leichtsinnigen Leser vollständig auszupressen. Auf diese Weise werden gerade den bedürftigen Klassen jährlich viele Millionen entzogen, welche besseren Zwecken und dem eigentlichen Wohle des Volkes verloren gehen. Und es wird auf eine unnütze oder gar schädliche Lektüre eine kolossale Summe von Zeit und Arbeitskraft verschwendet, welche, auf besseres gerichtet, unendlichen Segen stiften würde.

Man sieht dies gar wohl ein, und man fragt sich auch, wie dem wohl abzuhelfen sei. Der eine schlägt dieses, der andere jenes vor, doch hat man es zu keinem auch nur einigermaßen kräftigen Versuche gebracht. Vor allen Dingen ruft man die Hilfe des Gesetzes an. Man fragt: Die Gewerbefreiheit erlaubt allerdings einem jeden ungebildeten Kolporteur und jedem obskuren Spekulanten, der einige Schmierhefte drucken läßt, sich „Verlagsbuchhändler" zu nennen; aber ist er es denn wirklich, so daß er auf die Achtung der Gesetze Anspruch hat? Ist es einem Menschen, der nicht einmal Buchhändlerlehrling noch auch Gehilfe gewesen

ist und wohl wenig oder nichts von der Buchführung versteht, erlaubt, nicht nur vollgültige Verlagskontrakte einzugehen und sich, sobald es ihm beliebt, Usancen auszuspinnen, welche jeder Richter zu respektieren hat? Kann die Behauptung oder Aussage eines solchen Hintertreppenspekulanten, der vorher nur Schneidergeselle oder Klempnergehilfe gewesen ist, vor Gericht dieselbe Gültigkeit besitzen, wie das allgemein anerkannte, hochachtbare Wort eines Brockhaus, Weber oder Perthes?

Ich kenne einen Kolportagisten, der früher Zimmergeselle war, nicht das geringste von Buchführung verstand und es dennoch wagte, Lehr- und Gehilfenbriefe auszustellen. Daß er aus gewissen Gründen bei einem dieser Briefe ganz gegen die Wahrheit volle anderthalb Jahre Lehrzeit zu viel angesetzt hat, ist bei der behördlichen Rekognition unentdeckt geblieben. Wenn im Falle eines Prozesses solche Leute als gleichwertig mit einem Hallberger oder Trewendt betrachtet werden, dann steht allerdings ein jeder, der es gut mit seinem Volke meint, dem Schundromanfabrikanten vollständig hilflos gegenüber!

Das war es, was an jenem Abend im Hotel „Münchner Hof" zwischen uns über diesen Gegenstand geäußert wurde. Karl May nahm einiges sogar noch schärfer als ich, meinte aber, daß ich mit den letzten Worten „vollständig hilflos gegenüber" zu viel behauptet habe. Man solle nicht die Hände in den Schoß legen und alles nur von dem Gesetze und dem Richter verlangen. Unsere deutschen Richter seien, Gott sei Dank, die hochachtbarsten Beamten, die er sich denken könne,

und er getraue sich, zu beweisen, daß es hier und da wohl auch einen anständigen Kolportageverleger gebe, der nicht mit voller Absicht nur schlechte Sachen herausgebe, sondern auch gute, falls er nämlich imstande sei, sie zu bekommen. Man solle weder einzelne Personen, noch ganze Stände verurteilen, ohne vorher wenigstens zu probieren, ob das, was man ihnen vorwerfe, wahr sei. Wir Schriftsteller tragen zum großen Teile auch selbst die Schuld an dem Umsichgreifen dieser Schundliteratur, und so sollten wir doch erst selbst klug werden, ehe wir erwarten, daß andere klug sein sollen!

Ich verstand ihn nicht und fragte ihn, wie er das meine; da fuhr er fort:

Alles, was man gegen die Kolportage spricht und schreibt, ist nur zu wohl begründet; aber besonders die Herren „Kollegen von der Feder" sollten nicht nur sprechen und schreiben, sondern vor allen Dingen auch praktisch hineingreifen in diese Verhältnisse, um ihnen zu steuern. Man verlangt sogar von dem Gesetz und von dem Richter, einen Unterschied zwischen dem anständigen und dem Schund-Verlag zu machen. Wohlan! Wenn wir von einem Brockhaus rühmen, daß es für ihn ganz unmöglich sei, geschäftlich oder gesellschaftlich mit einem Manne dieser Sorte zu verkehren, warum lassen wir uns da von denen, die solchen Schund schreiben, „Herr Kollege" titulieren und dulden sie nicht nur in unserer Nähe, sondern überhaupt in der Literatur? Sie sind es doch, ohne die der Schundverleger keinen Schund verlegen könnte! Warum machen wir nicht kurzen Prozeß mit ihnen? Warum schreiben wir sie

nicht hinaus? Merken Sie sich dieses Wort: „Hinausschreiben!“ Das ist nicht nur das beste, sondern bei den gegenwärtigen Verhältnissen das einzige Mittel, den Schundroman aus der Welt zu bringen. Man überzeuge den Kolportageverleger, daß er nicht nur dieselben, sondern noch viel bessere Geschäfte mache, wenn er den Schund wegwirft und Besseres verlegt. Er wird sehr bald nur noch nach anständigen Mitarbeitern verlangen und sich gern die Bedingungen gefallen lassen, ohne die er nichts von ihnen bekommen würde. Ich sage Ihnen: Lassen Sie dreißig oder vierzig begabte Schriftsteller zu diesem Zweck zusammentreten, so haben Sie binnen wenigen Jahren den schlimmsten Schund aus unserer Literatur hinausgeschrieben und sind auch noch dazu wohlhabende Leute geworden! Freilich, Mut gehört zunächst dazu, denn die Kolportage ist verachtet. Aber wer, so wie ich, den Ruhm für einen Betrüger hält, dem kann dieser Mut nicht fehlen, und so habe ich mir denn vorgenommen, meine Theorie jetzt praktisch zu versuchen. Der Anfang ist bereits gemacht: Ich habe das minderwertige Blatt verschwinden lassen und durch drei bessere ersetzt. In dieser Weise werde ich fortfahren, und wenn der Verleger mir auch nur die Hälfte von dem hält, was ich von ihm erwarte, so ist mir der Erfolg gewiß und sicher.“

„Wenn nun dieser Mann Sie aber täuscht?“ fragte ich.

„Dann doch nur in Beziehung auf seine Einsicht, seine Intelligenz und das würde ich zu tragen wissen.

Denn daß diese Täuschung eine materielle sein könne, das ist mir undenkbar; das wäre dann nicht mehr Täuschung, sondern etwas ganz anderes, viel schlimmeres, was ich aber nicht für möglich halten kann!"

Das klang so einfach, so selbstverständlich und war doch eigentlich etwas ganz ungewöhnliches. Ich erkundigte mich nach den Mitarbeitern der von ihm gegründeten Blätter. Es waren hochgeachtete Namen dabei, sogar eine als Schriftstellerin vielgenannte Gräfin, welche erst vor ganz kurzem ein Manuskript persönlich nach Dresden gebracht hatte. Ich sah, er fing die Sache beim richtigen Punkte an, und ich war geneigt, ihm und seinen Plänen im stillen ein gutes Prognostikon zu stellen.

Als wir dann das Lokal verließen und den Mond so hell am Himmel stehen sahen, kam uns Beiden zu gleicher Zeit der Gedanke, noch nicht heimzugehen, sondern einen Rundgang durch den Großen Garten zu machen. Das geschah denn auch. Wer sich das alles hätte merken können, was da gesprochen worden ist!

Karl May, der begeisterungsfähigste aller Idealisten, und ich, der geborene Realist, der schon gar manche Lanze für diese seine Lebensanschauung gebrochen hatte! Aber für dieses Mal kam es zu keiner Art von Turnier. Optimist und Pessimist wandelten heut in höchster Eintracht ganz dieselben mondbeschienenen Pfade, und als wir uns endlich trennten, geschah es in der Ueberzeugung, daß wir uns auch ohne Wiedersehen doch niemals fremd werden könnten.

Dieses Zusammentreffen mit Karl May bestimmte mich, dem betreffenden Verlage auch meinerseits Vertrauen zu schenken. Ich schrieb wiederholt für ihn. Mit welchem Erfolge, das ist hier Nebensache, da ich wohl von einem anderen, aber nicht von mir zu sprechen habe. Dieser andere aber gab bereits nach ungefähr einem Jahre seine Redaktion wieder auf. Warum? Ich versichere: Aus den ehrenhaftesten Gründen, die man sich denken kann!

Wohin kam er, und wohin ich? Es verging eine lange, lange Zeit, mehr als ein Jahrzehnt. Er wurde bereits als einer der Meistgelesensten bezeichnet. Da sah ich ihn in Dresden wieder, ganz zufällig und nur auf ein kurzes Stündchen, aber Zeit genug für ihn, mir zu beweisen, daß er mir wohlgesinnt geblieben sei. Hierauf vergingen wieder Jahre, und nun hörte ich häufiger von ihm. Er war berühmt geworden. Das freute mich aufrichtig, aber es war und blieb mir unmöglich, mich mit seinen Schicksalen und seinen Büchern so eingehend zu beschäftigen, wie es zu wünschen gewesen wäre. Es mußte mir genügen, zu erfahren, daß alles, was er während jenes Nachtspazierganges vorausgesehen und vorausgesagt hatte, nun einzutreffen begann. Er war seinen Idealen treu geblieben und erntete nun nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich die Erfolge dieser seiner Treue. So weit die deutsche Zunge klingt, hörte man von ihm und seiner schriftstellerischen Wirksamkeit, auch im Auslande, sogar drüben in Amerika.

Dann aber geschah etwas ganz Unerwartetes: dieselbe Presse, welche ihn bisher ganz unausgesetzt gelobt

und seine Bücher auf das wärmste empfohlen hatte, erhob sich plötzlich gegen ihn, und zwar so einmütig und in einer so erbitterten Weise, als ob seine augenblickliche und völlige Vernichtung eine festbeschlossene Sache sei. Dieser Umschwung kam so unversehens, so plötzlich, wie ein Blitz und Krach aus heiterem Himmel. Man fuhr vor Schreck an allen Gliedern zusammen. Nanu!!! Was hat er denn so über Nacht verbrochen? Ich nahm die Zeitungen her und las und las, bis ich die Geduld verlor, noch mehr zu lesen, und bot ihm nun, wie bereits erwähnt, mein Blatt an, für den Fall, daß er sich verteidigen wolle. Er aber lehnte dankend ab.

Diese Ablehnung öffnete mir die Augen. Besonders die ironische Art, in der er schrieb. Ich nahm also die Zeitungen wieder vor und las sie daraufhin nochmals durch, da stand unter andern:

1. „May hat Kolportageromane von abgrundtiefer Unsittlichkeit geschrieben" — — — Sonderbar! Noch vor ganz kurzem hatte ein mir bekannter Romanschriftsteller mir vertraulich mitgeteilt, daß er die ursprünglichen Originalarbeiten Mays für den betreffenden Verleger habe umarbeiten müssen; May wisse gar nichts davon! — — — das war doch ernst!

2. „May kann gar nicht in Texas gewesen sein, denn er erzählt von einem schiffbaren Flusse, und dort ist ja gar keiner schiffbar." — — — Das klang schon weniger ernst, denn jedermann weiß, daß Texas wohl gegen ein Dutzend schiffbare Flüsse hat. Auf einem derselben sind im Kampf zwischen Mexiko und

den Vereinigten Staaten sogar förmliche Seeschlachten geschlagen worden!

3. „May kann überhaupt nicht in Amerika gewesen sein, denn er will dort während eines Nachtlagers an einer Waldesecke das erste Viertel des Mondes haben aufgehen sehen. Wenn er weiterschreiben will, möchte er sich doch etwas mehr um Astronomie bekümmern. Dann wird er erfahren, welche Mondphasen man da drüben sehen kann und welche nicht!" — — — Das klang schon gar nicht mehr ernst, sondern sogar recht heiter. Wahrscheinlich hat dieser Kritikus die amerikanische Luna nur zur Zeit des Neumondes lächeln sehen!

4. „Karl May, der beliebte Jugendschriftsteller, scheint seine Rolle ausgespielt zu haben". — — — Das klang noch besser als heiter, nämlich erfreulich. Es wird nämlich Zeit, daß dieser „Jugendschriftsteller" seine Rolle endlich einmal ausspielt! Dieses Wort, auf May angewendet, ist ja geradezu eine Blamage für jeden, der es ausspricht, denn er beweist, wie wenig der, welcher ihn getan, May und den Geist seiner Werke kennt.

5. „Karl May ist literarisch tot, mausetot — da läßt sich nun nichts mehr ändern!" — — — Diese vernichtenden Worte hatte ein gewisser Herr „Kaas" aus Rom über die Alpen herübergedonnert. Ich brach in ein lautes, herzliches Gelächter aus, hielt aber schnell wieder inne, denn da sah ich die Anmerkung, welche die Redaktion hinzugefügt hatte: „Wir begrüßen diesen neuen Mitarbeiter mit Freuden (nämlich Herrn

Kaas!) und hoffen noch manchen Beitrag von ihm aus der ewigen Stadt zu erhalten".

Nun erst, als ich diese redaktionelle Begrüßung erblickte, verstand ich Karl May und seine ablehnende Antwort, sich zu verteidigen. Wie kam es doch, daß er jetzt ganz anders vor meinen inneren Augen stand, als damals vor meinen leiblichen? Indem ich auch die drei, vier gelesenen Zeilen schaute, wuchs seine Gestalt aus ihnen förmlich riesengroß empor. Es wurde in mir eine Empfindung rege, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Ich glaube, gerade weil man ihn für mich soeben totgesagt hatte, war er soeben in mir lebendig geworden! Er hatte mir in seinem Briefe mitgeteilt, daß er dergleichen Zeitungen niemals lese. Wie recht hatte er! Ich schob sie nun gleichfalls von mir weg, hinunter in den — — — Korb!

III.

Mays Werke und Wirken.

Wahrheit reden und Gutes tun, macht uns der Gottheit ähnlich, welche wir anbeten! . . . .

Unser Leben gleicht einem Gasthofe, in welchem die Seele während ihrer Reise einige Augenblicke Rast hält! . . . .

Das Leben wird abgeschmackt, fade, sobald wir weder Feinde noch Freunde haben. Wir altern weit mehr durch Indolenz, als durch Alter! . .

Königin Christine von Schweden.

Komm, lieber Leser, komm! Ich führe Dich hinauf in das Gebirge. Du kannst getrost im Geiste mit mir gehen. Der Weg ist mir seit langer Zeit bekannt.

Ich baute ihn vor nun fast dreißig Jahren, und viele, viele kamen, die meine Berge kennen lernen wollten, doch leider nur, um sich zu unterhalten! Daß es auch Höhen gibt, in denen man nach geistigen Erzen schürft, das sehen sie bei offnen Augen nicht, und darum ist es unentdeckt geblieben.

Ich führte sie dann einen andren Weg, der von der flachen Wüste aufwärts stieg, durch fremdes Land und fremde Völker führt und oben enden wird bei Marah Durimeh. Auf diesem Weg begann man zu begreifen. Man sah nun endlich ein, was die Erzählung ist: nur das Gewand für geistig frohes Forschen. Man hat gelernt, zum Sinn hinab zu steigen, der uns des Erzes Adern, der Tiefe Reichtum zeigt. Wer das ihm Nahe nicht verstehen will, den muß man klüglich in die Ferne leiten, wenn auch auf die Gefahr, dabei verkannt zu werden!

Heut' kehr' ich nun ins Vaterland zurück, um jenen alten Weg aufs neue zu betreten. Er ist nicht weit

und auch nicht unbequem. Er führt nur auf ein kleines „Musterbergle". Wir nehmen uns ein „Sonnenscheinchen" mit, so einen Sonnenstrahl, der uns zu leuchten hat, bis wir an unser kleines „Häusle" kommen. Im „Bergle" gibt es Silber, wohl auch ein wenig Gold. Das wird bewacht vom Geist des Neubertbauers. Wer diesen Geist, den doppelten, begreift, der darf den Schatz und dann sich selbst auch heben.

Radebeul, im Mai 1903.

Karl May."

So lautet die Vorrede, welche Karl May der gesammelten Ausgabe seiner lieben, alten „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" mitgegeben hat. Gewiß eine ebenso bedeutsame wie tiefsinnige und vielsagende Einleitung! Es waren diese „Dorfgeschichten" und seine köstlichen Humoresken diejenigen seiner Schriften, in denen er seine literarischen Flügel zuerst regte. Er schrieb sie in verfeinertem Dialekt, in der Sonntagssprache des Erzgebirges, welche nur dann erklingt, wenn es sich um Heiliges, um Wichtiges, um nicht Alltägliches handelt. Und was er da erzählt, das hob sich allerdings sehr hell und wirkungsvoll von dem Gewöhnlichen ab und ließ ein reiches Können und außerordentlich fremdartiges, festes Wollen ahnen.

Diese Fremdartigkeit und dieses feste Wollen, sie klingen beide sehr deutlich aus dieser Vorrede hervor. May hatte an den erwähnten Sachen schon geschrieben, als ich ihn zum ersten Male sah. Er war einer der

wenigen, welche Ziele haben. Und das seinige stand so hoch, daß ich, als er von ihnen sprach, ihn nicht begriff. Es ging mir, wie es noch heute den Lesern des obenstehenden Vorwortes ergehen wird: er wird es zunächst nicht verstehen; aber es erregt sein Interesse und seine Wißbegierde, und je weiter er dann liest, desto klarer muß es in ihm werden. Vor allen Dingen läßt diese Vorrede auf das deutlichste erkennen, daß May mit diesen Erzählungen einen tiefer liegenden Zweck verfolgt, daß er mit ihnen und in ihnen mehr sagen will, als man sonst mit derartigen „Geschichten" zu sagen hat.

Und ebenso deutlich sagt er, daß das, was er gemeint hat, damals nicht begriffen worden ist. Man hat die Erzählungen zu oberflächlich gelesen, ist nicht in die Tiefe gegangen. Darum hat er seinen Weg aus der engeren Heimat heraus in die Fremde gerichtet, um interessantere Themata herbeizuschaffen, die es ihm leichter machen, seine Zwecke zu verfolgen und seine Ziele zu erreichen. Ich meine seine Reiseerzählungen. Was das für Zwecke und Ziele sind, wird in den Worten der Vorrede verraten: „Wer diesen Geist, den doppelten, begreift, der darf den Schatz und dann sich selbst auch heben!" Es gilt, Rätsel zu lösen und zwar, wie ich glaube, die wichtigsten, die es für den Menschen gibt.

Auf diesem andern Wege haben nun die Leser eingesehen, was die Maysche Erzählung ist: „Nur das Gewand für geistig frohes Forschen". Hiermit ist der Ausdruck „Jugendschriftsteller" wohl ein für allemal abgetan! May hat nur an einer einzigen Stelle für die

Jugend geschrieben, dem bekannten Bibliographen Professor Kürschner zu Liebe, als dieser für Spemanns Verlag eine Knabenzeitung gründete und ihn bat, sich dieser Gründung literarisch anzunehmen. Kürschner wußte, daß dieses Blatt nur durch Karl May schnell auf die Beine zu stellen sei, und diese Ueberzeugung hat sich auch bewährt. Diese Beiträge Mays sind dann auch in Buchform erschienen und werden nicht nur von den Knaben, sondern auch von den Mädchen allem anderen vorgezogen.

Wer sich nun dieses Umstandes bemächtigt, um zu behaupten, daß auch alle anderen Werke Karl Mays für die Jugend geschrieben seien, der hat entweder nicht eine Spur von literarischem Urteil oder die hinterlistige Absicht, den Verfasser in Mißkredit zu bringen. Wir wissen ja alle nur zu gut, daß die gegen ihn gerichteten tragikomischen Angriffe nur dadurch ermöglicht werden konnten, daß man ihn überhaupt und ausschließlich nur immer als Jugendschriftsteller bezeichnete. Höchst lustig ist hierbei, daß während des ganzen großen Ansturmes gegen ihn gerade diese paar Jugendschriften auch nicht ein einziges Mal erwähnt worden sind. Alles andere hat man verworfen, alles, alles, nur allein den Jugendschriftsteller nicht!

Wenn die Dorfgeschichten nicht dieselbe Beachtung gefunden haben, wie die später erschienenen Reiseerzählungen, so ist der Grund nicht allein in der Verschiedenheit der Stoffe, sondern auch in der Behandlung derselben zu suchen, besonders in dem Umstande, daß die ersteren in der dritten, die letzteren aber in

der ersten Person geschrieben sind. Man hat sich an diese „Ich"-Form gestoßen. Warum? Eben darum, weil man von gewisser Seite förmlich gezwungen wurde, May nur und einzig für einen Jugendschriftsteller zu halten. Wer weiter nichts als ganz gewöhnliche Indianer- und Beduinengeschichten schreibt, um unerwachsenen Jungens und Mädels die Zeit zu vertreiben, der kann mit einem so herausgelobten Ich nur Selbstvergötterung beabsichtigen. Gab man aber ehrlich zu, daß diese Erzählungen keineswegs für geistig unmündige, sondern für denkfertige Leser geschrieben seien, ja, daß sogar ein scharfer, wohlgeübter Verstand dazu gehört, den tiefer liegenden Gedankengang zu entdecken und ihm folgen zu können, so war dieses Ich sofort nicht mehr ein sich lächerlich geberdendes Individuum, sondern ein der fremdartigen Umgebung wegen auch fremdartig gezeichneter persönlicher Begriff, den man ganz genau so zu entziffern hatte, wie die Erlebnisse, welche er berichtet.

Es gehörte der selbständige, nicht zu beirrende Charakter Karl Mays und außerdem ein ganz ungewöhnlicher Mut dazu, seine neuen psychologischen Ansichten gerade diesem Ich in den Mund zu legen und sich mit ihm auch äußerlich zu identifizieren, daß jeder Vorwurf derer, die ihn nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, nicht nur seine Bücher, sondern auch ihn selbst zu treffen hatte.

Es wäre sehr unrichtig, anzunehmen, daß diese Erzählungen der eigentliche Zweck seines Lebens, seiner literarischen Tätigkeit seien. Nichts weniger als das!

Sie sind nur einstweilige Skizzen, Sammelmaterial für späteren Bedarf. Darum läßt er es mit dem größten Gleichmut über sich ergehen, daß man sie von gewisser Seite nicht als vollwertig gelten lassen will. Und darum ist er so ruhig bei allem, was man überhaupt glaubt, gegen sie vorbringen zu müssen. Er sagte mir kürzlich einmal:

„Ich habe bis jetzt nur skizziert: interessante Schachfiguren. Man schüttelt über sie den Kopf; höchstwahrscheinlich aber nur solange, bis diese Figuren lebendig werden und das Spiel dann selbst beginnt, ohne die Herren Spieler zu fragen. Das Schachbrett ist das Land meiner Dschamikun."

Er spielt hiermit auf den letzten Band seiner nun vollendeten Schilderung „Im Reiche des silbernen Löwen" an. Wer diesen Band gelesen und aber auch verstanden hat, der kann nur ein mitleidiges Kopfschütteln für die Bezeichnung „Jugendschriftsteller" und „Indianergeschichten" haben. Man sieht den eigenartigen Weg, der vom ersten Bande bis hierher zurückgelegt worden ist, und man erkennt, daß dieser Weg nicht etwa die Hauptsache ist, nicht etwa Selbstzweck, sondern eben nur der Weg nach dem Orte, an welchem die eigentliche Arbeit des Verfassers beginnen soll. Und je mehr man sich dieser noch unbekannten Stelle nähert, desto interessanter ist es, sich einmal umzudrehen und das Vergangene zu überschauen. Ich tue das in der nüchternen Weise des Publizisten, weil ich es jedem Leser überlassen möchte, seinen eigenen Weg durch die Gedankenwelt Karl Mays zu suchen und zu finden.

Die notwendigen Andeutungen sind ja nun gemacht. — — —

Schon die ersten Arbeiten Karl Mays erregten viel Aufmerksamkeit und Beifall, namentlich in den Kreisen der Buchhändler. Die Aufsätze, Erzählungen, ethnographischen Schilderungen und Bilder gefielen allgemein, und May konnte schon damals nicht genug Beiträge schaffen für Zeitschriften ernster Richtung. Er befand sich darum sogleich in einer glücklicheren Lage als viele seiner Berufsgenossen ohne Mittel und Glücksstern. Seine Arbeiten wurden, wie schon erwähnt, gesucht und verlangt, und er durfte daher seine Bedingungen stellen, deren Erfüllung ihn nach und nach zum vermögenden Mann machten, zumal er selbst stets ziemlich bedürfnislos war und Reisen sowie fleißiges Arbeiten, Denken und Schreiben seine vornehmste Leidenschaft blieb.

So ging Mays Lebensweg höher und höher, von Jahr zu Jahr, und immer mehr Schüler und Jünger lauschten den goldenen Worten und Lehren in seinen zahlreichen Schriften.

Wenn heutzutage im Buchladen oder in der Gesellschaft nach den beliebtesten und erfolgreichsten deutschen Schriftstellern gefragt wird, so muß in erster Linie mit sein Name genannt werden, nicht minder aber auch, wenn nach dem fleißigsten und produktivsten gefragt wird. Er hat sich auf den verschiedensten Gebieten der schönen Literatur bewährt. Die Fülle seiner mannigfachen Geistesprodukte wird, wenn einmal seine gesammelten Werke herausgegeben werden, einen

ganzen großen Bücherschrank allein erfordern, und es dürfte nur wenige May-Leser geben, welchen alle seine Werke bekannt sind. Das gilt namentlich von den kleineren, in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Aufsätzen und Erzählungen. In ihnen allen aber zeigt er sich als Meister der Feder, des Stils, der Charakterschilderung und der Phantasie.

Wie sehr May Optimist ist und wie gern er seinen Lesern Sonnenschein gibt, zeigt sich in den „Humoresken" seiner ersten Schriftstellerzeit. Er konnte gar nicht genug so heitere Dinge schaffen, und es gibt unter ihnen welche, die durch ganze lange Reihen von Blättern gegangen sind. Besonders beliebt waren die vom Fürsten Leopold, dem „alten Dessauer", an dessen Charakterhärten der Anfänger May mit ganz besonderer Vorliebe die Kraft seines schriftstellerischen Meißels übte.

Die hierbei erlangte Fertigkeit kam ihm dann für die „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" zu statten. In ihnen wohnt der ganze Zauber der Heimat, klingt Heimatlust und Heimatweh in vielfacher Gestaltung und herzerquickender Frische und Natürlichkeit. Sie verdienen in der sächsischen volkskundlichen Literatur meiner Meinung nach den gleichen Ehrenplatz wie diejenigen des politischen Dulders Elfried von Taura recte August Peters. Auf ihre weitere Bedeutung und psychologischen Zwecke habe ich bereits hingewiesen. Sie geben, nur als Volkserzählungen betrachtet, alle eigenartigen Typen des Erzgebirges in treuem Bilde wieder, von denen zu scheiden dem Leser wirklich schwer wird. Wie rührend ist die Erzählung von dem Knaben,

welcher ausgeht, seinen Vater aus dem Gefängnis zu befreien. Wie seelenvoll ist die Geschichte vom „Sonnenscheinchen", und wie spannend liest sich das durch eine Hochflut rasch fortschreitender Handlung das Interesse des Lesers bis zum Ende fesselnde „Geldmännel".

Diese Dorfgeschichten erinnern in ihrer Gesamtheit lebhaft an die schlichten und sinnigen Figuren von Ludwig Richter, des Volks-, Heimat- und Familienmalers. Beide atmen Leben und Bewegung, frommen Glauben, gesunden und wohltuenden Humor. Aber so oft eine der kraftstrotzenden Gestalten der Mayschen Erzählungen es wagt, sich mit den Gesetzen in Konflikt zu stellen, tritt nach der alten, strengen Regel, Auge um Auge, Zahn um Zahn, die unerbittliche Vergeltung ein, die mit ganz derselben Tat und genau in derselben Weise straft, wie gesündigt worden ist. Diese Vergeltungslehre ist zwar von streng alttestamentlichem Charakter, aber von einem ethischen Werte, der nicht genug hervorgehoben werden kann.

Vollständig neutestamentlich hingegen ist die Ethik der „Reiseerzählungen", welche Karl Mays ureigenste Schöpfung bilden. Sie spielen im Morgenlande und in Amerika und suchen in meisterlicher Milieuschilderung ihresgleichen. In denselben zeigt sich May als Symbolist und Gleichniserzähler, als Menschenfreund, Christ und Lehrer. Es sind im Laufe der Jahre dreißig Bände geworden, von denen gewöhnlich mehrere zusammen ein abgeschlossenes Werk bilden.

Schon aus ihren Titeln vermag jedermann zu erkennen, welcher gewaltige Stoff in diesen dreißig

Bänden, deren jeder etwa vierzig Druckbogen umfaßt, von May bewältigt worden ist. Und weil wohl selbst auch in den Kreisen der Mayfreunde alle Titel der Bücher nicht allgemein bekannt sein dürften, so mögen sie hier aufgeführt werden als ein Beweis des Riesenfleißes und des seltenen Wissens ihres Autors.

Karl May schrieb: 1. Durch die Wüste, ein Band. 2. Durchs wilde Kurdistan, ein Band. 3. Von Bagdad nach Stambul, ein Band. 4. In den Schluchten des Balkan, ein Band. 5. Durch das Land der Skipetaren, ein Band. 6. Der Schut, ein Band. Diese sechs Bände gehören zueinander. Sie enthalten eine zusammenhängende Erzählung, welche anfangs der achtziger Jahre unter dem türkischen Titel „Giölgeda padishanün" erschienen und sofort auch ins Französische übersetzt worden ist. 7. Winnetou, drei Bände. 8. Orangen und Datteln, ein Band. 9. Am stillen Ozean, ein Band. 10. Am Rio de la Plata, ein Band. 11. In den Kordilleren, ein Band. Diese beiden Bände haben fortlaufenden Inhalt. 12. Old Surehand, drei Bände. 13. Im Lande des Mahdi, drei Bände. 14. Satan und Ischarioth, drei Bände. 15. Auf fremden Pfaden, ein Band, zu welchem aber die Fortsetzung demnächst erscheinen wird. 18. Im Reiche des silbernen Löwen, vier Bände. 19. Friede auf Erden, ein Band.

Alle diese Bücher erscheinen im Verlage von Friedrich Ernst Fehsenfeld zu Freiburg im Breisgau, und der starke Absatz, den sie gefunden, hat auch den Verleger zum reichen Mann gemacht, wie denn über-

haupt Mays Schriften, sie mögen erschienen sein wo es sei, die Kassen der Verleger füllten und noch heute füllen durch die rasch notwendig gewordenen neuen Auflagen. May führt seinen Namen mit vollem Fug und Recht und hat durch die Produkte seines Geistes und seiner Feder in manchen Buchladen und Verlag Maiblüte hineingebracht. Die Buchhändler sagen von ihm und seinen Schriften denn auch allerwärts im Geschäftsjargon: „Ja, die May-Bücher, das ist noch Sache, die — frißt ja das Publikum!"

Diese Reiseerzählungen sind am bekanntesten geworden von allen seinen Werken und in hunderttausenden von Exemplaren in die Hände, Häuser und Hütten des deutschen Volkes gegangen. Da sie, ihre Form und Tendenz in erster Linie den Gegnern Mays die Handhabe zu ihren Angriffen geboten haben, so werde ich hierüber in einem späteren Abschnitte noch mehr sagen. Hier aber mag einstweilen mitgeteilt sein, daß May schon im Anfang seiner literarischen Tätigkeit die ganze innerlich festgestellte Disposition für diese seine Skizzen und Vorarbeiten niedergelegt hat in seinen höchst eigenartigen „Geographischen Predigten".

Dieser Titel sagt deutlich, was er schon damals anstrebte, wollte und bezweckte. Sein Ziel ist noch heutigen Tages das gleiche wie damals. May ist kein anderer geworden; er ist sich gleich geblieben und wird es gewiß auch bis zum Schlusse seiner Laufbahn bleiben. Die „Geographischen Predigten" führen den Leser ein in die Kenntnis der Erde und ihrer Be-

wohner und leiten sie an zum Aufschauen nach einer lichteren, schöneren und besseren Welt, als sie hienieden zu finden ist. Darum trug auch das erste Kapitel die Ueberschrift „Himmel und Erde“. Das letzte aber war überschrieben „Haus und Hof“ und führte zum frommen Gottes-„Hause“, welches im stillen, hoffenden Kirch-„Hof“ steht, dem Reiche des Friedens und der Ruhe, über den, wie wir glauben, der „Himmel“ sich für die verklärte „Erde“ öffnet und der Kreislauf dieses Buchinhaltes dann in einer anderen, höheren Sphäre sich wiederholen kann. Dieser Anfang einer Schriftstellerlaufbahn, ist er nicht bezeichnend für den ganzen weiteren Werdegang des betreffenden Mannes? May, der gleich in einem seiner allerersten größeren Werke die Kirche und den Himmel als das A und O seiner Tätigkeit bezeichnete, denkt, spricht und schreibt noch heutigen Tages, wo bereits der Schnee des Alters sein Haupt im Silberglanz erscheinen läßt, am liebsten und mit Jugendeifer vom Himmel und der himmlischen Heimat der Menschenkinder.

Er hat die Gewohnheit, in sternenklaren Nächten auf der Veranda, welche an die im ersten Stock seiner Villa gelegenen beiden Arbeitszimmer stößt, in Gedanken verloren zu sitzen und zu denken und von Zeit zu Zeit hineinzugehen, wo die Lampe brennt, um seine Gedanken zu Papier zu bringen. May ist ein Nachtarbeiter, und er erzählt öfter, daß ihm die besten Gedanken kommen, wenn er auf der Veranda sitzt, in warmer Sommernacht, zu Füßen seinen kleinen, schmucken Park, mit dem geheimnisvollen Leben und

Weben der Pflanzen- und Tierwelt, über welches hoch emporragt die benachbarte Kirche des Ortes, deren Turmspitze wie ein Riesenfinger emporweist zum Sternenhimmel nach der goldenen Milchstraße mit ihrem Sternen- und Weltengewimmel: schon nach den Lehren der heidnischen Philosophen und auch der Buddhaverehrer der Weg zum Reiche der Seligen, auf dem auch die Seelen der Menschen bei der Geburt ihres Leibes hinabsteigen und nach dem Zerbrechen der irdischen Hülle durch den Tod wieder hinaufschweben zu Gott und seiner Herrlichkeit.

So sitzt und sinnt und träumt ein stiller Denker, wie es May ist, oft die Nächte hindurch, um für seine Mitmenschen gute Lehren zu schöpfen und zu schmieden aus den Erinnerungen seiner Reisen und aus der Betrachtung der ihn auch daheim umgebenden Naturwunder, während die Glocke des Gotteshauses Stunde auf Stunde der rinnenden Zeit abruft, einem ernsten Memento mori vergleichbar, und drunten im Park vielleicht eine halbverschlafene Amsel den dann heraufziehenden Morgen begrüßt: als eine neue Gabe des gütigen, allmächtigen Gottes.

In derartigen Nächten frommer Gedanken und ernsten Erwägens über Zweck und Endziel der menschlichen Pilgerfahrt mögen wohl auch Mays prächtige „Himmelsgedanken“ geboren worden sein, teils daheim, teils auf der Reise. Denn daß ihrer viele aus dem Morgenlande stammen, ist ihnen anzuhören. Es sind schöne, gehaltvolle Gedichte. Ihr Inhalt fesselt und regt überaus lebhaft an, zum Nachdenken und zur

Selbstprüfung, zur Einkehr bei sich selbst, und zwar in einer so zwingenden Weise, wie es durch seriöse Dichtungen in der heutigen Zeit wahrhaft nicht zu oft geschieht. Diese Gedichte sind zum größten Teile vergleichbar stillen Seufzern oder Gebeten einer nach Frieden ringenden Seele voll tiefer Frömmigkeit und einem Christenglauben, der sich turmhoch erhebt über engherziges Schablonentum und unduldsamen Zelotismus.

Das ganze Buch ist vergleichbar einem Schmuckkästchen voll Edelsteinen, gebrochen und geschliffen in der Schule des Lebens und Licht und Glanz ausbreitend auf die Wege fühlender und denkender Menschen. Diese „Himmelsgedanken" können warm empfohlen werden allen, die das Nachdenken und Selbstprüfen noch nicht ganz verlernt haben in der heutigen allgemeinen Hetzjagd nach Gewinn und Genuß. Das ausgezeichnete Buch, welches für jeden Jüngling und jede Jungfrau den besten Leitfaden für den Lebensgang bildet, sollte in keinem christlichen Hause fehlen, und als Proben seines lauteren Geistes mögen hier die drei Strophen Platz finden, welche May seinen Himmelsgedanken vorangestellt und mit „Widmung" überschrieben hat und die folgendermaßen lauten:

Ich fragte zu den Sternen
Wohl auf in stiller Nacht,
Ob dort in jenen Fernen
Die Liebe mein gedacht.
Da kam ein Strahl hernieder,
Hell leuchtend in mein Herz
Und nahm all' meine Lieder
Zu dir, Gott, himmelwärts.

Ich fragte zu den Sternen
Wohlauf in stiller Nacht,
Warum in jene Fernen
Er sie emporgebracht.
Da kam die Antwort wieder:
„Denk nicht an ird'schen Ruhm;
Ich lieh dir diese Lieder;
Sie sind mein Eigentum!"

Ich fragte zu den Sternen
Wohl auf in stiller Nacht:
„Gilt dort in jenen Fernen
Auch mir die Himmelspracht?"
Da klang es heilig nieder:
„Du gingst von hier einst aus
Und kehrst, wie deine Lieder,
Zurück ins Vaterhaus!"

Wer den Schriftsteller und Dichter Karl May kennen und schätzen lernte, wird gewiß auch von dem Menschen May gern etwas hören wollen. May selbst verschmäht es, über sich nach Art der modernen literarischen Leuchten Auskunft zu geben — man gebraucht für diese Art Selbstautopsie den englischen Ausdruck Interview (das Verengländern geht im lieben deutschen Vaterland eben lustig weiter!); — oder die Reklametrommel durch dritte Hand rühren zu lassen. Nur ein einziges Mal hat er hiervon eine Ausnahme gemacht, als er auf wiederholtes Drängen der Leser und auch des betreffenden Verlegers den kurzen Aufsatz „Leiden und Freuden eines Vielgelesenen" schrieb. Wie aber ist von seiten seiner Gegner diese harmlose Plauderei aufgenommen und auf das häßlichste gedeutet worden!

Dieser Verhöhnungen wegen hat er sich dann von dem Verfasser einer Broschüre bestimmen lassen, ihr eine größere Probe von Leserbriefen beizugeben, um zu beweisen, daß er damals die Wahrheit geschrieben habe. Wie aber ist man nun erst recht über ihn hergefallen! Nein! Still und allein ist er vorher und nachher immer und überall seinen Weg gegangen und hat sich auch nie einer Vereinigung angeschlossen, die man heutzutage sehr oft nur dazu in das Leben zu rufen pflegt, um sich gegenseitig zu beweihräuchern und anzu„hoch"en. Jeder Ringbildung, die in der Gegenwart so allgemein üblich ist, wenn es gilt, eine Zelebrität zu schaffen und den nötigen Heiligenschein dazu — jedes Ringmitglied bildet einen Strahl für letzteren — ist er immer abhold gewesen. Aus eigener Kraft ist er geworden, was er jetzt ist, und niemandem schuldet er Dank.

Daß dem so ist, hat man ihm freilich auch als Todsünde angerechnet, denn allein soll heutzutage ja niemand mehr auf einen grünen Zweig kommen, sondern nur durch den Anschluß an eine Gemeinsamkeit oder Korporation und die Unterordnung unter ihre Satzungen. Der Einzelne ist nichts und gilt nichts, sondern nur als Atom einer Genossenschaft, einer Vereinigung bedeutet er etwas! Also lautet das allermodernste Völkerevangelium, die neueste Erlösungslehre für die Masse. Dagegen hat sich allerdings Karl May schwer vergangen; er stammt aber auch aus einer anderen und vielleicht — besseren Zeit.

Vielfach wird er irrtümlicherweise und weil er die Hilfe anderer beharrlich ausschlägt, für stolz und

hochmütig, für hartherzig und vielleicht gar geizig gehalten. Nichts kann irriger sein, wie jeder weiß, der ihm jemals näher gekommen ist. Karl May hat ein gar mildes und gütiges Herz, eine offene und freigibige Hand. Fast über seine Kräfte gibt er zu milden Zwecken reiche Gaben oder Spenden an einzelne wie Vereinigungen jeglicher politischer oder konfessioneller Farbe, wenn er auch nicht die Gewohnheit hat, zu wünschen, daß sein Name dafür öffentlich genannt und mit der großen Glocke ausgeläutet wird.

Er hat mit seinen Glücksgütern, die ihm sein eiserner Fleiß, seine Ausdauer im Laufe der Jahre verschafft hat, schon manche Träne getrocknet, manchen Armen und Notleidenden geholfen und unterstützt. Wenn er freilich allen geben würde, die ihm mit Bittschriften nahe kommen, er würde bald selber so arm werden, wie es seine Eltern waren. Auch für Kunst und Wissenschaft gewährt May reiche Gaben, indem er Künstlern Aufträge gibt und arme Studierende unterstützt. Was ihm die Armut seiner Jugend versagte, das ermöglicht er nun anderen, an seiner Stelle zu erreichen.

Daß May in seinem Hause oft Gäste sieht zum Austausch von Gedanken und Meinungen, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Es ist dort schon manches gute und treffliche Wort gesprochen worden von Rittern des Geistes, von Gelehrten und Hohenpriestern der Kunst und Wissenschaft. Die Maysche Tafelrunde ist immer fesselnd und anregend, und hat an derselben schon mancher Träger berühmten Namens

5

teilgenommen, nicht minder Personen aus den allerhöchsten und höchsten Ständen, die gekommen waren, dem Meister in das Angesicht zu schauen und ihm die Hand zu drücken. Er selbst ist dabei stets der Mittelpunkt, gleichsam die belebende Sonne der ganzen kleinen Gesellschaft, und sein Antlitz spiegelt seine innere Verklärung, seine edlen Gedanken, seine geistig hochstehenden Empfindungen, die Frucht eines langen, arbeitsreichen Denkerlebens schon wieder, noch ehe sie von ihm durch Worte seinen Freunden kundgegeben werden.

Es gibt bekanntlich eine Schönheit des Alters, welche die Jugend gar nicht besitzen kann, eben weil sie das Resultat großer, innerer Arbeit und schwerer Seelenkämpfe ist und den errungenen Sieg deutlich verkündet. Diese Schönheit des Alters ist auch dem Meister Karl May im hohen Grade eigen. Sie ist der Abglanz seiner inneren Persönlichkeit, die nur das Reine, das Gute und das Schöne will und in dieser Richtung hin auf jeden Menschen wirkt, der an die Pforte seines Hauses klopft und Eingang bei ihm findet. — — —

IV.

Die May-Gemeinde.

5*

Die Gottesſprache, welche ſich überall vernehmen läßt, iſt kein einzelner Dialekt, oder irgend eine menſchliche Sprechart, ſondern ſie iſt die Sprache der Weſen und Dinge, mit ihren Wirkungen, Gegenwirkungen und Erfolgen. Göttliche Offenbarungen ſind alle jene zahlloſen und unaufhörlichen Wunder in welchen die Weſen und Dinge im Univerſum anfangen, fortdauern und ſich umwandeln. Das einzige Ohr, welches dieſes ewige Wort oder dieſe Sprache Gottes vernimmt, verſteht und verſtehen kann, iſt das reine gute Herz! Nur einem ſolchen Herzen ſind fühlbar, klar und wohlverſtändlich jene ewigen Wunder als wahre Gottesſprache.

Fürſt Putjatine.

Der Beruf eines Schriftstellers ist ganz und gar nicht leicht. Vielen, die ihn betreiben, fehlt es öfters an dem geeigneten Stoff; andere kommen mit der Verarbeitung und Formgebung desselben nicht zurecht, und wieder anderen fehlt es an der Geschicklichkeit, die fertige Ware an den Mann zu bringen. Nur wenige Bücher und Buchschreiber haben einen sogenannten großen Erfolg und erringen die Gunst und Dankbarkeit des Publikums.

Von den mißlichen Umständen der literarischen Tätigkeit haben denn auch unsere größten Schriftsteller gesprochen und geschrieben. In einem Briefe Gotthold Ephraim Lessings an seinen Bruder findet sich folgende charakteristische Stelle: „Die Schriftstellerei ist die widerwärtigste und abgeschmackteste aller Beschäftigungen. Laß Dich von mir warnen!“ Friedrich Schiller schreibt an seinen Freund Körner: „Meine Schulden verbittern mir das Leben, und bei dieser Seelenlage ist es ganz und gar um schriftstellerische Tätigkeit getan. Ich schmachte nach Ruhe und Freiheit.“ Ferner schreibt selbst Goethe, der Olympier, an Eckermann: „Ein deutscher Schriftsteller, ein deutscher Märtyrer.“ Gustav Freytag aber sagt in seinen „Journalisten“: „Mein Unglück ist nur, ich stecke in einem schlechten Geschäft.

Ich muß sehen, daß ich aus der Literatur heraus-komme!"

Auf Karl May treffen alle diese Klagen und Wehe-rufe über den Literaturberuf nicht zu. Er war in dieser Beziehung von Anbeginn seines publizistischen Wirkens ein wahres Sonnenkind, und der Erfolg begleitete seine Arbeiten von Anfang an. Von einem Ringen und Kämpfen um den Erfolg ist bei ihm nichts zu spüren gewesen. Nach dem Grund hiervon befragt, antwortete er mir: „Das liegt einzig nur in der Idee. Man achtet auf die Regungen der Zeit, sucht sie zu begreifen und schließt sich derjenigen an, für welche man sowohl die Liebe als auch die nötige Begabung und Kraft besitzt. Indem sie nach und nach zum Siege schreitet, nimmt sie auch den, der ihr dient, mit zum Erfolg empor. Das ist das ganze Geheimnis. Aber nennen Sie mir von den vieltausend Schriftstellern diejenigen, welche sich einer solch zeit-geschäftlichen Idee mit vollem Bewußtsein und so voll-ständig hingegeben haben, daß sie bereit sind, ihr alles, sogar Hab und Gut und Leben, zu opfern! Ich arbeite und kämpfe sogar für das, was bei den Chinesen mit dem Worte „Shen" bezeichnet wird. Wollen Sie wissen, was das ist, so lesen Sie den Band, an dem ich jetzt schreibe: „Und Friede auf Erden!"

Neben dem materiellen Gewinn, welche seine schrift-stellerische Tätigkeit einbrachte, gewann er sich aber auch die Herzen seiner Leser in einer Weise, wie das in der Gegenwart geradezu beispiellos sein dürfte. Die May-Gemeinde ist über die ganze Welt verbreitet

und hat Anhänger jeden Standes, jeden Alters und jeden Geschlechts. Im Morgen- wie im Abendlande, diesseits wie jenseits des Ozeans, bei den Franzosen wie Russen, überall, überall sind May-Leser und May-Verehrer zu finden, und in vieler Herzen pulst ein warmes Dankgefühl für den Mann, welcher so vortreffliche Bücher in die Welt gesandt und mancher verkümmerten Seele Trost und Licht gebracht, manch' einsame Stunde verschönt hat. Hunderttausende kennen, schätzen und verehren Karl May als ihren Seelenarzt und Gewissensrat, und eine so große Gemeinde wie er, hat kein katholischer Kirchenfürst, kein evangelischer Bischof, kein griechischer Archimandrit.

In welcher Weise er mit dieser Gemeinde verkehrt, davon haben Fernstehende gar keine Ahnung. Ich erlaube mir, es durch einen Brief zu zeigen. Er bekommt zu gewissen Zeiten, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, an seinen beiden Namenstagen, besonders aber zum Geburtstage, Briefe, Karten und sonstige Zuschriften in solcher Menge, sogar auch Geschenke aller Art, daß er nur den Nahestehendsten mit eigener Hand antworten kann, den übrigen aber gedruckte Zeilen senden muß. Eine solche gedruckte Antwort habe ich noch von seinem vorletzten Geburtstag her. Sie lautet:

Radebeul-Dresden, Villa „Shatterhand",
am 25. Februar 1903.

An alle meine lieben Gratulanten!

Geburtstag heut! Ein ernster Tag für jeden, der gewöhnt ist, nachzudenken; Ihr aber habt ihn

mir zum Freudentag gemacht! Welch' eine reiche Fülle lieber Gaben! Woher die Karten, Briefe, Telegramme, die Blumen und Geschenke andrer Art? Von überall, wo deutsch die Zunge klingt, aus ungezählten Ländern, Städten, Dörfern, und dennoch nur von einem einz'gen Ort, den Ort in Euch, an den ich dankend schreibe; ich meine — — — Euer Herz!

Da draußen auf der Straße nickt der Februar im Sonnenschein mir zu, und hier im trauten Heim empfange ich die Strahlen Eurer Liebe. Noch ist's nicht Wonnemond; will es schon Frühling werden? Ich fühle Lenz in mir. Ist meiner Jahre Zahl denn wirklich einundsechzig? Hinweg mit dieser Ziffer! Ich bin ja Freund mit jener ew'gen Jugend, die täglich sich am Ideal erneut und weder Raum noch Erdenzeiten kennt. Und diese Freundin spricht durch mich zu Euch; es ist — — — die Seele!

Ihr habt sie wohl verstanden, diese Seele, wenn sie aus meinen Büchern zu Euch sprach. Ihr werdet sie gewiß auch heut verstehen, obgleich Sie Euch nur bittet: Habt Geduld! Es gibt noch viel, was ich zu sagen habe. Wir sind ja kürzlich erst von Basra aufgestiegen und wohnen in des Ustad „hohem Hause". Nun hab' ich Euch zum Alabasterzelt zu führen, damit Ihr „Geist" und „Seele" kennen lernt. Auch wartet man „Im Jenseits" noch auf Euch. Ist Marah Durimeh bei Euch vergessen? Sie hat Euch jenes Rätsel noch zu lösen, an dem so mancher scharfe Geist vergeblich sich versucht.

Und dann der kühne Sprung zum „fernen Westen“, wo des Apatschen Testament im See begraben liegt. Wollt Ihr mir helfen, es herauszuholen? Ich weiß ja, daß mein Winnetou noch lebt; er lebt — — — in Euren Herzen!

Es war ein weiter Weg, den wir durch nun fast dreißig Bände gingen. Ich kürzte ihn Euch ab, indem ich scheinbar mit Euch plauderte. Fast hatte es den Anschein des Spazierens, das nur dem Zweck der Unterhaltung folgt. Die Klugen aber haben längst begriffen, daß dieser Weg zu ernstem Ziele führt. Wer „durch die Wüste“ seinen Pfad beginnt, durch Steppen und Savannen weiter wandert und jetzt nun von des Morgenlandes Bergen hinab auf die verlassenen Tiefen schaut, der hat sich doch wohl nicht bloß amüsiert! Und wer mir weiter folgt, wohin ich gehe, dem wird sich bald die goldne Pforte öffnen zu jenem fernen und doch nahen Reiche, das wir noch zu entdecken haben, obgleich es uns gehört. Man wartet dort auf uns seit langer, langer Zeit. Man will uns dort des Lebens Rätsel lösen. Und wunderbar, was für Bekannte uns empfangen werden! Wir sind es nämlich selbst, die auf uns warten. Der Weg, auf dem wir uns befinden, er führt zu unsern — — — Seelen.

Geburtstag heut! Süß duften Eure Blumen. Und jedes Eurer Worte schaut mich an, als ob es Eure lieben Augen habe. Jawohl, das alte, gute Wort ist wahr: Wer Liebe säet, der wird auch Liebe ernten. Ich ernte heut; das gibt nun wieder Saat.

Ich bitte Euch: Schlagt nach im nächsten Bande! Da reitet unsre Liebe mit dem Haß, der uns vernichten will, rund um das Wasser. Es gilt den höchsten Preis, den es für mich, für meine Leser gibt. Es gilt den Dank für meine Dschamikun, die mich so gastlich bei sich aufgenommen. Kennt Ihr sie wohl? Und auch den Dank, den ich für sie erstrebe? Durch Eure Blumen geht ein leises Flüstern, und hör ich recht, so duften sie sich zu: „Die Dschamikun im fernen Kurdistan, sie gleichen seinen treuen, deutschen Lesern. Drum hat er sie so lieb!“ — — —

May.

Bände könnte man füllen mit der Erzählung von rührenden Zügen dafür, wie tief und wohltätig der Schriftsteller Karl May in das Leben vieler seiner Leser eingegriffen hat, wofür tausende von Briefen Zeugnis ablegen, welche an ihn gerichtet worden sind und auch noch immer werden: „Ich bin durch Sie ein guter Mensch geworden“; „Sie haben mir meinen verlorenen Kinderglauben zurückgebracht“; „Ihnen verdanke ich meinen Gottesglauben und meine, nun feste Lebenszuversicht“; „nur weil ich Ihre Bücher lese, bin ich nun endlich im Leben vorwärts gekommen!“ So lautet der zusammengezogene Inhalt dieser Zuschriften.

Hunderte teilen dem Verfasser mit, daß sie ihn segnen und für ihn beten und keinen größeren Wunsch hegen, als ihn einmal zu sehen oder sein Bild oder seine Handschrift zu besitzen. Wieder andere senden Blumen und sonstige Zeichen von Freundschaft und

Dankbarkeit bei der oder jener Gelegenheit und bitten um Annahme als Andenken und Beweis ihrer Verehrung und Wertschätzung. Kinder wie Greise, Schüler und Matronen, Vertreter aller Stände finden sich unter diesen Briefschreibern, und in jedem Briefe rufen sie den Segen des Himmels auf ihren lieben Freund und Helfer herab.

Kommt das Weihnachtsfest heran oder Mays Geburtstag, der 25. Februar, so beginnt, wie bereits erwähnt, tagelang eine wahre Hochflut von Liebeszeichen sich über Mays Villa in Radebeul zu ergießen, und der Empfänger müßte wochenlang mehrere Sekretäre beschäftigen, wenn er nicht gleich allgemeine Antworten drucken ließ. Die Unterschriften gibt er; das übrige aber schreibt seine Gattin. Sie ist seine rechte Hand im Verkehr mit der Außenwelt, liest seine Korrespondenz direkt von der Post weg durch und bestimmt, was ihm vorzulegen ist, und was nicht. Das letztere wird von ihr beantwortet, wenn es nicht in den Papierkorb kommt. Unnütze Quereleien, überflüssige Fragen, unverständige Wünsche, widerliche Zeitungsangriffe usw. bekommt er gar nicht zu sehen. Sie versieht diesen Dienst mit unermüdlichem Fleiß, Verständnis und Hingebung und sorgt vor allen Dingen dafür, daß dem über alles geliebten, ich möchte fast sagen angebeteten Mann der Schmutz der Niedrigdenkenden niemals erreichen kann.

Besonders häufig kommt es vor, daß Studenten und Schüler, und zwar nicht bloß aus sächsischen Orten, während der Ferien nach Dresden-Radebeul

pilgern und oft stundenlang vor Mays Villa auf- und abgehen, um ihn vielleicht zufällig zu sehen. Sie lesen an der Tür, daß Fremde nur nach vorheriger Anmeldung Zutritt finden können, und sind darum bescheiden genug, nicht zu klingeln. Aber gerade wegen dieser Bescheidenheit werden sie oft doch hereingelassen und bekommen ihn meist auch noch zu sehen und zu sprechen, falls er sich nicht auf Reisen befindet.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß es nur so jugendliche Besucher gebe. Die größte Zahl derer, die da kommen, sind vielmehr Erwachsene. Die wirklichen Leser und Anhänger Karl Mays wissen nämlich ganz bestimmt, wie viel Geist und Kenntnis dazu gehört, den eigentlichen Inhalt seiner Bücher zu erfassen, und daß das Wort „Jugendschriftsteller" eine Lüge, eine Finte ist, ohne welche Feindseligkeiten überhaupt nicht möglich wären. Es fahren nicht selten glänzende, hochherrschaftliche Equipagen an Mays Villa vor, welche Angehörige deutscher Fürstenhäuser, des hohen Adels und Würdenträger aller Art bringen, um May zu besuchen und ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. Auch hohe Militärs, Gelehrte aller Nationen, Priester der Kunst und der christlichen Kirche, Missionare, Erzieher und Berater wichtiger Persönlichkeiten sind zu ihm gekommen, um ihn kennen zu lernen und ihre Gedanken mit ihm auszutauschen.

May besitzt dicke, foliohförmige Photographiealbums mit den Bildern hochstehender und einflußreicher Herren und Damen zur Erinnerung an Besuche, die sie ihm machten oder er ihnen machen durfte. Nie aber

wird man sagen können, daß er irgend eine dieser Bekanntschaften oder Konnexionen zur Erfüllung auch nur des geringsten Wunsches für sich ausgenutzt habe! Auch von Autographen berühmter Zeitgenossen in Form von Briefen und anderen Zuschriften könnte May eine nach hunderten von Nummern zählende Sammlung zusammenstellen. Aber auch gar rührende Schriftstücke von schlichten, einfältigen Leuten besitzt May eine überquellende Menge und er schätzt sie ebenso hoch wie jene mit der Grafen- und Fürstenkrone.

Diese allgemeine Verehrung, Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche May als Schriftsteller gefunden, ist doch gewiß recht sehr merkwürdig und gibt viel zu denken! Mays Person und Worte erscheinen fast wie eine Macht, welche mit Allgewalt die Seelen der Menschen an sich zu ziehen und festzuhalten weiß. Das ist besonders im persönlichen Verkehr mit ihm zu bemerken.

Die meisten seiner Bekannten möchten, wenn sie kommen, am liebsten mit ihm allein sein, um nur ihn reden zu hören und kein Wort von seinen Lippen zu verlieren. Jeder Dritte stört sie; jede andere Meinung gilt ihnen nichts, wenn der Altmeister redet oder vorliest. Es ist wirklich eine ganz eigene Sache um diesen Karl May, und wenn er seine Person und den Zauber seines Gedankenflugs und seiner Ausdrucksweise in den Dienst einer Gemeinsamkeit zu stellen geneigt sein würde, so könnte diese des Erfolges ihrer Sache sicher sein.

May ist denn auch schon wiederholt angegangen und umworben worden, sein hohes Können in den

Dienst dieser oder jener Zeit- und Streitfrage herzuleihen, unter Verheißungen verschiedener Art. Bis jetzt ist er aber dafür nicht zu haben gewesen und wird seinen selbsterwählten Weg wohl auch allein weitergehen. Er verfügt ja jetzt schon über eine größere Anzahl Jünger und Anhänger, als er jemals erlangen könnte, wenn er für diese oder jene Sache das Wort ergreifen würde, mit dem Munde oder mit der Feder, da oder dort. Von den Büchern aber, die er geschrieben hat, gilt vor allem jenes bekannte Wort von Ludwig Feuerbach, welches lautet: „Die Bücher sind einsame Kapellen, die der Mensch in den wildromantischen Gegenden des Lebens auf den höchsten und schönsten Standpunkten errichtet und auf seinen Wanderungen nicht bloß der Aussicht wegen, sondern hauptsächlich deswegen besucht, um sich in ihnen von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln und seine Gedanken auf ein anderes Sein, als das nur sinnliche, zu richten".

Die wunderbare Gewalt, welche May auf alle seine Leser (hier meine ich natürlich nicht die nur angeblichen) und Zuhörer ausübt, nützt er aber niemals in seinem Interesse aus, sondern er verwendet sie immer und überall nur dazu, jenen den Weg hinauf und empor zu zeigen und sie auf denselben forthin weiter zu führen. Er liebt es, Besucher, welche an dem Dasein Gottes und an dem Fortleben des Einzelnen nach dem Tode zweifeln, denen es aber Ernst ist, sich hierüber belehren zu lassen, oft bei sich als Gast über Nacht zu behalten. Es gibt da beim Abendessen einen gewissen Platz an der Tafel, dem Hausherrn gegenüber.

Auf diesem Stuhle hat schon gar mancher die halbe oder wohl fast die ganze Nacht Karl May und seiner kunstbegeisterten gottesfürchtigen Frau gegenüber gesessen, um dann am Schlusse der tiefen, ernsten Wechselreden tief aufatmend zu erklären, er beginne zu fühlen, daß er sich bisher auf falschem Wege befunden habe.

Mays Bücher sind eine wahre Fundgrube für seinen durch nichts zu erschütternden Christenglauben, und er ist im schönsten Sinne des Wortes ein echter, rechter Seelenfänger, der seine Leser, wie der Magnet das Eisen, hinter sich herzieht nach dem Himmelreich, im Leben, wie im Tode. Daß es ihm nicht nur gelingt, fromm erzogene, im Glauben ihrer Kirche groß und reif gewordene Leute von an sie herantretenden Zweifeln zu befreien, sondern es auch versteht, ganz „modern" denkende Menschen mit seinen Idealen vertraut und sie ihnen lieb und wert zu machen, dürfte aus der Tatsache hervorgehen, daß selbst hervorragende Schriftsteller und Künstler, die ihren Werken nach der „anderen Richtung" anzugehören scheinen, mit ihren eigentlichen tieferen Ansichten hervorzutreten wagen, nachdem sie May gelesen und von ihm gesehen haben, daß freimütiges Hervortreten nicht nur des Mannes würdig, sondern auch lohnend ist.

Karl May ist eben ein Unwiderstehlicher, der auch starke Geister auf seine Bahn zu lenken weiß. Niemand weiß das besser, als die Angehörigen seiner Lesergemeinde, auf welche der Zauber seiner Bücher nun schon seit einem vollen Menschenalter belebend und befruchtend wirkt und Nutzen schafft dem einzelnen, wie

der Gesamtheit. May ist jedenfalls ein höchst merkwürdiger und eigenartiger Mann und Charakter, und wenn er einst aus dem Leben geschieden ist, werden gewiß nicht nur seine näheren Freunde sowie die Angehörigen der Maygemeinde in der weiten Welt, sondern auch die deutsche Literatur und die Gelehrtenwelt endlich auch zu der Ueberzeugung kommen, daß er ein seltener und nicht leicht zu ersetzender Geist gewesen ist, der einen Nachfolger auf dem von ihm geschaffenen Arbeitsfelde wohl schwerlich haben wird.

Die Gegenwart aber mit ihren sich immer mehr vertiefenden und verschärfenden Gegensätzen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und Strebens, anstatt dankbar anzuerkennen, daß es gerade seine stille und dankbare Aufgabe ist, diese schädlichen Gegensätze auszugleichen, steinigte und kreuzigte ihn ob seiner Tätigkeit, die gewissen Leuten, die von diesen unversöhnlichen Zuständen leben, allerdings ein gewaltiger Dorn im Auge ist. Sie verstanden ihn nicht oder wollten ihn nicht verstehen und rechneten ihm als Todsünde an, was ihnen als eitel Gaukelspiel und Phantasmagorie erschien, weil sie es nicht zu begreifen vermochten. Was ich mit diesen Worten meine, kann man aus einem Nachwort ersehen, welches er zu einem seiner Bände geschrieben hat. Ich gebe es hier wieder:

Nachwort:

„Winnetou" hat eine wahre Flut von Karten und Briefen, die man mir sendet, hervorgerufen. Sie fließt noch immer fort und scheint kein Ende nehmen zu

wollen. Welch eine Menge von Vermutungen und Fragen! Wer soll sie alle beantworten! Ich bitte um Geduld.

Ja, um Geduld! Wir haben ja Zeit; wir sind erst im Beginn. Wir versammeln uns zunächst. Nämlich in den Wüsten und Steppen der einen und in den Prärien und Savannen der anderen Hemisphäre. Das sind die Niederungen des Lebens, aus denen sich der Mensch nur dadurch retten kann, daß er aus ihnen empor zur Höhe steigt. Und das, das wollen wir jetzt tun! Wir wollen „durch die Wüste“ und „durch das wilde Kurdistan“ hinauf zum Berg des Alabasterzeltes und zu dem Dschebel Marah Durimeh. Und wir wollen durch die niedrige Maximi und den tödlichen Llano estaccado bergaufwärts nach der Zinne des Mount Winnetou. Wer Mut hat, gehe mit; der Schwache aber bleibe! Denn der Weg nach diesen beiden Zielen ist nicht leicht und führt über jene Stelle, jenseits welcher nur noch innere Ereignisse Geltung haben und jedermann nach dem Sinne, nicht aber nach dem Worte fragen darf.

Wo der Berg des Alabasterzeltes, der Dschebel Marah Durimeh und der Mount Winnetou stehen? Ich werde es erzählen und dabei Gelegenheit finden, alle Fragen zu beantworten, welche ich jetzt und brieflich ganz unmöglich erledigen kann.

Radebeul-Dresden, Karl May.
Villa „Shatterhand“.

Wenn man Karl May ein Rätsel genannt hat und nun fragt, warum er für so viele ein Rätsel sei, so gibt dieses Nachwort die beste Auskunft hierüber.

So packend, oft sogar drastisch, so überwältigend dramatisch die Erzählungen Karl Mays sind, man weiß nie, wo bei ihm das Physische in das Metaphysische übergeht. Und das ist gerade seine Force! Er sagt: „jene Stelle, hinter welcher nur noch innere Ereignisse Geltung haben".

Wer über ihn spricht oder schreibt und dabei klug zu handeln gedenkt, der hat sehr aufmerksam auf diese Stelle zu achten, sonst riskiert er, später ausgelacht zu werden. Ich muß hierbei an die modernen Panoramen denken, an die Rundbilder von Schlachten, Christi Kreuzigung und dergleichen. Die Leinwand ist in einen Kreis gezogen. Der Beschauer steht im Mittelpunkte dieses Kreises. Alles, was man auf der Kreisfläche rund um sich herum stehen oder liegen sieht, ist faktisch da, ist real vorhanden, ist Wirklichkeit. Die Steine, Waffen und Geräte, die ich in meiner Nähe liegen sehe, sind wirklich Steine, Waffen und Geräte. Aber da, wo die Fläche zu Ende geht, also auf der Linie des Kreises, ist die aufrechtstehende Leinwand aufgespannt, da beginnt die Fiktion, da sind die Steine, Waffen, Geräte usw. gemalt; jeder Gegenstand und jede Figur stammt aus dem Farbentopfe des Künstlers, und während man meilenweit in eine durchsichtige, sonnengoldene Atmosphäre hinauszublicken glaubt, befindet man sich in Wirklichkeit inmitten eines engen Leinwandzylinders, durch den man gar nicht hindurchschauen kann.

So ähnlich ist es wohl auch mit den Büchern Karl Mays. Bis zu der „Stelle, jenseits welcher nur

noch innere Ereignisse Geltung haben", ist er der Geograph, der Ethnograph, der gewissenhafteste Realist, den ich mir denken kann. Dann aber geht er zu seiner zweiten, unendlich schwierigeren Aufgabe über, seine Körper werden Seelen, werden Geister, und das was nun geschieht, geschieht zwar von ganz denselben Persönlichkeiten und in größter Folgerichtigkeit mit dem Vorhergehenden, und aber doch in einem Reiche, welches uns einstweilen erst nur auf diesem künstlerischen Wege sichtbar gemacht werden kann. Denn es ist eine Kunst, und zwar eine ganz ungewöhnliche, mit welcher der Verfasser die vielen Tausende seiner Leser aus dem Reiche diesseits dieser Stelle in das Reich jenseits dieser Stelle treten läßt, ohne daß einer von ihnen bemerkt, daß hier die unterhaltende Erzählung endet und das „geistige frohe Forschen", das Studium einer fernen und doch so nahen Welt beginnt, die wir noch zu entdecken haben, obgleich wir sie seit Anbeginn als die unserige bezeichnen.

Oder irre ich mich? Sollte es Leser geben, welche den Verfasser verstanden und also gewußt haben, mit welchem Schritte sie aus den materiellen Ereignissen in die geistigen übertraten? Wußten es vielleicht die freundlichen Herren, die über ihn geschrieben haben? Ich hoffe es! Denn es wird die Zeit kommen, in der jedes Kind diese Linie in den Karl Mayschen Erzählungen kennt, und dann möchte ich wenigstens von mir als Kritiker nicht sagen lassen, daß ich der „Bauer im Panorama" gewesen sei.

Und noch vorsichtiger als mit „jener Stelle“ hat man wahrscheinlich mit dem so viel angegriffenen „Ich“ zu sein! Ich glaube nämlich, diese Stelle befindet sich in diesem Ich. Und es wird doch wohl niemand, der sich für berufen hält, über Karl May abzuurteilen, von sich selbst sagen lassen wollen, daß er nicht einmal über diese Stelle in seinem eigenen Ich hinübergekommen sei!

V.

Mays Verfehlungen und seine Widersacher.

Großen Seelen ziehen die Schmerzen
nach wie den Bergen die Gewitter —
aber an ihnen brechen sich auch die Wetter.

Jean Paul.

Niemand auf der Welt ist unfehlbar! Fehler haben wir alle, und jedem Menschen recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann! Das gilt auch von Karl May. Seine Gegner behaupten sogar, daß er ein sehr großer Sünder sei und sich gar vielerlei habe zu schulden kommen lassen. Was sind nicht alles für Vorwürfe gegen — — — — aber da muß ich leider aufhören und eine neue Zeile anfangen, weil ich dieses ganze letzte Kapitel vollständig ändern muß.

Ich hatte nämlich, wie die Ueberschrift zeigt, hier zweierlei behandelt: Erstens, was ich an Karl May und seinen Werken aussetzen zu müssen glaubte; das war nicht viel und beruhte zumeist nur auf der Verschiedenheit unserer Lebensanschauungen. Zweitens das, was ich an seinen Feinden auszusetzen hatte; das war viel. Das wurde so lang und klang so scharf, daß mir schließlich doch Bedenken kamen. May selbst hatte sich nicht im geringsten mit ihnen eingelassen; was würde er wohl zu diesen meinen eingehenden Auseinandersetzungen sagen? Ich schrieb daher an ihn, teilte ihm den Titel dieses Kapitels mit und fügte hinzu, ich hätte alle Vorwürfe seiner Widersacher einzeln

aufgeführt und ihn dagegen verteidigt, was mir natürlich sehr leicht geworden und also vortrefflich gelungen sei; ob er diese ausführliche Abwehr billige. Da kam umgehend folgende Antwort:

„Lieber alter Held und Degen!

Schon wieder im Kampfe für andere und niemals für sich selbst? Aber auch auf die Gefahr hin, Ihnen undankbar zu erscheinen, bitte ich Sie, das Blut aller derer, die Sie als meine Feinde bezeichnen, zu schonen. Ich kann sie nämlich nicht entbehren! Sie haben keine Ahnung, wie nötig sie mir sind! Sie wissen, ich habe bis jetzt nur skizziert, nur vorbereitet; die eigentliche Arbeit soll erst begonnen werden. Wie soll ich diese meine schwere Aufgabe lösen, wenn Sie in Ihrem heiligen Eifer mir alle diese prächtigen Modelle für hochwichtige Charaktergestaltungen einfach zur Türe hinaus- und die Treppe hinunterwerfen? Darf ich nur Licht verwenden? Nur wahre, edle Christen bringen? Nur hoch und edel denkende Menschen? Nein, ich muß auch Schatten haben, und zwar sogar oft tiefe, schwere, unheilbringende Schatten. Und diese sind, Gott sei Dank, viel seltener als das Licht. Also bitte, lassen Sie mir mein Atelier genau so, wie es ist! Ich habe vor, Himmel und Hölle zu beschreiben. Den ersteren habe ich hier in meinem Hause. In die letztere steige ich, so oft ich es verlasse. Da studiere und da zeichne ich. Sie alle werden skizziert. Der größte Satanas muß mir ebenso sitzen, wie das kleinste Beelzebuberl.

Daß man meine Gestalten und meine Werke jetzt noch nicht versteht, das kann für mich doch kein Grund sein, mir von einem gewissen Max Dittrich diese meine lieben, lieben Teufel verschimpfieren zu lassen! Also, Schwert in die Scheide, mein Freund! Sie wissen ja, wie ich das Leben betrachte: Wenn jemand mein Feind ist, so kann er nicht dafür; es ihm anzurechnen, wäre Albernheit!

Und nun noch Eins! Lesen Sie „Meine Legitimation" in den „Himmelsgedanken", und lesen Sie das Leitgedicht für mein neuestes Buch „Friede auf Erden"! Und fliegen Sie in Gedanken alles durch, was ich geschrieben habe, von Anfang an bis heut! Finden Sie etwas anderes als nur Liebe, nur immer Liebe? Habe ich jemals ein einziges Wort gesprochen, welches im Dienste des Hasses, des Neides, der Rache, der Vergeltung, des Haders und der Zwietracht stand? Werfen mir meine Leser nicht im Gegenteil häufig vor, daß ich die Feinde zu sehr schone, ihnen zu oft verzeihe? Darf diese Liebe nur in meinen Büchern wohnen? Soll ich, der ich sie lehre, der Einzige sein, der sie nicht übt? Ich bin ja froh, daß ich angegriffen werde und gerade solche Gegner habe! Denn erstens beweist es mir, daß ich am richtigen Platze stehe, und zweitens gibt es meiner Theorie Gelegenheit, sich an mir selbst zu bewähren.

Also noch einmal: Gönnen Sie mir meine Feinde! Aber bitte, schonen Sie nicht etwa auch mich! Schreiben Sie getrost heraus, was Sie zu

tadeln haben! Gemeine, hämische Schmähungen fallen nur allein auf die Lästerer zurück; der edle Tadel aber ehrt und hebt sie beide, den, der ihn wohlwollend gibt, und den, der ihn dankbar nimmt und dann befolgt.

Ihr alter, treuer

May."

Als ich diesen Brief gelesen hatte, mußte ich nun freilich auf mein schönes, langes, siegreiches polemisches Kapitel verzichten und ein anderes beginnen, das jetzige. Hierzu wurde ich ebenso auch durch die beiden Gedichte bestimmt, auf welche mich May verwiesen hatte. In seiner „Legitimation" zu dem Band „Himmelsgedanken" sagt er:

„Grüß Gott, du liebes Tröpflein Tau!
So einen Schmuck gibt es wohl nimmer:
Von jedem Hälmchen auf der Au
Spitzt es wie Diamantenschimmer.
Entstammt der Erde, harrst du froh
Dem holden Morgenlicht entgegen,
Tränkst deinen Halm und wirst ihm so
Nicht nur zur Zierde, auch zum Segen.

Kommt dann aus goldbrokatnem Tor
Die Königin des Tags gestiegen,
So strebst du sehnsuchtsvoll empor,
Dich ihrem Strahle anzuschmiegen.
Du fühlst, du bist ihr untertan,
Du kannst nicht ohne sie bestehen
Und wirst gezogen himmelan,
In ihrem Kusse aufzugehen.

Ein solches Tröpflein bin auch ich
Am Lebensmorgen einst gewesen,
Ein Tröpflein, das dem andern glich,
Nicht auserwählt, nicht ausgelesen.
Ich hing nicht hoch, ich wurde nicht
Von einer Rose stolz getragen;
Tief unten sah ich auf zum Licht
Und durfte kaum zu hoffen wagen.

Da stieg sie auf, so himmlisch klar,
So gnadenreich, voll Welterbarmen,
Und mich trieb es so wunderbar,
Mit ihr die Menschheit zu umarmen.
Es war, als ob ich beten müßt:
„O komm, und stille mein Verlangen!"
Da hat die Liebe mich geküßt,
Und ich bin in ihr aufgegangen."

Man lese dieses Gedicht einfach nur mit gutem Willen. Es bedarf nicht des geringsten Nachdenkens, die Absicht und den Inhalt zu begreifen. May beantwortet da die Frage, wer er denn sei, daß er es gewagt habe, ein solches Buch mit dem Titel „Himmelsgedanken" zu schreiben: „Wer ich bin? Nichts anderes als Ihr, Ihr alle. Ein Tröpfchen Tau, bestimmt, wie jedes Menschenkind, im Sonnenstrahl emporzusteigen und dort zur Liebe zu werden, die wieder niederkommt, der Menschheit Tageslicht und das Gefühl der Himmelsangehörigkeit zu bringen. Ich überhebe und rühme mich nicht und ich bilde mir nichts ein. Nicht hoch oben, sondern tief unten war mein Platz am Lebensmorgen. Mir ziemt also Bescheidenheit, nicht Hochmut. Aber ich habe nicht widerstanden,

als mich das Gesetz der Natur ergriff, um mich jenseits des Erdenhasses der Liebe auszuliefern. Dort bin ich nun daheim, und da kann ich nicht mehr anders, ich kann nur noch Liebe geben. Und das macht mich glücklich. Ihr sollt auch glücklich sein; ich wünsche es. Drum lest, was ich Euch hier schreibe!"

Das ist derselbe May, der in der vorhergehenden Einleitung zu diesen „Himmelsgedanken" sagt: „Denk' nicht an ird'schen Ruhm!" Und diesen Mann hat man der Eitelkeit und Selbstüberhebung beschuldigt und ihm öffentlich vorgeworfen, daß er seine Bücher schreibe, nur um elendes Geld zu verdienen! Diejenigen, die das sagen, haben ja nicht die geringste Ahnung von dem menschenfreundlichen Zweck, für den er, der Kinderlose, die Erträgnisse seines rastlosen Fleißes bestimmt hat!

Und das Leitgedicht für „Friede auf Erden", den allerneuesten Band, ist an die Heidenmission gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Tragt Euer Evangelium hinaus,
Doch ohne Kampf sei es der Welt beschieden,
Und seht Ihr irgendwo ein Gotteshaus,
So stehe es für Euch im Völkerfrieden.
Gebt, was Ihr bringt, doch bringt nur **Liebe mit,**
Das andre alles sei daheim geblieben.
Grad weil sie einst für Euch den Tod erlitt,
Will sie durch Euch nun ewig weiter lieben.

Tragt Euer Evangelium hinaus,
Indem Ihr's lebt und lehrt an jedem Orte,
Und alle Welt sei Euer Gotteshaus,
In welchem Ihr erklingt als Engelsworte.

Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein;
Laßt ihren Puls durch alle Länder fließen;
Dann wird die Erde Christi Kirche sein
Und wieder eins von Gottes Paradiesen!"

Christi Kirche! Gerade diejenigen, welche von sich behaupten, die echtesten, die besten, die begnadetsten, die auserwählten Glieder dieser Kirche zu sein, sie sind es, die den Verfasser dieses von christlicher Nächstenliebe förmlich sprühenden Gedichtes verdammen und es zu erreichen trachten, daß seine Bücher just denen verboten und entzogen werden, welche dieser Liebe am allermeisten bedürfen! Und gegen solche Leute, gegen solche Feinde soll ich ihn nicht verteidigen! Das verbietet er mir! Auf ihn aber soll ich schimpfen, so sehr es mir beliebt! Und warum? Weil es ihn ehrt und mich dazu! Ich danke! Nun beliebt es mir gerade nicht! Darf ich jenen die Leviten nicht lesen, so bekommt auch er sie nicht zu hören. Er hat schon mehr als genug anzuhören gehabt. Ich wollte ja hauptsächlich nur das eine tadeln, daß er nicht mit beiden Fäusten dreingeschlagen hat, als ich meinte, daß er sich wehren solle, und ich ihm meine Zeitung dazu anbot. Nun aber werfe ich mein streitbares Kapitel in den Papierkorb, schreibe dafür dieses höchst friedliche hier und erkläre allen Feinden meines Freundes Karl May, daß ich sie auf seinen Wunsch von jetzt an herzlich lieb haben und ihnen in dieser Schrift mit keinem Worte mehr nahetreten werde. Indem ich dieses schreibe, fühle ich, daß ich hoch über mir selbst emporwachse. Wahrscheinlich bin ich nun ein Ideal!

Wenn ich das geworden bin, ohne aber aufgehört zu haben, der alte Realist zu sein, dann besitze ich ganz plötzlich das Geschick, die Art und Weise Karl Mays zu begreifen und über sie wenigstens einigermaßen Auskunft erteilen zu können. Er ist nämlich auch Realist und zwar ein sehr ungenierter. Das zeigen seine Schilderungen, die wir nicht seiner Phantasie, sondern seiner Beobachtungsgabe verdanken. Er ist ferner Idealist und zwar der begeistertste, den ich kenne; das habe ich schon gesagt, und keiner seiner Leser wird es bestreiten. Und da wir wissen, daß zwischen dem Realen und Idealen nur die Kunst vermittelt, so füge ich hinzu, Karl May ist drittens auch Künstler. Gerade das ist es, was man ihm von gewisser Seite hat absprechen wollen, doch mit dem größten Unrecht! Nur geht er hierbei seine eigenen Wege, die ihn aber so führen, daß er als Künstler der Kritik völlig aus den Augen verschwindet. Ich greife zu dem mir nächstliegenden, dem letztgeschriebenen seiner Bücher, um an diesem einen Beispiele zu erklären, was ich meine. Das ist der vierte Band der Reiseerzählungen „Im Reiche des silbernen Löwen".

Dieses Reich ist Persien. May führt seine Leser aus der türkischen Provinz Irak Arabi hinauf über die Grenzgebirge nach Kurdistan. Was er ihnen da zeigt und schildert, gehört in das Reich der Wirklichkeit; des zweifellos Vorhandenen. Es ist alles so, wie er es beschreibt, die Natur und die Menschen und was die letzteren treiben. Hier zeigt er sich in der Weise als Realist, daß ich wohl behaupten darf: es übertrifft ihn

kein Zweiter. Um mein früheres Bild zu gebrauchen: Der Leser steht im Mittelpunkte des gewaltigen, fremdartigen Gebirgspanoramas, und alles, was sich im Bereiche seiner körperlichen Atmosphäre befindet, ist sinnlich vorhanden, vom kleinsten Gegenstande, den der Verfasser erwähnt, bis hinauf zum Beherrscher des Reiches dem Schah- in Schah.

So weit diese Atmosphäre reicht, so weit reicht auch das Begriffs- und das Erkenntnisvermögen des gewöhnlichen Lesers. Es kann nicht darüber hinaus. Aber May will mehr sagen und zeigen, als solch ein Leser sieht und versteht. Da kommt die kritische Stelle, die für jedermann an der Umfangslinie seines Kreises liegt, „jenseits welcher nur noch innere Ereignisse Geltung haben". An dieser Stelle verwandelt sich das persische Reich in die Erde überhaupt; mit seinen Bewohnern ist die ganze Menschheit gemeint, und wenn von dem Schah- in Schah die Rede ist, so hat man unter diesem Herrscher Gott zu verstehen.

Wenn May z. B. erzählt, daß der fromme Ustad zum Schah- in Schah gereist sei, um ihn um Hilfe aus der Not zu bitten, und daß ihm die Heerscharen des Beherrschers schon unterwegs begegnet seien, so will er damit nichts anderes sagen, als: Der Ustad ist im Gebet zu Gott gegangen und der Allgütige kam ihm mit seiner Hilfe bereits entgegen, denn es steht geschrieben: „Euer Vater weiß, was Ihr braucht, noch ehe Ihr ihn darum bittet!" May schildert hier also das Gebet, und zwar in einer so prächtigen, zu Gott emporführenden Weise, daß ihn jeder Christ und ganz

besonders jeder Priester dafür die Hände dankbar drücken sollte! Hier ist er Idealist; er steht auf seinem eigentlichen Gebiete, wo er sich von nichts und durch niemand irritieren läßt, und weil er da weder andere Menschen noch menschliche Satzungen zwischen sich und seinem Leser duldet, ist die Wirkung dieser Bücher eine so unmittelbare und zum Ideal erhebende.

Die Schilderung jener „Heut ist die Nacht des neuen Mondes“ ist ganz unbestreitbar etwas, was noch niemand je gelesen hat! Da kommen die durch Jahrtausende hindurch in ihren Irrtümern verkalkten Geister aus dem unterirdischen Bassin heraus in den offenen mondüberstrahlten See geschwommen und wenden sich dem Ufer zu, um dort emporzusteigen zur Anbetungsstätte des allerhöchsten, einzig wahren Geistes, und ihm zu danken für die endliche Erlösung aus der Finsternis. Diese und ähnliche Szenen sind nach meinem Empfinden geradezu ideal geschrieben und man darf sich also nicht wundern, wenn ihre Wirkung eine dementsprechende ist.

Genau an der Grenze dieser beiden Reiche des Realen und des Idealen steht der dritte, nämlich der Künstler May. Er weist von Tag zu Tag, von Stufe zu Stufe, von Gestalt zu Gestalt deutlich nach, in welcher Weise die Verhältnisse unseres gewöhnlichen Lebens von jenen höheren Gedanken ergriffen und beeinflußt werden. Er will, daß wir uns selbst erkennen, hält uns aber keinen Spiegel vor, weil er weiß, daß dies vergeblich sein würde. Sondern er führt uns in fremde Länder, deren Bewohner er uns mit Wahr-

heitstreue in ihren physischen und seelischen Wesen vor die Augen führt.

In dem Moment aber, an welchem sie jene Stelle erreichen, „jenseits welcher nur noch innere Ereignisse Geltung haben", also wo im Panorama die Arbeit des Künstlers beginnt, verleiht er ihnen Geist vom himmlischen Geist und erläutert uns mit Hilfe dieses hochinteressanten Anschauungsunterrichtes, was für eine Macht dieser Geist selbst auf die unbefangensten Menschen und auf die widerstrebensten Verhältnisse hat.

In dieser Weise hat der Künstler May in seinen Büchern eine Galerie geschaffen, deren Bilder man von verschiedenen Seiten betrachten muß, um zu erfahren, wen oder was sie vorzustellen haben. Jeder wahre Künstler arbeitet selbstverständlich subjektiv. Und May, dem man lächerlicherweise vorgeworfen hat, er schreibe nur Unerlebtes, ist ein Subjektivist, den man wohl noch erst kennen zu lernen hat. Wer sich ihm gegenüber in mehr als gebührlicher Weise abzeichnet, der setzt sich der Gefahr aus, von ihm der Mit- und Nachwelt zwar unter einem fremden Namen, aber in seiner wirklichen, oft mit großer Mühe verheimlichten wahren Gestalt gezeichnet zu werden.

Man lese den von mir herangezogenen vierten Band! Wer ist der Ustad, der Pedehr, der Mirza, der Scheik ul Islam, der Henker? Wer sind die braven Dschamikun und die beiden herrlichen Pferde Assil ben Rih und Syrr? Wer ist Pekala und Schakara und wer Marah Durimeh? Wo liegt, geistig gemeint, das Land der Dschamikun, und auf welchem Berge steht das Alabasterzelt?

Das Physische und Seelische, das mit den Händen, mit den Sinnen Greifliche, hat man im Morgenlande zu suchen. Die Geister aber gehen bei uns, hier in der Heimat, um. Wer die heimischen Verhältnisse kennt und nachzudenken gelernt hat, der braucht nicht lange zu suchen, er findet sie alle! Es kann z. B. sehr leicht vorkommen, daß der „Henker" öffentlich behauptet: „May sinnt sich alle seine Erlebnisse hinter seinem Schreibtisch aus". Und doch wurde besonders er, der Henker, so wahr, so deutlich und so ausführlich erlebt und dann ebenso wahr, so deutlich und ausführlich beschrieben, daß er es weder ableugnen, noch irgendwo verbergen kann.

Es ist also gar nicht leicht, zu behaupten, daß man May gelesen und verstanden habe. Noch schwerer ist es, ihn zu kritisieren. Ja, ich möchte es fast gefährlich nennen, weil der Ruhm, den man sich hierbei zu erjagen hofft, sich schon nach kurzer Zeit in das Gegenteil verwandeln kann. Es ist da schon so manches blamable Wort gesprochen worden, und manches mit höchst feierlichem Beifall aufgenommene und weiterberichtete Episödchen wird zur albernen Farce oder Burleske werden, über die nicht einmal der Erfinder zuletzt noch lacht! Ich wiederhole demgegenüber: „May hat bisher nur erst skizziert. Es ist ihm gar nicht eingefallen, diese Skizzen als Kunst- und Meisterwerke zu bezeichnen. Seine eigentliche Arbeit liegt noch im Stadium der Vorstudien. Wer schon jetzt über ihn abschließend urteilt, dem kann es sehr leicht geschehen, daß er später einmal dieses sein Urteil zurückzunehmen

haben wird. Und das ist etwas, was man auf keinen Fall als angenehm bezeichnen darf. Ich meine folgendes:

Als im Anfange der neunziger Jahre die gesammelten Reisewerke von Karl May erschienen, war man auf gewisser Seite im höchsten Grade entzückt, einen so seltenen, begabten Mann im Wigwam zu haben. Man pries ihn über alle Maßen und ging mit seinem Lobe weit über die gebotenen Grenzen hinaus. Das war falsch und hat sich bitter gerächt! Als man dann sah, daß May auf seinem natürlichen Entwickelungsweg und bei seiner natürlichen Aufgabe blieb und sich nicht künstlich züchten lassen wollte, geberdete man sich plötzlich, als ob man ihn wegwerfen könne und faktisch auch wegwerfen wolle, und schalt und schimpfte ihn noch tiefer hinab, als man ihn vorher hinaufgehoben hatte. Aber auch das war falsch. Auch das ist verkehrt und wird sich noch bitter rächen! Einen Karl May kann man nicht wegwerfen, ausmerzen und totsagen, wie es einem beliebt. Der bleibt auch fernerhin auf seinem natürlichen Entwickelungsweg und bei seiner natürlichen Aufgabe, wobei es ihm gleichgültig sein muß, ob irgend ein Leser ihm freundlich oder feindlich gesinnt ist und irgend ein Redakteur ihn wohlwollend oder gehässig kritisiert.

Denn, daß ich es sage: Er schreibt nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft, nicht um gelobt zu werden, um Geld zu verdienen, sondern um — — doch hierüber muß ich schweigen; er wird es selbst sagen in seinen kommenden Werken. Und dann wird man einsehen, welch ein unvergleichlicher Schwabenstreich es war, anticipando in alle Welt hinauszuschreien: „Karl

May ist literarisch tot, ist mausetot; daran ist nichts mehr zu ändern!“ Solche Geister sterben nicht, sterben nun und nimmermehr!

Seine Eigenart hat gar viele Vermutungen lebendig werden lassen in der Leute Mund. In Berlin heißt es sogar vielfach: „Es gibt gar keinen Karl May, die Reise-Erzählungen, die unter diesem Namen in die Welt gehen, schreibt eine Dame, die man nur noch nicht kennt!“ In unserer feministisch überquellenden Zeit und besonders in dem an Frauen und Mädchen so überreichen Berlin muß nach der Meinung der Menge immer ein Weib die Hand im Spiele haben, wenn es sich um Aufsehen machende Ereignisse und Werke handelt, und die geschäftigen Menschenzungen und Gehirne erfinden in solchen Fällen sogleich die unglaublichsten Lesarten. Die May-Legende, in ihren mannigfaltigen Versionen, in welche das krankhafte cherchez la femme der Gegenwart, wie figura zeigt, ebenfalls hinein spielt, ist der deutlichste und beste Beweis für das eben Gesagte.

Aber ich glaube, da habe ich wieder angefangen, zu polemisieren und zu räsonieren! Aber noch ist es Zeit; noch kann ich wieder zurück, denn ich habe keine Namen genannt und also dennoch Wort gehalten! Als Buße aber will ich verraten, daß Karl May soeben auch an einem letzten Kapitel arbeitet, welches er aber hoffentlich nicht in den Papierkorb zu werfen braucht, wie ich das meinige. Es ist der Schluß zu seinem Buche „Und Friede auf Erden“.

Dieses Buch hat eine eigene Geschichte, eine außerordentlich interessante, hoch aufsteigende und hoch auf-

jubelnde, dann plötzlich die Zähne zusammenbeißende und einsam weitergehende Geschichte. Vielleicht erzähle ich sie später einmal. In keinem seiner Werke ist der unbeirrte Geist, in welchem Karl May zu schreiben die Aufgabe hat, so klar und deutlich, so energisch und doch auch so liebevoll, so menschenfreundlich hervorgetreten, wie in diesem.

Auch das ist eine Reiseerzählung. Sie beginnt in Egypten, unter den Pyramiden von Gizeh. Und wo endet sie? Der Leser mag nachschauen. Auch hier erzählt er als Realist, als Idealist und als Künstler. Man sieht hier deutlicher als sonst, daß er jeden Schritt, den er beschreibt, auch selbst gegangen ist, daß jedes Haus, jeder Stein, jeder Strauch, jeder Baum, jeder Mensch, welchen er schildert, wirklich existiert. Und hoch erhaben über dem Himmel Egyptens dehnt und wölbt sich der ewige, in Liebe leuchtende Himmel, von welchem diese Liebe einst als Mensch herniederstieg, das herrlichste der Ideale, welches je auf Erden gewandelt ist.

Und mit ebenso großer Klarheit wird in diesem Werke auch die alte, gehässige und dabei höchst überflüssige Frage behandelt, als was Karl May seine Bücher schreibe. Christ und Heide, Jude und Muhammedaner, Katholik und Protestant, Sunnit und Schiit, Zentrum oder Freisinn, Junker oder Sozialist, Arm oder Reich, Hoch oder Niedrig, Alt oder Jung — — das alles, alles kann ihn nicht beirren. Er hat sich diesen Gegensätzen entzogen, um nicht irgend einem Sonderzweck dienen zu müssen, sondern ausschließlich und allein der edelsten Herrin, die es gibt — — der Menschlichkeit!

Er will nur Mensch sein und seine Bücher nur für Menschen schreiben, für keine Fraktion, für keine Partei, für kein besonderes Volk, für keine besondere Rasse. In religiöser Beziehung ist er Christ, weiter nichts. Hierüber schreibt er mir:

„Ich kam von Nazareth, der Herrlichliegenden, wiederholt nach dem See Genezareth. Ich sah die Stätten im Osten, von denen Bethsaida, Chorazin, Gamala und Amatha verschwunden sind. Und wieviel fand ich noch vor von Chorassin, von Kapernaum, Magdala, Arbela und alle den anderen? Nur Tiberias ist übrig; was aber ist sie heute? Nur der lebt und ist sich gleich geblieben, der einst dort von dem Vater lehrte, dessen Kinder alle, alle Menschen sind. Genau so wie mit diesen biblischen Orten, ganz so wird es auch mit Euern konfessionellen Absonderungen sein. Wer nach wieder zweitausend Jahren um die Ufer des Christentums wandert, wird von dem allen nichts mehr finden, als höchstens ein auch schon ruinenhaftes Tiberias. Der aber, der sich einst den Weg und die Wahrheit nannte, der wird noch sein, was er war: Jesus Christus gestern und heute und in alle Ewigkeit! An diesen glaube ich, und an diesen halte ich mich, an ihn und keinen andern! Denn wenn einst jemand kommt, vielleicht der Vater selbst, und nach mir fragt, so wünsche ich, daß ich gefunden werde. So nämlich will's der Herr und Vater haben! Also, ich bin Christ, nur Christ! Haben Sie etwas dagegen?"

Welche Frage! Ich habe nichts dagegen, denn er hat ja Recht! Wenn wir auf Erden endlich einmal

Frieden haben wollen, so müssen wir vor allen Dingen aufhören, uns wegen unseres Glaubens gegenseitig zu verdammen und zu beschimpfen. Ich habe dieses Buch „Und Friede auf Erden“, soweit es fertig ist, mit wahrer Andacht gelesen und bin überzeugt, daß diese „Shen“, von welcher er erzählt, einen Erfolg haben wird, von dem er selbst wahrscheinlich gar keine Ahnung hat. Es sei besonders denen empfohlen, welche behaupten, daß Karl May nicht künstlerisch schreiben könne und überhaupt von Kunst so viel wie nichts verstehe.

Wenn ich mir seine Sujets und seine Art und Weise vergegenwärtige und ich mich frage, für wen er denn eigentlich schreibe, so komme ich zu einer doppelten Antwort, nämlich: Seelisch für die Mühseligen und Beladenen, geistig aber für die Begabten, nicht für die Dummen. Damit ist alles gesagt und vieles erklärt! Tausende und abertausende haben Trost, Kraft, neue Hoffnung und Mut aus diesen Büchern geschöpft. Die Beweise liegen in seinen Briefsammlungen. Und niemals hat ein wirklich dummer Mensch einen Brief an May geschrieben, sondern es zeigt sich immer, daß die Verfasser aufgeweckte, geistig elastische, gut begabte, hell und selbständig denkende Leute sind. Und wenn man sich bei ihm befindet und die Leser sieht, welche ihn von überall her besuchen, so findet man bei ihnen stets diejenige wohltuende Intelligenz, die zwischen Lektüre und Lektüre zu unterscheiden weiß, ohne erst andere Leute und angebliche Besserwisser um Rat fragen zu müssen.

Unbegabte Jungen, und nicht bloß die Jungen, lassen sich zwingen, jene Mustererzählungen zu lesen,

welche von Musterautoren für Musterknaben geschrieben werden. Der begabte Schüler aber will seinen Karl May haben, und wenn er ihn nicht lesen soll, so liest er ihn eben heimlich. Das Bedürfnis ist da; es ist ein natürliches und muß befriedigt werden. Dabei ist es diesen jungen Lesern ganz gleich, ob diese Bücher für die Jugend geschrieben sind oder nicht. Was weder die wohlbeleibte Geistesträgheit noch der hagere Verstand, der in der Tretmühle gezüchtet wird, jemals einsehen werden, das hat die gesund und scharf denkende Jugend sehr schnell weg. Und wenn sie auch die eigentlichen Zwecke und Ziele noch nicht begreift, so fühlt sie doch, daß sie sie später einmal begreifen wird.

Bücher, welche für Erwachsene geschrieben sind und doch in geradezu stürmischer Weise auch von der Jugend begehrt und gelesen werden; das läßt tief blicken! Denn auch alle die Alten, die May lesen, sind von jener ganz besonderen Jugend, die niemals alt wird. Die Intelligenz derer, die ihren Karl May lieben, lesen und von ihm lernen auf der einen Seite und die Intelligenz derer, die ihn verurteilen, verbieten und verhöhnen. Die eine scheint mir die Intelligenz der strammen, gesunden, kraftstrotzenden rotwangigen Zukunft zu sein. Die andere aber die faltenreiche, hinfällige und darum mißtrauische Subtilität einer Zeit, die jetzt nur noch zwischen Tür und Angel steht und morgen oder übermorgen verschwunden sein wird. Wenn dieses Alter ihn absolut nicht verstehen kann, so werden diejenigen, die da kommen, ihn um so schneller verstehen lernen.

VI.

Schlußwort.

Kollegialität.

Wenn einer menschlich als Mensch gefehlt,
Wer hat ihn am ersten sich erwählt
Zu spottender Splitter-Rede
Und grimmiger Zungen-Fehde?
Wer ruft ihm das lauteste „Schuldig" entgegen?
Die Herren Kollegen!

Hat einer sich kämpfend hervorgetan
Auf mühsam erklommener Ehrenbahn,
Wer wagt es, mit Dornen-Kronen,
Dem wackeren Streiter zu lohnen?
Wen sieht er voll giftigen Neids sich regen?
Die Herren Kollegen!

Dieser Schluß sollte eigentlich ein ganz anderer werden. Ich wollte nicht mehr von gewissen Leuten sprechen und gar nicht mehr räsonieren. Aber da kommt mir unerwartet ein gedrucktes Blatt in die Hand, dessen Inhalt ganz geeignet ist, alle diese guten Vorsätze über den Haufen zu werfen. Ich lese da folgendes:

„Dem bekannten Schriftsteller Karl May wurde vor ein paar Jahren öffentlich nachgewiesen:

1. daß seine vorgeblich selbst erlebten Taten und Abenteuer pure Erfindung seien;
2. daß er nicht, wie man vielfach glaubte, Katholik, sondern Protestant sei;
3. daß er nicht bloß Beiträge in katholische Zeitschriften liefere, sondern auch unsittliche Schriften verfaßt und unter anderen Namen veröffentlicht habe.

Auf diese gegen ihn öffentlich erhobenen Angriffe zeigten sich bei ihm Irrsinnserscheinungen — ob wirkliche oder nur verstellte, ist nicht näher bekannt geworden — und wurde er daraufhin tatsächlich in eine Irrenanstalt gebracht. Ob er sich jetzt noch dort befindet, vermögen wir nicht anzugeben."

Als ich das las, wußte ich nicht, ob ich meinen Augen trauen dürfe oder nicht. Wer waren denn eigentlich die, die so etwas zu veröffentlichen wagten und zwar in dieser ganz und gar nicht zu bezeichnenden Weise?! Ich schlug nach.

Ich will es einmal genau so machen wie May: will über den Haß und Kampf der Parteien stehen und also nicht verraten, ob diese Zeitung eine katholische oder protestantische ist. Es genügt, festzustellen, daß sie die eine dieser Richtungen in der strengsten und tugendhaftesten Weise vertritt. Der Verleger dieses Blattes ist nicht nur Buchdrucker, sondern auch Volks- und Jugendschriftsteller, was ich ganz besonders betone, ein sehr frommer Mann. Als ich seinen Namen las, verdoppelte sich mein Erstaunen. Ich kannte diesen Mann als einen langjährigen Freund und Bewunderer von Karl May. Er hatte ihn nicht nur einmal oder zehnmal seiner größten Hochachtung versichert, sogar in dieser Weise über ihn geschrieben und ihm vor noch nicht langer Zeit erst mitgeteilt, daß er den Vorschlag habe, mit ihm in eine sehr lukrative geschäftliche Verbindung zu treten. Allerdings hatte Karl May hierauf geantwortet, daß er auf solche Vorschläge nicht eingehen könne, weil er seine Lebenskraft nur allein seiner Lebensaufgabe zu widmen habe.

Aber das konnte mich nicht befremden, denn auch ich habe ja die sogenannte Freundschaft der Menschen kennen gelernt. Unbegreiflich jedoch war mir folgendes: Dieser Jugendschriftsteller, Buchdrucker und Verleger

hatte von Karl May wiederholt Lebenszeichen und Zuschriften aus fremden Erdteilen erhalten. Er wußte also ganz genau, daß May nicht pure Erfindungen schrieb, sondern wirklich reiste und also auch erlebte. Mußte es ihn nicht geradezu empören, daß ihm zugemutet wurde, solche unwahre Anschuldigungen in das ihm gehörige Blatt aufzunehmen? Denn ich als alter Redakteur und Publizist weiß nur zu gut, daß hier nicht allein der Redakteur zu bestimmen hat, sondern daß solche Angriffssachen ganz unmöglich aufgenommen werden können, ehe der Drucker und Verleger sie gelesen und genehmigt hat. Die alte Ausrede: „Ich weiß nichts davon, ich habe es nicht gelesen", kann die Verantwortlichkeit resp. Strafbarkeit nicht im geringsten vermindern!

Das Blatt, mit dessen Hilfe dieser „Freund" Karl Mays ihn so „tatsächlich" in das Irrenhaus schaffte, führt den Untertitel:

„Illustrierte Zeitschrift
zur Bildung von Geist und Herz".

Ich möchte doch fast wissen, was Karl May über diese Herz und Geist bildenden Herren denkt. Vielleicht erfährt man das einmal! Aber dieser Verleger druckt noch eine andere Zeitung, deren Untertitel lautet:

„Zeitschrift für die Jugendseelsorge",

und im Handbuch der Presse ist als ihr Zweck und ihre Richtung angegeben

„Christliche Müttervereine" und
„Selbstheiligung des Priesters"!

Dieser Herr gibt sodann noch eine dritte Zeitung heraus, über welche das soeben angegebene Handbuch berichtet:

„Pädagogik und Methodik, insbesondere Schulerziehung und Volksschulunterricht. Organ des Erziehungsvereines in (folgt der Name des Landes)".

Ich führe das einstweilen so nach der Reihe an, ohne die wirklichen Titel zu nennen. Ich will weder blamieren, noch aufregen, noch überhaupt schaden, sondern nur einfach Tatsachen konstatieren, soweit es sich um den Drucker und Verleger des gegen Karl May so aufmerksamen Blattes handelt. Als ich mich über diesen einen Herrn unterrichtet hatte, schlug ich auch über den anderen nach, nämlich den Herrn Herausgeber und Redakteur.

Höchst auffälligerweise ist auch dieser im Schriftstellerlexikon als „Jugendschriftsteller" bezeichnet. Er ist zweitens Pfarrer, und er ist drittens Religionslehrer an zwei Schulen, die man wohl zu den sogenannten „Mittelschulen" zu rechnen hat. Dieser zweite Herr ist also eine für mich höchst komplizierte Persönlichkeit, nämlich a) Mensch, b) Christ (ich verschweige die Konfession, denn ich will nicht hetzen), c) Religionslehrer, d) Pfarrer, e) Jugendschriftsteller und f) Redakteur!

Ueber den „Menschen" und „Christen" wird uns der „Jugendschriftsteller" und „Redakteur" Auskunft geben. Für den „Religionslehrer" brauche ich mich nicht zu interessieren, weil ich glücklicherweise kein Mittelschüler

bin. Aber den Herrn Pfarrer, den möchte ich gern kennen lernen, weil kein anderer als er das Blatt für „Christliche Müttervereine“ und „Selbstheiligung des Priesters“ redigiert.

Ein Priester Gottes! Geradezu an Stelle Gottes! Der auf der Kanzel und am Altar den Heiland aller Welt vertritt! An Lebende und Sterbende die heiligsten Sakramente spendet! Dessen Amt es in sein persönliches Ermessen stellt, die Sünden anderer zu bestrafen oder zu verzeihen! Der sich im „Handbuch der Presse“ öffentlich dazu bekennt, in seinem Blatte eine Quelle der „Selbstheiligung der Priesterschaft“ fließen zu lassen! Ein solcher Mann hat sich doch gewiß auf die für einen Menschen allerhöchste Warte gestellt! Er ist also verpflichtet, das allerhöchste zu leisten, was ein Mensch in christlicher Liebe, christlicher Demut, christlicher Nachsicht und moralischer Reinheit zu leisten vermag! Er hat durch seine eigene Verklärung und Heiligung zu beweisen, daß er in Wirklichkeit der wunderbar seltene Mann ist, der es sich vornehmen darf, seine geistlichen Herren Kollegen zur Heiligung ihrer selbst emporzuleiten! Es sind ihm die Handflächen, die Daumen und die Zeigefinger mit dem heiligen Chrisma gesalbt worden, wodurch nach Ansicht des Ordinationsrituales seine Hände die Kraft erhielten, zu segnen, zu weihen und zu heiligen. Zudem hat diese Salbung bei der Priesterweihe den Sinn, daß durch sie der Geist Gottes auf den Gesalbten übergehe.

Wie tief, wie tief stehen doch wir Laien unter einer solchen von Gott begnadeten und vom heiligen Geiste

erleuchteten priesterlichen Gestalt! Wir zählen zwar nach vielen Millionen, aber in allen diesen Millionen wohnt nicht ein einziges Zentigramm jener gewaltigen Himmelsmacht und Gotteskraft, die diesem einen Manne verliehen ist. Und wenn wir zu Hunderttausenden zusammenträten und alle unsere Willenskraft zusammenwürfen, es würde uns doch verboten und unmöglich sein, auch nur einem einzigen von uns den allerkleinsten Fehler vergeben zu können! Dieser Religionslehrer, Jugendschriftsteller und Redakteur aber kann verzeihen und den Himmel öffnen, so oft und für wen er will! Welch ein Gesalbter! Welch ein Christus, welch ein Messias! Denn beides, sowohl Christus als auch Messias, bedeutet ja wohl „der Gesalbte"!

Wohlan, blicken wir armen Laien also gläubig und demutsvoll empor zu der Warte, von welcher aus dieser Gesalbte, dieser Christus, dieser Messias des begonnenen zwanzigsten Jahrhunderts im Geiste Gottes und im Sinne des Welterlösers seines heiligen Amtes waltet! Alles, alles was wir errungen haben und besitzen, ist nichts gegen das, was ihm gegeben worden ist. Alle Früchte der irdischen Arbeit, der Gewerbe, des Handels, alle Herrlichkeiten der Kunst und sämtliche Erfolge der Wissenschaften und des Forscherfleißes sind wert- und wesenlos, wenn es diesem Erleuchteten beliebt, ein Wort dagegen zu sagen! Und er hat die Ueberlegenheit vor vielen andern, seine Meinung kundzugeben und seinen Willen durchzudrücken: Dem Gottesmanne stehen ja für jede Himmelsbotschaft seine irdischen Journale offen! Schauen wir doch einmal

nach, welche unumstößlichen Wahrheiten in den Spalten des Blattes dieses gottgeweihten Priesters veröffentlicht und als Tatsachen hingestellt werden.

„Dem bekannten Schriftsteller Karl May wurde vor ein paar Jahren öffentlich nachgewiesen".

Nachgewiesen? Ist das wahr, wirklich wahr? Ich glaube, daß es im ganzen deutschen Reiche nicht so viele Lügner gibt, wie nötig wären, diese Nachweise zu erbringen! Behauptet ist es worden, ja, behauptet, und zwar auch nur von einer gewissen, ganz absonderlichen Seite. Wie es aber mit den Beweisen steht, das werden wir gleich sehen:

„1. daß seine vorgeblich selbst erlebten Taten und Abenteuer pure Erfindung seien".

Das behauptet man auf der erwähnten Seite sogar noch heute, obgleich abertausende von Zuschriften existieren, und zwar in allen Kreisen, vom Handarbeiter an bis hinauf zum Fürstenthron, die er aus den fernsten Ländern heimgeschrieben hat. Er besitzt selber eine ganze Sammlung mitgebrachter Gegenstände, und Hunderte von Personen, die ihn in der Ferne trafen, sind bereit, dies zu bezeugen. Nachdem schon seit Jahren von verschiedenen deutschen und österreichischen Zeitungsredaktionen ganze Ausstellungen solcher Beweisstücke veranstaltet und öffentlich besprochen worden sind, finde ich keine parlamentarische Bezeichnung dafür, daß man dieser Behauptung sogar noch heute in einem Blatte begegnet, dessen Drucker und Verleger dem Redakteur doch unbedingt gesagt haben muß, daß er

Freund von Karl May gewesen sei und mehrfach Reisezuschriften von ihm erhalten habe.

„2. daß er nicht, wie man vielfach glaubte, Katholik, sondern Protestant sei".

Wann und wo und wie hat man ihm das nachgewiesen? Ueber die Religion und den Glauben eines Mannes wie Karl May kann niemand Aufschluß geben, als nur allein er selbst. Und das hat er am ausführlichsten und seit über zwanzig Jahren in seinen Werken getan. Solange man seinen Glauben noch nicht kennt, hat man auch diese seine Bücher noch nicht gelesen, nicht verstanden. Er hat niemals seinen Glauben verborgen gehalten. Gewiß jeder Bogen seiner nun weit über vierzig Werke enthält ein ehrliches, offenes und warmherziges Bekenntnis seiner Religion. Wie man da heute von „nachgewiesen" reden kann, ist mir geradezu unerfindlich!

Und noch eins: Ich halte es nämlich für meine Pflicht als Christ, den priesterlichen Redakteur zu zu warnen. Das Wort „nachgewiesen" hat einen ganz eigenartigen, moralisch-penetranten Beigeruch. Nachgewiesen werden Albernheiten, Schlechtigkeiten, Verbrechen usw. „Es wurde ihm nachgewiesen, daß er Protestant sei", klingt fast genau so, als ob man sagt: „Karl May ist Protestant! Pfui Teufel! Der Schurke!" Der geistliche Herr Redakteur mag doch einmal einen Blick in die Ereignisse der letzten Gegenwart werfen. Es ist da mehr als genug geschehen, die vorhandene Spannung auf immer höheren Grad hinaufzuschrauben.

Ich erinnere an § 2 des Jesuitengesetzes und an alles das, was sich an den verschiedensten Orten (auch Fürstenhöfen) zugetragen hat. Wer wahrhaft christlich gesinnt ist, rüstet schleunigst ab! Da schreit plötzlich ein priesterliches Blatt so laut wie möglich in alle Welt hinaus, daß der Protestantismus zu denjenigen Dingen gehört, welche man sich um aller Welt willen ja nicht „nachweisen" lassen möge. Und zwar etwas weniger deutlich, aber doch ebenso verständlich, wird dann im Folgesatz fortgefahren: Selbst ein Mann wie Karl May hat sich dieser entsetzlichen Schande nur dadurch erwehren zu können vermeint, daß er sich, wahrscheinlich absichtlich, in ein Irrenhaus bringen ließ!

Da nun aber Karl May keinesfalls der Mann ist, den man die Verrücktheit, so zu sagen, suggerieren kann, sondern sich im Gegenteil einer geistigen Gesundheit, Stärke und Frische erfreut, die ihn geradezu auch körperlich jugendlich erscheinen läßt, so ist dem Verfasser resp. Verbreiter dieses „nachgewiesen" nur zu wünschen, daß May gegen diese Beleidigung im Superlativ sich ebenso schweigsam verhalten möge wie zu allen vorhergehenden. Sonst besäße wohl gerade er die richtigen Worte, die richtige Weise und die ausreichend große Gemeinde, die religiösen Verdienste einer solchen priesterlichen Tätigkeit in das gehörige Licht zu stellen.

Uebrigens ist es auch vorläufig im lieben deutschen Vaterlande denn doch noch kein Verbrechen, der protestantischen Lehre anzuhangen, wie es andererseits niemandem als Verdienst angerechnet werden kann, daß er zur römisch-katholischen Kirche gehört, denn

durch die Einrichtungen, wie sie zurzeit in der deutschen Christenheit bestehen, werden neue Menschen einfach in die Konfessionsgemeinschaft ihrer Eltern hineingetauft. Niemand kann sich dieselbe wählen, denn schon wenige Tage nach dem Eintritt ins Leben wird das Christenkind zur heiligen Taufe getragen und später in der Schule in der Konfession unterrichtet und aufgezogen, nach deren Ritus die Taufe vollzogen worden ist. Die Konfession ist also nichts Selbstverdientes, worauf man stolz sein kann, sondern ein von den Verhältnissen Aufgezwungenes, dem man sich in kindlicher Unwissenheit und Ohnmacht fügen mußte. Und es wird wohl keinem vernünftigen Menschen einfallen, wegen etwas, was er nur dieser Unfähigkeit verdankt, seine Mitmenschen anzufeinden und zu verdammen!

„3. daß er nicht bloß Beiträge in katholische Zeitschriften liefere, sondern auch unsittliche Schriften verfaßt und unter anderen Namen veröffentlicht habe".

Nach dem hier gebrauchten höchst klaren Stil ist dreierlei verboten, nämlich a) für katholische Zeitschriften schreiben, b) unsittlich zu schreiben und c) unter anderen Namen zu schreiben. Daß Karl May die unter a) und c) erwähnten Verbrechen begangen hat, ist längst schon weltbekannt; das brauchte ihm nicht „nachgewiesen" zu werden. Auch wird es sein Gewissen nicht beschweren, da es auch schon von andern geschehen ist, ohne daß sie dafür geköpft oder gepfählt worden sind. Aber das unter b) widerspricht den Tatsachen geradezu direkt.

Ja, auch das hat man behauptet, von der betreffenden Seite, aber nachgewiesen ist es nicht. Nachgewiesen ist vielmehr das strikte Gegenteil. Man behauptet, May hat für die erwähnte Dresdener Firma unsittliche Romane geschrieben. Er hat aber diese Sachen genau so wie alles andere geschrieben, nur nicht in der Ich-Form, die er ihrer psychologischen Bedeutung wegen erst später bringen konnte. Diese Romane sollten, ebenso wie seine übrigen Sachen, später in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen werden, jeder zu sechs Bänden, und so ist es wohl selbstverständlich, daß er unmöglich so dumm gewesen sein kann, unsittlich zu schreiben. Aber er hat niemals eine Korrektur zu lesen bekommen, und nach Aussage gewissenhafter Zeugen hat man an seinen Manuskripten herumgeändert.

Ich selbst habe bereits gesagt, daß ich einen Schriftsteller und Journalisten kenne, der mir mitgeteilt hat, daß er diese Sachen Karl Mays für den betreffenden Verlag gegen entsprechendes Honorar habe umarbeiten müssen. Karl May hat gegen diesen Verlag einen Prozeß angestrengt, der immer größere Dimensionen anzunehmen scheint und höchstwahrscheinlich mit dem gänzlichen Ruin des verlierenden Teiles zu Ende gehen dürfte. Dies das Material des Prozesses.

Das andere aber hat schon längst, nämlich im Februar 1903, seinen vollen Abschluß gefunden. Damals erklärte Mays Prozeßgegner, der Inhaber der Verlagsfirma, in allen großen Zeitungen Deutschlands: „Falls in diesen Romanen etwas Unsittliches sein sollte, so stammt das nicht von der Feder Karl Mays, sondern

ist von dritter Hand hineingetragen worden!" Wenn das nicht deutlich genug ist, so soll man mir doch einmal sagen, was man unter Deutlichkeit versteht!

Diese Ehrenrettung Karl Mays ist damals aus den großen Zeitungen in die kleineren übergegangen und durch ganz Deutschland in einer Weise besprochen worden, daß sie ganz unmöglich einem Manne entgehen konnte, der auf so hoher Warte steht und Herausgeber und Redakteur nicht nur eines, sondern sogar mehrerer Blätter ist. Es ist durch dieses öffentliche Geständnis des Prozeßgegners zur Evidenz „nachgewiesen", daß Karl May den ihm gemachten Vorwurf nicht verdient hat. Wer ihn dennoch weiter druckt, muß es sich gefallen lassen, daß man sich verpflichtet fühlt, über die ihn leitenden Gründe nachzudenken. Ich halte es nicht für meine Obliegenheit, zu sagen, was und wie ich über diese jedenfalls hochchristlichen Ursachen und Gesinnungen denke, sondern ich fahre in meiner Aufführung des betreffenden Artikels fort:

„Auf diese öffentlich gegen ihn erhobenen Angriffe zeigten sich bei ihm Irrsinnserscheinungen — ob wirkliche oder nur verstellte, ist nicht näher bekannt geworden — und wurde er daraufhin tatsächlich in eine Irrenanstalt gebracht. Ob er sich jetzt noch dort befindet, vermögen wir nicht anzugeben."

Jetzt wird es mir Angst um den Erfinder dieser Zeilen. Ich kenne die Gesetze und weiß, daß auf derartige Veröffentlichungen eine Gefängnisstrafe von bis zu fünf Jahren erfolgen kann. Siehe auch das Meyersche Konversationslexikon, Band II Seite 710 Zeile 11 von

unten! Es ist kein einziger Buchstabe an allen diesen Behauptungen wahr. Wenn May verklagt, dann wehe dem Erfinder! Es ist wahrlich kein Spaß, einen Schriftsteller wie ihn samt seinen 40 bis 50 Bänden als irrsinnig hinzustellen! Es fragt sich, wer ist der Verfasser dieses Gerüchtes? Wer hat es erdacht? Etwa der Gesalbte selbst, den ich vorhin der Wortbedeutung nach einen Christus, einen Messias nannte? Ganz unmöglich! Solche Folgen bringt doch die priesterliche „Selbstheiligung“ nicht! Auch kommt das bei der „Bildung von Geist und Herz“ nicht vor. Auch hat es mit der christlichen Liebe, dem Frieden, der Vergebung der Sünden nichts zu tun. Oder sollte es zu den Obliegenheiten der „christlichen Müttervereine“ gehören, daß man sich gegenseitig für verrückt erklärt? Ist es eine Frucht der bereits oben angeführten „Pädagogik und Methodik, insbesondere der Schulerziehung und des Volksunterrichts“? Wird es von dem „Erziehungsverein“ des betreffenden Landes erstrebt, dessen Organ in demselben Verlag erscheint? Das glaube ich alles, alles nicht! Aber da frage ich: Was kann und was soll ich denn da glauben?

Etwa, daß der priesterliche Redakteur nicht der Erfinder, sondern nur der Verbreiter dieser — — ich treffe das richtige Wort nicht — ist? Nur? Hier gibt es kein Nur. Es ist das eine genau so schlimm wie das andere, denn beide setzen genau denselben Stand der Gesinnung voraus. Und ist ein anderer der Verfasser, so hat man ihn zu nennen und dann nachzuweisen, daß er wörtlich genau so gesagt hat, ganz

genau so, kein Wörtchen anders! Und selbst dann kann man sich der Verantwortung nicht entziehen. Denn ehe man so etwas Gefährliches bringt, erkundigt man sich vorher. So etwas wird nicht ohne Wissen des Druckers und des Redakteurs eingeschmuggelt, sondern von diesen beiden Verantwortlichen sehr, sehr eingehend besprochen.

Hierzu kommt der Ausdruck „tatsächlich in eine Irrenanstalt gebracht". Es wird also als Tatsache hingestellt, als unumstößliches Faktum, und zwar von einem Manne, der an Gottes und Christi Stelle steht und mit den heiligsten Aemtern bekleidet ist. In seine geweihten Hände sind die höchsten Gewissensgewalten gelegt, und was er sagt, das ist wie ein Schwur aus Gottes eignem Munde. Jeder gläubige Christ, der es liest, muß sich sagen: Es ist so gewiß wie Himmel und Erde: May ist verrückt und steckt im Irrenhaus! Ein Seelsorger, ein Beichtvater hat behauptet, daß es Tatsache sei, und wer da noch zweifelt, der ist ein ketzerischer Protestant, weiter nichts; unsere Pfarrer aber, die sagen stets die Wahrheit, die lügen nie, niemals. Und unsere Redakteure auch nicht, das weiß die ganze Welt!

Geradezu überhochinteressant ist die durch die Gedankenstriche in Parenthese gesetzte Stelle — „ob wirkliche oder nur verstellte, ist nicht näher bekannt geworden". — Man weiß, daß May den Himmel und die Hölle zeichnet. Hier findet er ein Modell, wie er es sich prächtiger gar nicht wünschen kann. Wie fein erdacht, wie abgetönt von Wort zu Wort! Es ist nicht

näher bekannt, also aber doch bekannt. Wie außerordentlich viel sagt man dabei! Und doch kann man sich später den Anschein geben, gar nichts gesagt zu haben!

May lügt und schwindelt in seinen Erzählungen — — er ist Protestant — — er hat abgrundtiefe Unsittlichkeiten geschrieben — — und nun ist er nicht nur verrückt, sondern etwas noch viel, viel Schlimmeres und Schändlicheres, Ehrloses: er fälscht den Wahnsinn; er fabelt die Verrücktheit vor; er fingiert und simuliert den Irrsinn, damit man ihn nicht für so ganz und gar verworfen halten möge. — — So, das ist doch wohl der Gedankengang, auf den man hier zukommen soll. Oder nicht? Ich lasse mich gern belehren!

Der Herr Redakteur, der diese Parentheſe in den Druck gegeben hat, ist Religionslehrer. Er kann sicher sein, daß Karl May ihn zeichnen wird! Aber ganz gewiß! Und wie nun, wenn der Verleger Mays nachweist, daß dieser Artikel ihm geschäftlich geschadet hat? Hier handelt es sich nicht allein um ethische, sondern auch um pekuniäre Schädigungen. Wenn der eine auf die ersteren vornehm herabblickt, braucht trotzdem der andere sich die zweiten nicht gefallen zu lassen! Und dieser andere würde die Personen höchstwahrscheinlich nicht ideal nehmen, sondern real. Er würde vielleicht sagen:

„Ach was! Pfarrer! Das ist doch nur strafschärfend! Es handelt sich hier sehr einfach um weiter nichts, als um drei Jugendschriftsteller, die ihre Bücher los werden wollen! Wird der eine zu viel gelesen, so liest man die beiden anderen nicht. Hinaus also mit ihm! So und nicht anders denke ich als Verleger."

Das wäre ja auch eine Auffassung, die anzuführen auch ihre Berechtigung hat. Und ich wünsche dem geistlichen Herrn Redakteur, daß es ihm, falls Anklage gegen ihn erhoben wird, gelingen möge, edlere, bessere und reinere Gründe vorzuzeigen! Nur steht ihm hierbei der fatale Umstand im Wege, daß er Religionslehrer zweier sogenannter „Mittelschulen" ist und daß es eine höchst scharf vorgehende Richtung gibt, die zu erreichen sucht, daß die Bücher Karl Mays in diesen Mittelschulen verboten werden. Dagegen aber hört man sehr häufig sagen, daß die, die am meisten gegen May wettern, selbst auch Jugendschriftsteller sind und ihre Bücher wegen seinen Schriften nicht recht los werden können.

Ich sehe, daß ich nun doch noch ins Räsonieren gekommen bin, und das ärgert mich. Wem es gelungen ist, volle fünf Kapitel lang den lieben, christlichen Frieden zu wahren und dann noch kurz vor Schluß gezwungen wird, über ein so verlogenes, ihm in den Weg geworfenes Irrenhaus zu stolpern, der hat wohl Grund, rabiat zu werden, und da mag mich bei denen, die mich lesen, das alte homo sum entschuldigen. Ich sehe ja vollständig ein, daß die eigentliche „Mayhetze" eine Lächerlichkeit ist, über welche ein vernünftiger Mensch kein Wort zu verlieren braucht. Aber wenn einem solchen Manne auch noch der Wahnsinn, dann das Irrenhaus und schließlich gar das Simulieren des Irrsinns an den Hals gehängt wird und man sieht, daß es ein christlicher Priester ist, durch dessen „selbstheilige" Redaktion diese Lügen möglich wurden,

so möchte man wirklich wünschen, daß May einmal aus seiner vornehmen Reserve heraustrete, um wenigstens diesem einen Herausgeber und Redakteur nebst seinem Drucker und Verleger gerichtlich zeigen zu lassen, daß ein Pfarrer und Religionslehrer zu ganz anderen Dingen berufen ist als hierzu.

Wenn die berufenen Lehrer und Priester des christlichen Evangeliums in dieser Weise handeln, ist es gar nicht anders möglich, als daß man an diesem Evangelium selbst irre zu werden beginnt. Die geistlichen Vorgesetzten eines solchen Mannes sollten es sich doch wohl überlegen, zu welchen Schlüssen die Leser so unerhörter, öffentlicher Verleumdungen geradezu mit Gewalt gezwungen werden!

Auf der einen Seite schnaubt der gesalbte Priester Vernichtung gegen den wohlmeinendsten aller Menschen, und auf der anderen Seite ertönt die begeisterte Stimme dieses so öffentlich Gemarterten:

„Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein;
Laßt ihren Puls durch alle Länder fließen;
Dann wird die Erde Christi Kirche sein
Und wieder eins von Gottes Paradiesen!"

Da versteht es sich doch ganz von selbst, wem sich alle Leser und alle, die das hören, zuwenden werden, nämlich nicht der Wahnsinnslüge dort, sondern der menschlich schönen Liebeswahrheit hier!

Wenn Karl May in seinem neuesten Buche „Und Friede auf Erden" von den christlichen Priestern und Missionaren vor allen Dingen verlangt, „Und alle Welt sei Euer Gotteshaus, in welchem Ihr erklingt

als Engelsworte", so hat er diese Herren höher, unendlich höher gestellt, als sie von irgend einem Menschen gestellt worden sind. Für ihn ist jeder einzelne von ihnen ein Engelswort, das ewig, ewig Wahrheit spricht. Wie tief, wie grauenhaft tief nun steigt derjenige von ihnen nieder, der sich dagegen zum Teufelsredner macht, indem er einer so schändlichen Verleumdung seine Redaktion und die Spalten seines Blattes öffnet! Immer angenommen, daß er durch Nennung des Urhebers nachzuweisen vermag, daß er nicht etwa gar selbst der Verfasser dieser Lügen ist!

Welch eine hohe, edle, köstlich reine Gestalt ist dagegen jener alte, malayische Heidenpriester, von dem Karl May in dem erwähnten Buche erzählt! Es geht durch Mark und Bein, wenn man liest, in welche Weise dieser sogenannte Heide die Missetaten eines christlichen Fanatikers verzeiht und dann sogar noch dessen Tochter segnet, indem er, die Hände auf ihr Haupt legend, zu ihr spricht: „So segne ich Dich denn als das, was ich Dir bin, nicht als der Priester, sondern als der Mensch. Und wenn es ein Heil gibt, welches aus eines Menschen Hand und Leben auf eines anderen Menschen Haupt und Leben überzufließen vermag, so sei hiermit alles, alles Dein, was ich an Menschengüte und Erdenglück besitze! Der Himmel hört, daß ich es Dir verleihe, nicht mein Himmel allein, sondern auch der Deine, denn beide sind eins!"

Und was für ein herrliches, erhabenes Christentum ist es, in dessen Mitte dieser „Heide" erscheint und um Liebe und um Frieden wirbt für alle, die sich

Menschen nennen! Zwar wird man höchst wahrscheinlich auch von diesem Buche sagen, daß es nur Phantasiegebilde enthalte und in Radebeul am Schreibtische entstanden sei, aber wer sich auf Ceylon, in Penang, Padang, Uleh-leh, Kota Radscha usw. nach Karl May und diesen seinen Gestalten erkundigt, der wird sehr schnell eines anderen belehrt werden und sich nie mehr mit seinen „puren Erfindungen" auslachen lassen!

Etwas weniger leicht dürfte es wohl werden, ebenso rasch Auskunft über etwas anderes zu erhalten, wonach ich mich vor allen Dingen sofort erkundigen würde, wenn ich einmal in jene Gegenden käme. Ich meine die prächtige, geheimnisvolle „**Shen**", welche wohltätig mild, doch aber auch siegreich stark über religiösen Haß und Glaubensspaltungen hinwegschreitet und nur Gott allein das gibt, was ihm allein gehört, dafür aber auch den Menschen nicht vergeblich warten läßt auf das, was er von jedermann zu fordern hat, nämlich Menschlichkeit und Achtung seiner Rechte! Dem Vater im Himmel die göttliche Verehrung, die ihm gebührt, und allen seinen Kindern auf Erden eine hilfreiche Bruderhand in jeder Not und Fährlichkeit, ohne zu fragen, wer oder was sie außerdem sind! Nur dann kann Friede sein!

Sehe ich hier mitten unter uns, die wir jene Wilden „zivilisieren" wollen, den priesterlich gesalbten Redakteur und Religionslehrer an und sehe ich unter denen, die wir noch nicht „bekehrt" haben, jenen alten, so hoch und so edel denkenden Heidenpriester stehen, so frage

ich mich: Was für ein Mensch ist der eine und was für ein Mensch ist der andere? Hier steht Karl May mit allen seinen Hunderttausenden von Lesern zwischen einem Christen und einem Heiden, die beide Priester sind. Der heidnische spendet Liebe, Verzeihung und Segen, der christliche aber den erlogenen Wahnsinn und das erschwindelte Irrenhaus. Man wähle!

Soeben, während ich dieses schreibe, werden wieder 180 000 Bände von Karl May neu aufgelegt. Das ist seine Antwort auf die freche Lüge, daß er literarisch tot sei, mausetot! May antwortet eben nicht in Worten, sondern durch die Tat. Man weiß, daß er schreibt, was er erlebt; er erzählt aufrichtig und wahr; er verheimlicht nichts. Ist es da etwa gleichgültig, was er an christlichen Zeitungsverlegern, Redakteuren, Pastoren, Pfarrherren und Religionslehrern für Erfahrungen macht? Kürzlich war einer der Herren fast starr vor Schreck, als er in Ghulam, dem persischen Schurken und Henker, sich selbst erkannte, zum Sprechen ähnlich gezeichnet! Und alle die vielen Leser haben ihn ebenso erkannt. Einst, wenn man den Verfasser begriffen hat, werden seine Bücher zehnfach so viel erzählen, wie man heute aus ihnen liest.

Dann wird man ihm auch für die „Shen" zu danken haben, die Herrliche, die ihm ihre sämtlichen Geheimnisse anvertraute und von der er uns, wie ich hoffe, noch viel zu erzählen hat. Ich mache mir so meine stillen Gedanken darüber, daß diese chinesische „Shen" eine Verwandte der kurdischen Marah Durimeh ist. Ist diese Vermutung richtig, so ist hiermit mein

jetziges Schriftwerk zu Ende; Karl May aber wird das seinige erst beginnen, denn ich begreife nun, daß alles, was er bisher geschrieben hat, nur die Einleitung zu dieser großen „Ehen“, zu dieser wunderbaren „Marah Durimeh“ gewesen ist.

Möge ihm, der kürzlich wochenlang, aber siegreich mit dem Tode rang, das neu geschenkte Leben Zeit und Raum gewähren, das Werk zu vollenden, bei dessen Vorstudium er so viele Liebe erntete. Den Haß und die Anfechtung beachtet er ja nicht! — — —

Buchdruckerei von Arthur Schönfeld in Dresden.



Karl May

und seine Werke.

Eine kritische Studie

von

Heinrich Wagner,

Chefredakteur der „Donau-Zeitung“ in Passau.

Passau.

Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft Passavia.

1906.



Karl May ist der meistumstrittene moderne Schriftsteller, eine Behauptung, welche nicht zu gewagt erscheint. Er ist ferner auch einer der meistangefeindeten Schriftsteller, und unter denen, welche mit seinen Werken vertraut sind, gibt es viele, welche sagen, daß er mit Unrecht angefeindet wird. Und der Beweis hiefür ist tatsächlich unschwer zu erbringen.

Die Aufgabe, die Vorurteile gegen Karl May und seine Werke zu beseitigen oder doch zu verringern, ist eine dankbare; denn diese Vorurteile sind vielfach entstanden aus der Unbekanntschaft mit den literarischen Produkten Mays, teilweise auch durch die oberflächliche Prüfung der Angriffe auf den Schriftsteller. Nicht zuletzt kommt hier in Betracht, daß in weitesten Kreisen eine völlig falsche Auffassung der Mayschen Werke besteht, die man gewöhnlich mit Indianergeschichten ganz gewöhnlichen Schlages in einen Topf wirft, die es aber doch nicht sind. May selbst — und das ist das Sonderbare — behauptet, daß er noch gar kein Schriftsteller sei. Ob er sich dafür hält oder nicht, das ist seine persönliche Sache. Daß er die Behauptung überhaupt aufstellt, scheint daher zu kommen, daß er viel von einem Schriftsteller verlangt, und es kann wohl nicht bestritten werden, daß auf diesem Gebiete, wie es bei vielen dichterischen Koryphäen der Vergangenheit der Fall war, nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft entscheidet.

Karl May ist am 25. Februar 1842 geboren und ist mithin $64^1/_2$ Jahre alt. Sein Geburtsort war Ernstthal, damals ein sehr kleines und sehr armes Städtchen im sächsischen Erzgebirge. Das ist seine körperliche Heimat, wenn er auch wiederholt Bayern als seine geistige Heimat bezeichnet hat.

Für Bayern hat May stets eine besondere Vorliebe gehabt. Seine Eltern waren unbemittelte Webersleute, er war das Kind der bittersten Armut und des Elends. Der Knabe kam blind zur Welt und war ein ungemein schwächliches Kind. Er hatte vier Schwestern, deren Liebling er war, wie auch seiner Eltern und besonders auch seiner alten Großmutter, die während ihrer ganzen Lebenszeit eine Heldin im Leiden gewesen war. Jahrelang war sie an das Krankenlager ihres Vaters gefesselt, und erst als diesen ein Blutsturz von seinem Jammerdasein erlöste, konnte sie in den Stand der Ehe treten. Ihr kurzes Eheglück endete auf grauenvolle Weise. Der Mann verirrte sich im Walde, im Schneegestöber, in eisiger Winternacht. Da stürzte er in eine tiefe Schlucht und erfror. Die Mutter hatte für zwei kleine Kinder zu sorgen, indem sie sich als Dienstmagd den kärglichen Unterhalt erwarb. Sie zog sich bei der Arbeit eine Verletzung zu und starb — — — so dachte man. Erst als der Sarg geschlossen werden sollte, gab ihr der Jammer der Kinder die Kraft, die Finger zu bewegen. Drei Tage lang hatte sie im Starrkrampf gelegen, hatte jedes Wort gehört, ohne das geringste Lebenszeichen geben zu können. Seit dieser Zeit war sie in seelischer Beziehung ein Ausnahmewesen, ihr ganzes Innenleben war auf das Grab und auf den Tod gerichtet, all ihr Denken beschäftigte sich mit dem Geist und mit der Seele. Sie behauptete, mit ihrem verstorbenen Manne nächtliche Zwiesprache über die Beschaffenheit des Jenseits zu halten. Er sage ihr, wie es nach dem Tode sei, und es wäre gewiß, daß die Seligkeit und die Verdammnis schon hier beginne und daß man Zeit und Ewigkeit nicht voneinander trennen könne.

Ich habe absichtlich dieser Großmutter einige Aufmerksamkeit gewidmet; denn da sie sich ausschließlich der Pflege des kleinen Knaben May widmete, ist es natürlich, daß sie entscheidend auf das Gemüt und den Charakter ihres Pfleglings eingewirkt hat. Der kleine Karl kam — wie oben bereits bemerkt — blind zur Welt, und als sein Verstand reif genug war, Gedanken in sich aufzunehmen, da war es die Groß-

mutter, welche dem blinden Knaben und später auch dem sehenden ihre Märchen erzählte, welche alle von dem Geiste durchhaucht waren, der sich mit Vorliebe mit dem Ueberirdischen beschäftigte. Im Alter von etwa 5 Jahren wurde der Knabe operiert und sehend, und selbstverständlich erhielt der ihm innewohnende Wissenstrieb neue Betätigung. Er drängte nach der Schule. Obwohl er noch kaum gehen konnte und teilweise getragen werden mußte, durfte er die Schule des kleinen Städtchens besuchen. Die körperliche Entwicklung hielt bald gleichen Schritt mit der geistigen, und Karl May wurde nach kurzer Zeit ein wackerer Schüler. Bald genügte der geringe Lehrstoff, wie ihn diese Schule bot, nicht mehr. In der Bibliothek von Karl May befinden sich noch heute zwei alte, hochinteressante Druckwerke, die auf sein Innenleben von großem Einfluß gewesen sind. Das eine ist das „Kreutter Buch deß hochgelehrten und weitberühmten Doktor Petri Andreae Matthioli, jetzt wiederumb mit vielen newen und anderen guten Stücken zum drittenmal aus sonderm Fleiß gemehret und verfertigt durch Joachimum Camerarum, der löblichen Reichsstatt Nürnberg Medicum D. gedruckt im Jahre 1600." Dieses Buch ist sehr groß, gegen tausend Folioseiten stark und bringt die genauen Abbildungen und Beschreibungen aller damals bekannten Pflanzen. Die Namen derselben sind in den bedeutendsten Sprachen, sogar arabisch, angegeben. Da es sich um die Beschreibung ihrer Heilwirkung handelt, sind auch die anderen Naturreiche mit herbeigezogen, soweit sie sich an dem Aufbau und der Erhaltung des menschlichen Körpers beteiligen. Das Werk muß also als ein wahrer Schatz naturwissenschaftlicher Kenntnisse und Anschauungen bezeichnet werden. Es hat sich jahrhundertelang unter den Karl Mayschen Vorfahren fortgeerbt, und die sehr häufigen Rand- und Textbemerkungen zeigen, daß sich unter diesen Vorfahren auch Aerzte und sonstige Gelehrte befunden haben. Die medizinischen Erfahrungen, welche von diesen übermittelt wurden, haben sich mit diesem Buche auch auf die Laien

fortgeerbt. Es entstand ein immer weiter wachsender Kreis von Männern, die zwar infolge der vielen Kriege verarmten und gewöhnliche Handwerker werden mußten, aber als vorzügliche Tee-, Pflanzen- und Naturkenner im Volke einen wohlklingenden Namen besaßen. Sie halfen, ohne der Quacksalberei zu verfallen, mit ihren Pflanzenmitteln den Patienten aus, die sonst ohne Hilfe gewesen wären, weil die Armen- und Krankenpflege damals noch sehr im Argen lag. Der letzte von ihnen war der Vater von Karl May.

Das andere von diesen beiden Büchern ist ein außerordentlich seltenes Werk von ebenso hohem Alter, eine Bilderbibel in Holzschnitten, welche mit der Schöpfung der Erde beginnen und mit dem letzten Kapitel der Offenbarung Johannis schließen. Es ist genau wie das „Kreutter Buch" mit vielen Randbemerkungen der Vorfahren versehen und bildet ein sehr gutes Zeugnis für die Glaubensfestigkeit und die einfache, aber edle Menschlichkeit dieser Leute. An dieser Bilderbibel labte und festigte sich ihr starker und unerschütterlicher Glaube. Mit ihr ging er von den Eltern auf die Kinder über. Das „Kreutter Buch" enthält also eine für die Bedürfnisse des Volkes gesunde und nahrhafte Hausmannskost aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Das zweite, die Bilderbibel, gibt eine ebenso gesunde, reine und kräftige Seelenspeise aus dem Reiche der Religiosität. Das eine behandelt die Natur, das andere die Offenbarung.

Karl May behauptet, bisher nicht geschrieben, sondern nur vorbereitet zu haben, und nun ist von seinen eigentlichen Werken der erste Band erschienen: „Babel und Bibel"; er könnte gerade so gut „Natur und Offenbarung" heißen.

Der Inhalt der beiden Bücher war dem Knaben May bald geläufig, Streifereien mit dem Vater führten ihn auch in die praktische Kenntnis der Pflanzen ein. Es war ein eigenartiger Unterricht, aber praktisch in hohem Grade. Dazu wurden Bücher geborgt über Geschichte, Geographie und sonstige nützliche Dinge. Die schrieb man ab, das Papier dazu mußte werden

und wenn man hungern sollte. Außerdem gab der Herr Kantor dem Jungen Unterricht im Latein und auf der Violine, später auch auf Klavier und Orgel. Aus der Bibliothek des Kantors durfte Karl May soviel lesen und lernen wie er wollte, als Gegenleistung hiefür hatten Vater und Sohn der Frau Kantor an die Hand zu gehen, wozu sie Hilfe brauchte. Der Knabe wollte aber auch noch weitere Kenntnisse sich erwerben, und dazu mußten Stunden genommen werden. Woher aber die Mittel bekommen? Es wurde große Beratung gehalten, und zwar mit glänzendem Erfolge: Karl May wurde Kegelbube. Das brachte wöchentlich soviel ein, daß die Stunden bezahlt und später eine einfache Geige angeschafft werden konnte.

Es ist selbstverständlich, daß auf diese Weise in dem Kopfe des Knaben eine ganze Menge für ihn jetzt ganz unbrauchbaren Wissens aufgestapelt wurde. Sein Gedächtnis hielt alles fest, aber es gab keine Ordnung. So beschloß man denn, den Knaben auf das Seminar zu schicken, die einzige höhere Schule, für die man die Kosten vielleicht doch erringen konnte. Der „Student" war damit fertig. Es liegt auf der Hand, daß ein mehrjähriger Seminarunterricht dem jungen May nicht die Wissenschaft selbst, sondern nur ihr Gerippe geben konnte, und das war es, was der Knabe May zunächst brauchte. Es entstand Ordnung in seinem Kopfe, die wissenschaftlichen Gerippe wurden zu Gestalten.

Nach einer guten Abgangsprüfung verließ Karl das Seminar, um bald darauf eine ganz passable Stellung als Volksschullehrer zu erhalten, allein die geringe Dotierung solcher Stellen reichte nicht aus, die Eltern und Geschwister ausgiebig zu unterstützen, und so verließ er bald den Dienst, um sich der Schriftstellerei zu widmen, welche längst sein geheimes Sehnen war. Er versuchte sich in der damals beliebtesten und am raschesten Geld bringenden Gattung: in Humoresken, welche durch Hunderte von Zeitungen und Kalender gingen und ihm rasch klingenden Lohn eintrugen.

Nun war der Bann gebrochen und May konnte sich an das Werk machen, das er einst, als er noch blind war, seiner Großmutter vorträumte: „Wenn ich groß geworden bin, so setze ich mich hin und schreibe Geschichten, Deine Geschichten, vom Geist und von der Seele!" — Seine Großmutter pflegte ihm mit besonderer Vorliebe ein Märchen zu erzählen, welches von einem „kleinen Seelchen" handelte, welches ausgezogen ist, um ins Morgenland zu gehen und den Herrgott nach dem Menschengeist zu fragen. Die Großmutter pflegte dann jedesmal beizufügen: „Das Seelchen, das bist Du!" So lange er ein Kind war, hatte er hieran geglaubt, ganz unbedingt auch daran, daß der Herrgott im Morgenlande wohne und daß nur er allein die gewünschte Auskunft geben könne. Erst als in ihm der Verstand zur allmählichen Reife kam, da begann er zu ahnen, daß eine große Wahrheit in diesem Lieblingsmärchen stecke: die Aufmunterung, zu forschen und zu suchen, zu streben und zu lernen, nicht bloß in der nächsten Umgebung, sondern auch in dem, was ferner liegt.

Ungläubige Professorenweisheit behauptet, daß der Menschengeist in der Nervenmasse des Gehirns stecke; er sei der gewaltige Geist, den der Himmel inspiriert. Er ist der Geist, der Welten berechnet, noch bevor sie erscheinen, der den Ozean überbrückt und in die kochenden Tiefen des Erdinnern steigt, um sie zu ergründen, der Davids Psalmen sang und Raffaels Madonnen malte, der Cäsars- und Napoleons Schlachten schlug und Mozarts Opern, Beethovens Symphonien komponierte! Er ist der Geist, der den Blitz regiert und die Elektrizität zwingt, Pferd für ihn zu sein, der alle Fasern der Natur zergliedert und das Weltall in Atome zerlegt, der sich als das höchste, vollkommenste Wesen bezeichnet, wie es ihm beliebt. Und dieser Geist soll im grauen Brei des Gehirns wohnen, in fürchterlicher Enge zwischen den Schädelknochen eingepreßt, also noch schlimmer daran sein, als der schwerste Verbrecher in der Einzelhaft, er soll nur zuweilen aus unseren Augen herausschauen, aus unseren Ohren heraus-

horchen dürfen, aber nur dann, wenn wir es von ihm verlangen oder es ihm erlauben!

Wenn diese Auffassung kein Wahnsinn ist, so gibt es keinen Wahnsinn mehr! Und wird dieser Wahnsinn nicht gesagt und gelehrt von hocherhabenen Kathedern herab, wird er nicht verbreitet in tausenden und abertausenden von Büchern, die von Millionen Menschen gelesen werden? Und da will dieses „kleine Seelchen" ins Morgenland gehen und den Herrgott nach dem Menschengeist fragen, will die Wahrheit, das Wesen der Seele und des Geistes erforschen?

„Wenn ich groß geworden bin, dann setze ich mich hin und schreibe Geschichten, Deine Geschichten, von dem Geist und von der Seele," hatte der kleine Karl zu seiner Großmutter gesagt, und seine Aufgabe ist ihm in dem vorhin angegebenen Ideengange gegeben. Er begann seine tiefgründigen „Erzgebirgischen Dorfgeschichten", die sich schnell und wie von selbst über ganz Deutschland verbreiteten. Das Erzgebirge bildete dabei nur den äußerlichen Hintergrund und das Dorfleben nur die nebensächliche Staffage. Der eigentliche innere Hintergrund war das stets wiederkehrende Urteil: „Du wirst genau mit dem gestraft, womit Du sündigst!" Es geht eine ebenso tiefe wie gewaltige Ethik durch diese Erzählungen. Sie ragen wie granitene Felsensäulen aus dem abwärts gleitenden Geschiebe der damaligen leichten Literatur.

Leider hat der Verfasser diesen Erzählungen nicht diejenige geschäftliche Aufmerksamkeit geschenkt, die sie verdienen, sonst würden sie, wie seine späteren Reiseerzählungen, überall, wo die deutsche Zunge klingt, verbreitet sein. Schon in ihnen ist das eigentliche Geschehen ein inneres, ein seelisches, und schon in ihnen spielt der Kampf zwischen Gewaltmenschen und Edelmenschen die hervorragende Rolle. Schon in ihnen betrachtet Karl May den Geist. Im „Geldmännle" z. B. hat er das mit einer Meisterschaft getan, welche niederschmetternd wirkt, und bei all diesem Ernst zu gleicher Zeit auch aus dem Innenleben der Tiere einen so herzigen und liebenswürdigen Beitrag geliefert, wie es nur einem Hochtalentierten gelingen kann.

Während dieser Tätigkeit nach außen hin lebte Karl May in tiefer Zurückgezogenheit den schon in der Seminarzeit begonnenen Studien. Er suchte nach dem Geiste der verschiedenen Religionen, nach dem Geiste der verschiedenen Sprachen. Er vertiefte sich in die geographische und geschichtliche Menschheitskunde. Er nahm alle bedeutenden psychologischen Werke durch, die ihm und seinen Mitteln erreichbar waren. Ganz selbstverständlich erfordern solche Studien lange Jahre, denn der innere Mensch wächst nicht schneller als der äußere. Aber während dieses Wachstums wuchs auch das, was er schrieb, und aus den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" entwickelten sich nach und nach die sogen. Reiseerzählungen.

Diese Reiseerzählungen sind allerdings etwas noch nie Dagewesenes, und es verlohnt sich wohl, uns über sie klar zu werden. Angenommen, es wären die Werke lediglich in der äußeren Form und ihrem faktischen Inhalte nach zu beurteilen, so müßte May unbedingt das Prädikat eines Jugendschriftstellers beigelegt werden. Zu welchem Resultat kommen wir bei dieser Betrachtung?

Die beliebtesten Fragen, welche wir gleich zur Beantwortung vorgelegt erhalten, namentlich aus Jugendkreisen, sind immer die: „Ist Karl May überall da gewesen, was er beschrieben hat, hat er das wirklich auch alles erlebt, besitzt er wirklich alle diese Fähigkeiten, welche er sich in seinen alle in der ersten Person geschriebenen Werken zulegt?

Die Antwort ist eine sehr einfache. Es gibt Leute, welche behaupten, alles, was in den Reiseerzählungen berichtet wird, sei wahr, bis aufs letzte Tüpfelchen. Andere sagen, May sei niemals über Sachsen hinausgekommen und habe das alles an seinem Schreibtisch in Radebeul zusammenphantasiert. Wieder andere lachen über diesen Vorwurf und meinen, daß Karl May um so größer sein würde, je weniger er von dem erlebt hat, was er erzählt.

Diese letztere Ansicht kommt der Wahrheit am nächsten. Es gehört doch eine übergroße Naivität dazu, wirklich zu glauben, all diese Abenteuer hätten

sich tatsächlich abgespielt. Mit demselben Recht müßte man dann von Dante, der ja bekanntlich auch in der Ich-Form schrieb, wie May, verlangen, daß er in der Hölle, im Himmel und im Fegfeuer gewesen sei, und daß von seinen ganzen Geisteswerken kein einziges der Phantasie entstammt. Was müßte denn überhaupt aus allen Dichtern und Dichterinnen werden, wenn von ihnen verlangt würde, daß sie in ihren Werken bei der ausschließlichen Wahrheit bleiben, daß sie nur wirkliche Ereignisse besingen und schildern? Es sind ja alle die Schilderungen symbolisch zu nehmen. Betrachten wir die Reiseerzählungen, so werden wir finden, daß May es hauptsächlich darauf abgesehen hat, die persönliche Charakterschilderung zu pflegen, uns entweder edle Menschen oder gewalttätige Menschen vorzuführen, und die beigegebenen Ereignisse und Handlungen der Personen, die Abenteuer ꝛc. sind nur das notwendigste Beiwerk.

Was die zweite Behauptung anlangt, er sei niemals über Sachsen hinausgekommen und habe alles an seinem Schreibtisch zu Hause geschrieben, so könnte man doch jeden, der dies behauptet, einladen, selbst solche dreißig Bände zu schreiben, ohne daß er Reisen gemacht hätte. Man scheint übrigens gar nicht zu ahnen, was dieser Vorwurf für ein Lob enthält. Würde der Vorwurf zutreffen, so müßte May wirklich ein geographisches Genie genannt werden. Es ist unbestrittene Tatsache, daß ihm trotz aller Mühe, die man sich gegeben hat, noch nicht eine einzige geographische Sünde nachgewiesen worden ist. Uebrigens weiß man ja recht gut, daß diese Beschuldigung nur eine Erfindung von Leuten ist, welche noch nicht reif genug sind, über Mays Schreibtisch hinwegzusehen. Allzusehr besorgten Freunden Mays sei gesagt, daß Karl May wirklich gereist und viel gereist ist. Schon vor zehn Jahren gab es in Deutschland Ausstellungen von Beweisen seiner Wanderungen in fernen Erdteilen, und erst vor kurzem wurden in München Karten und Bilder zu ganz demselben Zwecke ausgestellt. Man hat auch sehr wohl gelesen und gehört

von Tausenden von Karten, Briefen und Geschenken, mit denen May seine Leser bedacht hat, sobald er sich außerhalb Europas befand. Ebenso ist den Zeitungen sehr oft von Begegnungen berichtet worden, die andere Reisende mit Karl May in der Ferne gehabt haben. Es erscheint demnach als eine sehr fadenscheinige Behauptung, wenn man Karl May absprechen will, daß er große und ausgedehnte Reisen gemacht habe.

Solchen Dingen gegenüber ist das einzig Richtige, zu sagen, daß Karl May gar nicht wirklich gereist zu sein braucht, um der hochachtbare und seltene Mann zu sein, den jeder in ihm verehrt, der sich die kleine Mühe gegeben hat, ihn zu verstehen. Leider ist die traurige Erfahrung zu machen, daß seine Gegner um so mehr gegen ihn eingenommen sind, je weniger sie ihn gelesen und begriffen haben. Es gibt Leute, welche lange Artikel gegen ihn schreiben und sich trotzdem rühmen, ihn gar nicht lesen zu wollen. Einer dieser Herren schrieb: „Man kann mir doch nicht zumuten, Bücher zu lesen, vor denen ich andere warne." Kein Freund hätte Karl May so gut verteidigen können, wie dieser Feind es tat, ganz ohne es zu wollen und zu ahnen. Wer über Karl May urteilen will, der muß zuerst wissen, was Karl Mays Bücher bezwecken. Denn erst hieraus entspringt die weitere Frage, für wen er seine Bücher geschrieben hat.

Wer die Reiseerzählungen für banale Indianergeschichten oder Räubergeschichten hält, der ist mit seinem Urteil schnell fertig: Diese Werke sind hauptsächlich für die Jugend geschrieben. Wer aber nach eingehender Würdigung der Reiseerzählungen sieht, daß Mays Werke sich hauptsächlich mit dem Studium der Menschenseele beschäftigen, der wird nicht mehr sagen können, Mays Reiseerzählungen sind Jugenderzählungen, sind den Indianergeschichten gleichzustellen. Dabei bin ich natürlich weit entfernt, zu sagen, daß Karl May-Bücher nicht von der Jugend in die Hand genommen werden können oder sollen.

Früher, als May in den hervorragendsten katholischen Zeitschriften gedruckt wurde — ich nenne nur den „Hausschatz“ — als alle Blätter in May den aufgehenden Stern feierten, da hat niemand der Jugend mißgönnt, Mays flammende Schilderungen zu lesen. Schreiber dieses selbst hat seine ersten Studien in einem erzbischöflichen Knabenseminar absolviert, mit welchem eine Lateinschule verbunden war. In der 4. und 5. Lateinklasse wurde dort von dem betreffenden Lehrer, einem Benediktinerpater, in jeder Geographiestunde eine Viertelstunde lang „Karl May“ vorgelesen. Das war durchaus nicht verfehlt, es war im Gegenteil von großem Nutzen. Die ganze Klasse wußte: Wenn ein einziger Schüler ertappt wurde, daß er seine Lektion nicht genau gelernt hatte, so war es mit dem „Karl May-Lesen“ vorbei. Die Folge war, daß jeder Schüler freudig und gewissenhaft seine Aufgabe von einer Stunde zur anderen gemacht und gelernt hatte, und wenn dann das Examinieren vorbei und die Aufgabe für das nächstemal bestimmt worden war, dann wurde von Dreiviertel bis zum Ganzschlag der Stunde Karl May vorgelesen, ein Hochgenuß für alle Schüler.

Niemand also wird behaupten wollen, daß dieser Genuß verderblich war; im Gegenteil, er ist für den Unterricht und den Fleiß nur ein Ansporn und von bestem Erfolg begleitet gewesen. Es kann auch verraten werden, daß nicht ein einziger Schüler dieser Klasse in abenteuerliche Ideen verfallen und seinem Berufe untreu geworden ist, es ist keinem eingefallen, sich dem Trapperleben widmen zu wollen. Es ergibt sich eben daraus, daß ein Schüler Mays Schriften unbedenklich lesen kann; es handelt sich nur darum, die Kost in vernünftiger Dosis zu verabreichen. Es ist nicht angängig, daß ein Schüler diese anregende Lektüre in uneingeschränktem Maße treibt; denn das Studium müßte darunter leiden. Wenn aber ein Vater dem Sohne nach geschehener Arbeit eine Stunde May-Lektüre gönnt, so ist nicht einzusehen, was Schädliches damit verknüpft sein soll. Jedenfalls ist diese Lektüre zehnmal besser in dieser Weise gestattet, als daß sie

heimlich erfolgt oder gar durch die blutrünstigen Indianergeschichten, wie sie vielfach ausgestellt sind — ich erinnere nur an die berühmten 25 Pfennig-Büchlein —, ersetzt wird.

Es wird zugegeben werden müssen, daß jene Schüler, welche May lesen und an ihm ihre Freude haben, nicht die schlechtesten Schüler sind, sondern daß sie vielmehr eine lebhafte Auffassungsgabe bekunden. Gerade auf diese Schüler muß besonders achtgegeben werden, daß sie nicht heimlich zu solcher Lektüre kommen. Es ist durchaus nicht richtig, daß immer Karl May in seinen phantasiereichen Erzählungen schuld daran sein muß, wenn so ein junger Brausekopf voll abenteuerlicher Ideen in die weite Welt durchbrennt, sondern daran sind nur das Uebermaß der Lektüre oder die heimlich anderweitig herbeigeschafften Produkte, wie sie vorhin gekennzeichnet wurden, schuld, wenn man wirklich die seltenen ähnlichen Fälle in die Debatte ziehen will.

Der Pädagoge wird sich mit vollem Rechte sagen, daß es viel besser ist, einen Schüler sich mit Karl May beschäftigen zu sehen, als zu bemerken, wie er anderen, durchaus nicht immer einwandfreien Allotrien seine freie Zeit widmet. Wenn ein geweckter Kopf keinen Sinn mehr hat für die Lektüre, so ist das immer ein Zeichen, daß er Wege betritt, welche der Beobachtung bedürfen.

Man wende nicht ein, daß es genügend Jugend-Lektüre gibt. Das unterschreibe ich, und es ist dann nur noch nötig, daß diese Lektüre auch in jedem Falle dem jugendlichen Geschmacke genügt.

Hier aber ist der wunde Punkt. Der junge Geist will in Phantasie schwelgen, und je reicher sie ist, desto mehr wird der Autor derselben bevorzugt. Daß Karl May unbestritten den ersten Platz einnimmt, ist nicht sein Fehler, sondern sein Vorzug. Er ist ein Schriftsteller, der in seiner eigenen Art schreibt, und daß er in dieser Art exzelliert, darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Ich gehe sogar weiter und rede ihm das Wort, weil Mays Schriften in sittlicher und religiöser Be-

ziehung auch durch den strengsten Richter und Kritiker als durchaus einwandfrei anerkannt werden müssen. Daß in seinen Werken Wiederholungen vorkommen, was liegt daran? Sind die Kriminalromane, die Liebesgeschichten nicht alle auch über einen Leisten geschlagen? Der Inhalt ist fast immer der gleiche, nur Form und Personen wechseln.

Die vorstehenden Ausführungen sollen nicht dartun, daß Mays Schriften Jugendschriften sind, sie sollen nur beweisen, daß sie für die Jugend nicht gefährlich sind. Für wen May geschrieben hat, ergibt sich bei näherer Betrachtung von selbst.

Was will May? Will er etwa Geographie lehren, oder Ethnographie? Gewiß nicht! Das hätte er sich leichter machen können, und Geographien für hoffnungsvolle Gymnasiasten gibt es genug.

So will er unterhalten? Auch das nicht ausschließlich. Hiezu würden ganz andere und lohnendere Gebiete offen stehen.

So will er Psychologie lehren? Das dürfte der Wahrheit wenigstens näher kommen. Gewöhnlich wird gezeigt, *was* man lernen muß und *wie* man lernen muß. Das will auch May: Er zeigt, was und wie man suchen müsse, um den Geist und die Seele zu finden. Er will *denken* lehren! Daher kommt es, daß er seine Reiseerzählungen als Vorstudien und Vorübungen für seine eigentlichen Werke bezeichnet. In seinen „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" und seinen Reiseerzählungen *sucht* er, in seinen eigentlichen Werken, die mit „*Babel und Bibel*" begonnen haben, *zeigt* er, was er *gefunden* hat. Diese letzteren legt er also erst dem Kritiker vor. Zur Erläuterung sei das Bild eines zu erbauenden Schlosses gebracht, zu dem nur erst die Treppe fertig ist. Die Treppe kann zwar in höchst künstlerischer oder gar vollendeter Weise empor zum Schloß führen, aber als Kunstwerk wirken kann sie nur im Verein mit dem Schlosse, wenn dieses fertig ist. Ohne das Schloß ist sie nichts, vielleicht sogar lächerlich. Die nunmehr erscheinenden Werke sind das Schloß, die Lösung einer Menschheitsfrage, die niemand kennt, als nur der Dichter allein.

Kehren wir also zur ursprünglichen Frage zurück, welches Urteil mit Bezug auf die Jugend bilden wir uns von dem Leswert der Mayschen Schriften?

Die vorstehenden Ausführungen sind zum mindesten diskutierbar. Es wird ja hier sein wie überall, daß Ansicht gegen Ansicht steht, und meine Arbeit hat nicht den Zweck, die Bekehrung an manchem Starrsinnigen zu versuchen, sondern sie beabsichtigt, den starr verneinenden Standpunkt etwas auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Die oben angeführten Gründe dürften denn doch das bisher gültige Urteil, welches die Einführung der Mayschen Bücher an zahlreichen unserer höheren Lehranstalten sogar verbietet, sehr der Revision anempfehlen.

Zu den obigen Gründen kommt noch, und das ist durchaus nicht zu unterschätzen, daß May es verschmäht, das geschlechtliche Moment in seinen Werken anzuziehen, ohne das ja selten ein moderner Schriftsteller auskommen kann.

Was die Sprache anlangt, so rufe ich jeden zum Zeugen auf, der May gelesen hat, ob er noch größere Anforderungen stellen kann, was die Reinheit der Sprache, oder die Glut der Phantasie, oder die Lebendigkeit der Schilderung anlangt! Wenn von einem Schriftsteller in erster Linie verlangt wird, daß er belehren und unterhalten soll, so ist May dieser Aufgabe in hervorragendem Maße gerecht geworden. Mir wurde von einem Kritiker entgegengehalten, May sei in seinen Schilderungen verschwommen. Der Herr Kritiker hat offenbar noch wenig von Karl May gelesen, vielleicht weil er an dessen Schreibart keinen Gefallen findet. Denn sonst müßte er wissen, daß gerade die Treue in der Schilderung ein Vorzug der Reiseerzählungen ist. Jeder aufmerksame Leser wird mir bestätigen, daß man alle Situationen in ihren örtlichen Bedingungen förmlich miterlebt; es ist stets möglich, sich die Gegend, in der man sich befindet, oder den Ort, wo sich ein Ereignis abspielt, genau vorzustellen. Woher kommt das? Nicht weil May ein „verschwommener" Schilderer ist, sondern weil er ein Meister der Schilderung ist. Diese meine Auf-

fassung wird noch unterstützt durch die Tatsache, daß May in seinen Schilderungen bisher noch nicht Lügen gestraft wurde.

Selbstverständlich ist dieses Urteil über May durchaus nicht erschöpfend, sondern ich habe es nur als ein Durchschnittsurteil wiedergegeben, welches jene Leser fällen, die an Mays Werken Gefallen finden, ohne daß sie in ihre Tiefe eindringen.

Den weiteren Einwand, daß May selbst mehrfach behauptete, alles selbst erlebt zu haben, was er schreibt, wollen wir nicht weiter diskutieren. Wer die Reiseerzählungen kennt, weiß, daß mindestens zehn Menschenleben erforderlich wären, um das alles erleben zu können. Und Karl May will ja doch auch noch weiterschreiben! Wer aber tiefer in die Werke Karl Mays eindringt, der weiß, daß May sagen muß, daß er alles erlebt habe. Er sucht nach dem Geiste und nach der Seele, draußen in fremden Ländern und drinnen in seinem Innern. Dieser Grundgedanke muß stets bei der May-Lektüre festgehalten werden, und hiebei hört sie dann freilich auf, Jugendlektüre zu sein, ohne daß sie deshalb der Jugend schädlich würde. Die Jugend ist ja nicht verständnisreif genug, um in diese Tiefen eindringen zu können.

Was Karl May draußen und in seinem Innern seelisch erlebt, das trägt er in seinen Büchern zusammen. Er beschreibt z. B. in „Im Reiche des silbernen Löwen", daß er überfallen wurde und daß der Ustad deshalb zum Schah-in-Schah reitet, ihn um Hilfe zu bitten. Schon unterwegs begegnet er den Boten des Schah, die ihm ihre Hilfe antragen, noch ehe er die Bitte ausgesprochen hat. Jeder verständige May-Leser weiß, daß May damit eine Definition des Gebetes gibt; die Dschamikun sind die Leser, der Ustad ist der bedrängte Geist im Autor, und der Schah-in-Schah ist Gott der Herr. Er hilft, noch ehe ihn der Bedrängte bittet. Dieses Kapitel ist also ein Anschauungsunterricht über Matthäus 6, 8: „Denn euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet." Diese Bitte an den Schah-in-Schah und ihre Erhörung

ist innerlich erlebt, und zwar tausendmal, und das Bild, in dem es erzählt wird, ist also keine Lüge. Daß aber dieses Bild wie alle anderen symbolischen Bilder in concreto stattgefunden hat, das hat May niemals behauptet.

Daraus geht aber auch hervor, wie unrecht seine Gegner haben, ihn zeitlicher Verstöße anzuklagen. Seine Personen sind bildlich oft aus verschiedenen zusammengesetzt; wieder andere treten auf, in denen nur eine einzelne Eigenschaft eines dem Verfasser bekannten Menschen ausgeführt wird. Das ist alles von ihm selbst erlebt. Er bringt Ereignisse, die aus mehreren Ereignissen, die zeitlich und räumlich auseinanderliegen, zusammengesetzt sind, und hier setzen die Gegner ein und wollen ihn der Lüge zeihen. Hier ist eben nur zu wiederholen: Der Mensch, der behauptete, daß alles, was May aus dem äußeren und dem inneren Leben zusammenstellt, rein äußerlich erlebt sei, wäre zu bedauern. Der Verfasser kann tatsächlich sagen, er erzählt nur Erlebtes, ob aber innerlich oder äußerlich Erlebtes, das werden die Leser finden, wenn sie weiterlesen. Der May-Feind liest aber überhaupt nicht und findet stets nur das, was er finden will.

Auf einen weiteren Vorwurf, der Karl May vielfach gemacht wird, komme ich hier noch zu sprechen. Einer der Hauptgegner Mays ist der Chefredakteur der „Kölnischen Volkszeitung", Herr Dr. Hermann Cardauns, welcher in den „Historisch-Politischen Blättern", Jahrgang 1902, Seite 517 u. ff., unter dem Titel: „Herr Karl May von der anderen Seite" einen Aufsatz veröffentlichte, welcher sich in der abfälligsten Weise in der Kritik über May und seine Werke ergeht.

Was den Vorwurf dieses Aufsatzes anlangt, daß May zu gleicher Zeit sittlich reine und sittlich verwerfliche Romane geschrieben habe, behalte ich es mir vor, im Verlauf meiner Arbeit noch darauf zu sprechen zu kommen.

In dem gleichen Aufsatz wird aber auch Karl May vorgeworfen, daß er sich als frommer Mann aufspiele, es wird ihm direkt der Vorwurf des

Katholisierens gemacht. Soll das wirklich ein Fehler sein? Mit nichten! Wenn May katholische Einrichtungen bespricht und sie zu seinen Schilderungen benützt, so ist doch in erster Linie zu untersuchen, ob nicht vielleicht eine katholische Einrichtung lächerlich gemacht wird. Da dies von May niemals geschieht, sondern vielmehr gerade manche katholische Einrichtung, z. B. der Marienkult, als ideal hingestellt wird, so gibt das nicht die Berechtigung, May deshalb zu tadeln. Der katholische Leser wird sicher niemals ein Aergernis an diesen Schilderungen deshalb nehmen, weil Karl May äußerlich nicht der katholischen Kirche angehört. May steht auf dem Standpunkte des strengen Gottes- und Christusglaubens, er ist der suchende Mann, der auf strengrechtlichem Boden nur das Beste will. Wer die religiösen Anschauungen Mays und sein Suchen nach der Seele und ihrer ewigen Heimat und Bestimmung kennen lernen will, der lese die vier Bände der Reiseerzählungen „Im Reiche des silbernen Löwen".

Wir, die wir die Gesetze der Kirche ausschließlich anerkennen, werden May in die Reihe der Religionsphilosophen verweisen, ohne daß wir seine Anschauungen zu den unserigen machen. May glaubt eben, daß der Mensch erst durchaus sittlich gut sein und werden müsse, um religiös sein zu können. Haben wir deshalb ein Recht, ihn zu verdammen? Wir sehen sein Bestreben makellos, aus seinen Schriften und aus seinem Leben kennen wir ihn als das, was man einen sittlich guten Menschen nennt, und seine Ueberzeugung haben wir tolerant zu achten, wenn wir sie auch nicht teilen.

Dr. Cardauns macht Karl May weiterhin den Vorwurf der Aufschneiderei, weil er sich beispielsweise im 19. Bande als der grimmige Old Shatterhand abbilden läßt. Dieser Vorwurf deckt sich nicht mit der geistigen Auffassung, welche May für seine Werke in Anspruch nimmt. Selbst wenn dies aber auch nicht wäre, so ist die Annahme völlig glaubhaft, daß es sich hier um einen ausschließlich spekulativen buchhändlerischen Trick handelt. May selbst ist mit seinem Verleger Fehsenfeld in Differenzen geraten,

weil er diese marktschreierische Ausstattung seiner Bücher nicht wünschte. Sein Einspruch war auch von Erfolg, denn jenes Bild ist längst wieder verschwunden.

Ob May die indianische und arabische Nomenklatur beherrscht, überlassen wir der objektiven Beurteilung. Daß May gereist ist, haben wir bewiesen, ebenso ist selbstverständlich, daß er sich in privaten Studien und in der praktischen Schule Sprachenkenntnisse erworben hat.

Wer z. B. die arabische Sprache kennt, weiß, daß sie unzählige Dialekte hat; das gleiche ist mit den übrigen orientalischen Sprachen der Fall. Sind jene, welche May sprachlicher Plagiate beschuldigen, wirklich in der Lage, die Dialekte der betreffenden Sprache zu beherrschen? Eine Behauptung ist kein Beweis, eine kritische Untersuchung über dieses Kapitel haben wir aber noch nicht zu Gesicht bekommen. Uebrigens, in welcher Weise Karl May gerade das Arabische beherrscht, hat er in seinem neuesten Werke „Babel und Bibel" mehr als genügend bewiesen!

Der Hauptangriff Dr. Cardauns gegen May ist der Vorwurf, daß er zu gleicher Zeit sittlich reine und sittlich verwerfliche Romane geschrieben habe; dieser Vorwurf ist auch der Ausgangspunkt der ganzen Bewegung gegen Karl May, die einer Hetze verzweifelt ähnlich sieht. Wer Dr. Hermann Cardauns und sein Wirken kennt, der weiß, daß er einseitig informiert worden ist; denn sein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl würde niemals zu einem derartigen Vorgehen sich verstanden haben, wenn er nicht die Informationen als vollkommen stichhaltig angenommen hätte. Ich lasse die Ereignisse sprechen:

Es gab in Dresden einen Kolportageverleger Namens H. G. Münchmeyer. Dieser war mit den Eltern Mays bekannt und hatte sich mit einem Mädchen aus der dortigen Gegend verheiratet. Er gab neben seinen gewöhnlichen Kolportagesachen ein belletristisches Blatt heraus, welches der „Beobachter an der Elbe" hieß. Der Redakteur dieses Blattes nannte sich Freytag. Dieser Freytag fühlte sich von Münchmeyer übervorteilt, trat ganz plötzlich aus der Redaktion

aus und gründete ein Konkurrenzblatt, welches, wenn es ging, Münchmeyer zum Bankrott führen mußte. Nur ein tüchtiger, tatkräftiger, gewandter Redakteur konnte da helfen. Münchmeyer verstand vom Redigieren so viel wie nichts. Er dachte an Karl May, dessen Eltern er kannte, und suchte diese letzteren auf. Der junge May war damals gerade zu Hause und Münchmeyer bot ihm die Stelle an. Er bat die Eltern, den Sohn seinen Wünschen geneigt zu machen, da Karl zögerte, den Vorschlag anzunehmen, weil Münchmeyer Kolportagist war. Münchmeyer erfand eine Ausrede dahin, daß er zwar auch Kolportagesachen herausgebe, daß aber May lediglich den „Beobachter an der Elbe" zu redigieren habe; dieser sei kein Kolportageblatt, May habe also mit der Kolportage nichts zu tun. Außerdem biete sich für ihn Gelegenheit, das Setzen, das Stereotypieren, den Druck usw. kennen zu lernen. Uebrigens könne er ja wieder gehen, wenn es ihm nicht gefalle. Das wirkte und May nahm an, aber er stellte die Bedingung: der Verlag Münchmeyer solle sich unter seiner, Mays, Leitung aus der Kolportage emporheben. Der „Beobachter an der Elbe" soll dann fallen gelassen werden; denn May wollte an seiner Stelle mehrere anständige Blätter gründen, gegen deren Inhalt nach keiner Richtung hin irgend etwas einzuwenden sei. Münchmeyer befand sich in Not und ging auf alles ein. Weil die Sache eilte, trat May schon am nächsten Tage die Redaktionsstelle an.

Mit seinem Kommen kam ein neuer Geist in das Geschäft. Besonders gut gelangen ihm die neuen Journale. Freytag wurde in kürzester Zeit besiegt, und Münchmeyer hegte den Wunsch, Karl May für immer an sich zu fesseln. Es entstand das Projekt, daß er die Schwester von Frau Münchmeyer heiraten möge. Indessen hatte sich May eine ganz andere Zukunft gedacht und die Zeit bei Münchmeyer nur als eine kurze Episode betrachtet. Er hatte schnell gelernt, was er hatte lernen wollen, und als man ihn mit dem Heiratsprojekte zu drängen begann, legte er die Redaktion nieder. Von Münchmeyer schied er im vollen Einvernehmen, die Frauen aber ließen ihn die Zurückweisung entgelten.

Das war die Einleitung zu dem eigentlichen Ereignis, an dessen Folgen Karl May noch heutigentags schwer zu tragen hat.

Gerade zur damaligen Zeit begann May seine Reiseerzählungen zu schreiben, welche bei Pustet in Regensburg im „Deutschen Hausschatz" erschienen und dann von Fehsenfeld in Freiburg in Buchform herausgegeben worden sind, bis heute 30 Bände stark. Welch hohen, edlen Zweck er mit diesen Erzählungen verfolgte, ist bereits geschildert worden.

Da kam er eines Tages wieder nach Dresden und fand in einem Restaurant, wo er zu Abend speisen wollte, Münchmeyer als einzigen Gast am Tische sitzen. Dieser freute sich über das unerwartete Wiedersehen, schien aber niedergedrückt zu sein und bat May, bei ihm Platz zu nehmen. Er klagte May seine Not, sie sei noch größer als damals, wie May zu ihm kam, und er müsse zu Grunde gehen,wenn ihm nicht jemand etwas schreibe, womit viel Geld zu verdienen sei. Darum erscheine ihm „sein alter, lieber, guter Freund May" wie von Gott gesandt. Er sei ja in der Zwischenzeitberühmtgewordendurch seineReiseerzählungen. Jedermann will sie lesen. Wenn er nun für den Münchmeyerschen Verlag auch so etwas Aehnliches schreibe, so habe alle Not sofort ein Ende, und er verdiene sich außer dem Honorar auch noch einen Gotteslohn dabei.

Wer sich von Karl May ein Bild macht, ist jedenfalls geneigt, anzunehmen, daß er stets hilfsbereit ist. Hier traten aber auch noch frühere Erinnerungen hinzu, und nebenbei *der höchst menschliche Wunsch, für die damalige Zurückweisung des Heiratsprojektes* jetzt eine Art Entschädigung zu bieten. Er ging zwar nicht sofort bindend auf das Gesuch Münchmeyers ein; als dieser aber ihn am nächsten Tage in dem Hotel aufsuchte, sagte er „ja", stellte jedoch die Bedingung, daß gerade wegen der Ehre seines Namens ein *Pseudonym* zu wählen sei, daß die Auflage dessen, was er für Münchmeyer schreibe, nur 20,000 betragen dürfe und daß das Manuskript mit allen Rechten dann wieder ihm gehöre, weil er diese Münchmeyerschen Sachen genau so in Buchform

herausgeben werde wie die bei Pustet erscheinenden Reiseerzählungen.

Münchmeyer ging mit Freuden hierauf ein und May begann das Rettungswerk. Er hatte, um sich als wirklicher Freund in der Not zu erweisen, den Honorarsatz so niedrig wie möglich gestellt. May pflegte sehr schnell zu arbeiten. Nicht lange, so war er fertig, und da er nun einmal im Zuge war und Münchmeyer ihn bat, gleich mit einer zweiten Arbeit zu beginnen, für die er bei ganz den gleichen Bedingungen ein größeres Honorar zahlen werde, so schrieb er weiter und fertigte im Laufe der Zeit und mit verschiedenen Unterbrechungen für Münchmeyer eine Reihe „sogenannter" Romane, wie er für Pustet „sogenannte" Reiseerzählungen schrieb. Da die Pustetschen Sachen in einem Journal erschienen, verstand es sich ganz von selbst, daß sie nach zwei Jahren dem Verfasser wieder gehörten; die Münchmeyerschen aber erschienen in Heften, und so traten sie also erst dann, wenn die ausbedungenen 20,000 erschienen waren, in das Eigentum von Karl May zurück. Er fragte wiederholt bei Münchmeyer an, ob diese Ziffer erreicht worden sei — — vergebens. Er erfuhr von anderen, daß die Romane sehr gut liefern, von Münchmeyer aber erfuhr er nichts. Es wurde ihm nur bedeutet, er habe ruhig zu warten. Und er wartete, noch immer ohne Besorgnis und nichts Böses ahnend. Er mußte ja annehmen, daß noch mit keiner dieser Münchmeyerschen Arbeiten der 20,000. Abonnent erreicht worden sei, sonst hätte man es ihm bekanntgeben müssen.

Die Zeit verging, Münchmeyer starb. Seine Witwe führte das Geschäft kurze Zeit weiter, und dann verbreitete sich das Gerücht, daß sie es verkaufen wolle. May schrieb sofort an sie, um sie zu warnen: sie habe ein Recht auf seine Werke bloß bis zur Auflage von 20,000. Ueber weitere dürfe sie nicht verfügen. Dann trat Karl May eine zirka zwei Jahre in Anspruch nehmende Reise nach Afrika und Asien an.

Unter den Postsachen, welche ihn in Kairo trafen, fand er die Benachrichtigung, daß ein gewisser

Adalbert Fischer aus Leipzig das Münchmeyersche Geschäft gekauft habe und Romane von Karl May herausgebe, also Romane mit dem vollen Namen Karl Mays gezeichnet, nicht mit einem Pseudonym, die ganz unmöglich von Karl May sein konnten. Letzterer schrieb sofort an diesen Fischer und bekam von ihm eine Antwort, die sonderbarerweise nur Grobheiten und Drohungen enthielt. Er schrieb einem zuverlässigen Freunde nach Dresden, sich dieser Sache anzunehmen und, falls es nötig sei, gegen Fischer zu prozessieren. Dann setzte er seine Reise fort, ohne zu ahnen, was sich während derselben in der Heimat gegen ihn vorbereitete.

In Massaua, wo er nach langer Wanderung wieder Post erhielt, bekam er einige deutsche Zeitungen in die Hand, in denen behauptet wurde, er habe zu gleicher Zeit für Pustet sittlich reine und für Münchmeyer sittlich verwerfliche Sachen geschrieben, er sei überhaupt ein Lügner und ein Schwindler, denn er befinde sich gar nicht im Orient, sondern im Bade Tölz, um sich von einer nicht sehr anständigen Krankheit heilen zu lassen. Man kann sich wohl denken, daß May staunte, aber die eigentliche Lage der Sache zu erraten, das war ihm unmöglich. Es ist wiederholt vorgekommen, daß sich andere für Karl May ausgegeben und allerlei Schwindeleien getrieben haben, bis man sie erwischte und bestrafen konnte. Er glaubte, es könne hier so etwas ähnliches vorliegen und gab in diesem Sinne seine Weisungen.

Dann ging er weiter bis in das chinesische Hinterasien. Erst da bekam er Briefe, die ihm die Augen öffneten. Das Erkennen war fürchterlich! Es handelte sich um nicht mehr und nicht weniger als um alles. Er telegraphierte von Sumatra aus seiner Frau, nach Aegypten zu kommen und in Kairo mit ihm zusammenzutreffen, damit er mit ihr persönlich sprechen und dann bestimmen könne, ob er seine Reise fortsetzen dürfe oder nach Hause eilen müsse.

Sie kam, und erst jetzt erfuhr er mehr, aber er sah noch immer nicht ganz klar. Erst daheim, als er

persönlich prüfen und forschen konnte, übersah er das Unglück ganz, das ohne alles Verschulden über ihn hereingebrochen war. Er war, kurz sei es gesagt, ein moralisch und literarisch toter Mann und zwar durch ganz dieselbe Firma Münchmeyer, der er wiederholt in den schwersten Lagen Beistand geleistet hatte.

Als Karl May mit Münchmeyer abschloß, und er um Anfertigung eines schriftlichen Kontraktes ersuchte, erklärte Münchmeyer: „Wenn einer von uns so etwas verlangt, so ist es eine Beleidigung für den anderen, wir sind Ehrenmänner, und wir sind Freunde; da hat das Wort zu gelten!“ Da Karl May Herrn Münchmeyer allerdings nicht für das Gegenteil von einem Ehrenmann hielt, so fügte er sich dieser Anschauung, zumal er sehr wohl wußte, daß der damals maßgebende Paragraph des Urheberrechtes in jedem unvorhergesehenen Falle auf seiner Seite war. Ein schriftlicher Kontrakt über das, was zwischen den beiden Kontrahenten vereinbart war, lag also nicht vor. Hier ist Karl May von einem gewissen Verschulden nicht freizusprechen; denn derartige Verträge schloß man auch zur damaligen Zeit nicht auf Treue und Glauben ab; May hat sich eine Vertrauensseligkeit zuschulden kommen lassen, die sich später rächte und deren unangenehme Folgen er sich zum Teil selbst zuzuschreiben hat. Immerhin aber ist der Vorwurf, welcher ihn in dieser Beziehung trifft, so gering, daß er zu keiner herben Beurteilung Mays Veranlassung gibt.

Nachdem nun das Geschäft in andere Hände übergegangen war, stellte sich heraus, daß Münchmeyer, klare Auskunft verweigernd, über die 20,000 hinausgegangen war, und zwar in dem Maße, daß die Auflage über eine Million betrug. Der Ladenpreis stand auf zehn Mark; Münchmeyer hatte also für über zehn Millionen Mark Werke von Karl May gedruckt, ohne es ihm zu melden und ohne ihm auch nur einen Pfennig auszuzahlen. Gewiß ein Riesenverlust für den enttäuschten Verfasser.

Aber nicht genug! Die Witwe Münchmeyers hatte diese Werke, als ob sie im vollen Besitze aller Rechte sei, an den genannten Adalbert Fischer mitverkauft und dieser begann während der zweijährigen Abwesenheit Karl Mays, sie weiter zu drucken und in Buchform herauszugeben, natürlich mit einem Reklamegeschrei, welches wie Trompetengeschmetter durch ganz Deutschland klang. Vom Verfasser später befragt, wie er so etwas wagen könne, antwortete er: „Ich bin ein reicher Mann, habe aber Kinder. Ich hatte mich schon zur Ruhe gesetzt, da wurde mir noch ein Junge nachgeboren. Dadurch wären die Teile, welche ich zu vererben habe, kleiner geworden, und so beschloß ich, für diesen Jungen wieder anzufangen und ein besonderes Vermögen zusammenzuholen. Am schnellsten geht das mit Werken von Karl May. Ich ging zur Witwe Münchmeyer und schloß den Handel ab. Der Erfolg ist großartig. Von den fünf Romanen gebe ich nächstens einen meiner Töchter mit, wenn sie heiratet. Der bringt ihr eine jährliche Rente von 12,000 Mk." Das ist denn doch stark! Und das sagt der Verleger dem Verfasser ins Gesicht, dem diese Werke gehören, und der von den Millionen keinen Pfennig bekommen hat oder weiter bekommen soll.

Noch schlimmer als das aber ist eine Entdeckung, welche Karl May machte, als er die Fischerschen Bücher in die Hand bekam.

Das waren zwar seine Werke, aber furchtbar verändert und mit durchaus nicht einwandfreien Abbildungen versehen. May hat weder von Münchmeyer, noch von Fischer jemals eine Korrektur in die Hand bekommen und also nie Gelegenheit gehabt, den Inhalt mit seinen Manuskripten vergleichen zu können. Es wurden ihm nicht einmal die regelmäßigen Pflichtexemplare geliefert. Er konnte also die fertigen Romane nicht lesen und hätte dazu auch keine Zeit gehabt. Dem Verleger aber hatte er wiederholt und dringend eingeschärft, daß kein einziges Wort geändert werden dürfe, weil diese Münchmeyerschen

Sachen später in die gesammelten Reiseerzählungen aufzunehmen seien, genau so wie jene, welche bei Pustet erschienen waren. Und nun dieser Schreck, der fast ein lähmender war.

Karl May tat natürlich sofort, was ihm die Pflicht gebot: Er übergab die Angelegenheit dem Richter und machte in den Zeitungen bekannt, daß diese Romane allerdings von „abgrundtiefer Unsittlichkeit" seien, er aber habe niemals etwas Unsittliches geschrieben. Die Romane seien jetzt anders, als er sie verfaßt habe, und er werde die Sache untersuchen und dafür sorgen, daß dieser Schund so schnell wie möglich verschwinde.

Es ist notwendig, sich hier in die Lage Karl Mays zu versetzen. Karl May schreibt für Pustet in Regensburg sittlich reine Erzählungen, die eine hohe Aufgabe verfolgen und vom Verleger Fehsenfeld in Buchform herausgegeben sind. Pustet und Fehsenfeld haben sehr gute Geschäfte damit gemacht und den Verfasser anständig und ehrlich dafür bezahlt. Karl May schreibt auch für Münchmeyer in Dresden, genau ebensoviel, nämlich 30 Bände, diese haben denselben Zweck und sollen beim selben Verleger, nämlich bei Fehsenfeld, in Buchform erscheinen. Fehsenfeld ist in der Lage, das eidlich zu erhärten. Aber er kann diese 30 Bände nicht bekommen, weil die Firma Münchmeyer behauptet, noch nicht fertig zu sein und sie dann gar an Adalbert Fischer verkauft hat. Verfasser und Verleger verlieren gewaltige Honorare, denn Münchmeyer und Fischer steckten alles ein. Dabei stellt sich nun heraus, daß die Münchmeyerschen Arbeiten ohne Mays Wissen und ohne seinen Willen derart verändert und verstümmelt sind, daß sie für die höheren Zwecke des Verfassers und für den anständigen Verlag von Fehsenfeld nicht mehr gebraucht werden können. Es ist nur noch möglich, sie vollständig wegzuwerfen.

Den höchsten Gipfel von Unverfrorenheit erreichte aber die Dresdener Firma dadurch, daß sie Romane unter den Namen Karl Mays veröffentlichte und mit schallender Reklame behauptete, das seien die besten

ureigensten Werke Mays, die er in seiner besten Vollkraft geschrieben habe, sie aber an anderen Stellen als „Neu! Neu! Neu!" bezeichnete. Das ist die größte, moralische und intellektuelle Schädigung, welche noch weit über die Geldverluste Mays hinausgeht. Das ist aber noch nicht alles, das Schwerste folgte noch nach.

Die gesamte deutsche Presse hatte sich — mit einer einzigen Ausnahme — nur lobend über Karl May und seine Werke ausgesprochen. Nach den Hosianna-Rufen aber kam das crucifige! Dieselbe Presse, die ihn vorher in den Himmel hob, versagte ihm jeden Beistand, er blieb verlassen, fast bis zum heutigen Tage.

Wie kräftig diese Angriffe gegen May einsetzten, ist bekannt. Was hatte May getan, um das zu verdienen? Nichts! Er war nur das Opfer, aber nicht der Täter. May hatte, sobald er hörte, daß die Witwe Münchmeyers verkaufen wollte, sie in einem sehr deutlichen Brief gewarnt, und wie er sich mit Fischer auseinandersetzte, haben wir oben gesehen.

Ich habe bereits angedeutet, daß May die Angelegenheit dem Richter übergab, und bereits in zwei Instanzen hat May seinen Prozeß gewonnen; in der dritten Instanz, welche seine Gegner angerufen haben, muß das Urteil erst noch gefällt werden.

Interessant ist ein Widerspruch, der sich gleich bei einer der ersten Verhandlungen herausstellte. Fischer behauptete nämlich vor Gericht, er habe das Recht, „Karl May" zu drucken und herauszugeben, für schweres Geld gekauft und die Witwe Münchmeyers stellte dem entgegen, sie habe es ihm geschenkt und nichts dafür bekommen. Das war die ganze materielle und moralische Grundlage, auf welcher Mays Gegner vereint operierten, und so war es May nicht schwer, den Prozeß zu gewinnen.

Hier setzen nun die Gegner ein, indem sie behaupten, May gebrauche nur faule Ausreden, es sei ihm lediglich um den Verdienst zu tun gewesen, und deshalb habe er auch wie so viele andere den niederen Instinkten entsprechend geschrieben. Es

tritt auch hier die bekannte Merkwürdigkeit zutage, daß man immer lieber das Schlechtere glaubt. Es wird sicherlich nicht an solchen fehlen, welche die vorherige Darstellung bezweifeln, und ein Zweifel ist auch berechtigt, weil ja noch keinerlei authentischer Beweis für die Richtigkeit dieser Angaben vorliegt, sondern weil eben der gute Glaube von dem Leser verlangt wird.

Ich werde aber noch beweiskräftigeres Material anführen können. Die Vernunft gibt uns ebenfalls ein Beweismittel an die Hand. Wenn man die Gepflogenheiten der Kolportagebuchhändler kennt, welche diese berüchtigte Hintertreppenliteratur verbreiten, so wird man auch wissen, daß ein sittlich reines Werk wenig Anklang bei so einem Buchhändler findet. In Deutschland und Oesterreich stehen allein 43,000 Kolporteure im Dienste einer schlechten Kolportage und jedes Jahr beziehen 20 Millionen deutscher Leser ihre geistige Nahrung von ihnen. (Apel: Die Verbreitung guten Lesestoffes.) In welchem Geiste die Kolportage-Lektüre gehalten ist, davon gibt eine Stelle aus dem Briefe eines Kolportage-Verlegers an seinen Autor ein treffendes Zeugnis ab. Der Brief fand sich zurzeit in der „Germania" und enthält folgende Herzensergüsse:

„Wir haben jetzt schon das vierte Heft fertig und noch keine schauerliche Handlung. Wann wird endlich 'mal ein Mord oder eine sonstige pikante Handlung die Erzählung spannend machen! — Können Sie nicht den alten Landpfarrer zu einem Intriganten stempeln? Ueberhaupt ist es nötig, die schlechten Charaktere zu häufen" usw.

Diese Aeußerung mag genügen, um mit einem Schlage die ganze Situation zu beleuchten.

Ist es also nicht schon aus Wahrscheinlichkeitsgründen möglich, daß der lebensvolle Schilderer May durch irgend eine bezahlte Hilfskraft mit diesen unsittlichen Beigaben verstümmelt worden ist? Das konnte um so leichter geschehen, weil May auf Reisen war und nicht Kontrolle üben konnte. Selbst wenn man aber Mays Partei nicht ergreifen will, sondern sich auf den Standpunkt des objektiven Beurteilers

stellt, so muß man doch die Entwicklung der Tatsachen sprechen lassen.

Man behandelte May als notorischen Lügner, dem keine Spur von Glauben zu schenken sei. Es ist nicht recht, ein derartiges Urteil abzugeben, ehe man prüft. Allerdings ist wenig über den Verlauf des Prozesses bekannt, und von May kann man nicht verlangen, daß er jetzt schon das ganze Material der breiten Oeffentlichkeit übergibt, ehe die dritte Instanz gesprochen hat. Jeder andere würde in dieser Lage gerade so handeln und sich durch keinen, auch noch so schlauen Angriff verleiten lassen, vorzeitig aus der Schule zu plaudern. Sobald der Prozeß zu Ende ist, und das wird in absehbarer Zeit der Fall sein, wird May schon selbst losschlagen, dessen dürfen wir sicher sein. Damit aber seine Freunde und seine Gegner auch heute schon beurteilen können, wie die Sache steht, genügt der Hinweis auf einige bekannte Tatsachen.

Karl May besitzt einen Brief, in welchem Fischer sich selbst als Schundverleger bezeichnete. Vor Gericht hatte Fischer, und das ist protokollarisch festgelegt, dem Richter ins Gesicht hinein erklärt: „Ja, diese Romane sind voller Unsittlichkeiten, aber ich gebe sie nicht her, ich brauche die Unsittlichkeit, sie ist mir notwendig, um ein Geschäft zu machen." Eine bessere Charakteristik von sich selbst hätte dieser Fischer wahrlich nicht geben können.

Als weiterer Beweis für die Unschuld Mays, der vor Gericht erklärte, daß die Romane in ihrer jetzigen Gestalt ein Gift für die Volksseele seien, und daß er alles daransetzen werde, dieses Gift zu beseitigen, ist die Erklärung von Wichtigkeit, welche der Buchhändler Adalbert Fischer vor dem Kgl. sächsischen Notariat Dresden-Niedersedlitz im Februar 1903 abgegeben hat: „Sofern in den bei Münchmeyer erschienenen Schriften des Herrn Karl May etwas Unsittliches enthalten sein sollte, stammt das nicht aus der Feder des Herrn Karl May, sondern ist meiner Ueberzeugung nach von **dritter Seite**

früher hineingetragen worden." Wir haben hier also eine amtliche Erklärung, gegen die es einen Zweifel nicht mehr gibt. Ist diese Erklärung den Gegnern Mays bekannt? Offenbar nicht, sonst hätten die Angriffe gegen May längst aufgehört, weil es ja jedem journalistischen Anstand ins Gesicht schlagen hieße, angesichts eines solchen Beweises noch unbelegbare Behauptungen aufrecht zu erhalten. Leider ist es auch nicht bekannt, daß der Schaden, welchen die Gegner Herrn Karl May zugefügt haben, offen und ehrlich wieder gut gemacht worden wäre.

Einer der wenigen Verteidiger Mays, der Herausgeber eines kleinen Werkchens, Max Dittrich, ist sogar in der Lage, beizufügen, daß er persönlich den „Schriftsteller" kenne, welcher gegen Honorar im Auftrage Münchmeyers die Romane von Karl May in dem gewünschten Sinne umarbeitete. Auch sind diese Umarbeitungen im Laufe des Prozesses vollgültig und zeugenschaftlich erhärtet worden, z. B. auch von einem Obermaschinenmeister, welche der eigene Neffe Münchmeyers war und diese Umänderungen jahrelang gedruckt hat.

Wer diese Romane gelesen hat, der wird einen weiteren Beweis für die Unschuld Mays aus denselben herauskonstruieren können. Es kommt kaum eine weibliche Person in diesen Romanen vor, welche nicht der Mittelpunkt eines pikanten Liebesabenteuers und darüber hinaus wäre. Man gewinnt bei der Lektüre ganz von selbst den Eindruck, daß diese Liebesgeschichten nicht im geringsten Zusammenhang mit dem Gange der Handlung stehen, sie tragen schon den Stempel des gewaltsam Eingeschobenen an sich, sie riechen förmlich nach Spekulation. Uebrigens stellt auch die „Augsburger Postztg." in ihrer literarischen Beilage vom 27. November (Das Problem May von Lorenz Krapp) hierüber fest: Die betreffenden Stellen sind so maßlos plump gehalten, daß die Fälschung bezw. Interpolation offen auf der Hand liegt. Wer May wohlgesinnt ist, wird diese Konstatierung als Beweis gelten lassen, von anderen verlangen wir es nicht; aber über die oben

angeführte Erklärung kommt selbst der verbissenste Gegner nicht herum.

Es ist eine wenig ehrenvolle Episode für unsere deutsche Literaturgeschichte, daß so blindwütig gegen einen Mann vorgegangen wurde, der unserer Achtung wert ist, der als ein Charakter hingestellt wurde, welcher moralisch unfähig sei, seinen Prozeß gegen die Kolportagefirma Münchmeyer zu gewinnen. Es ist jetzt bekannt, daß es in dem Münchmeyer-Fischerschen Geschäft geheißen hat: „Wenn May klagt, dann machen wir ihn in den Zeitungen öffentlich kaput."

Diese Absicht und genau diese Worte sind im Prozesse erwiesen und durch Zeugen beschworen worden, Adalbert Fischer ist sogar gezwungen worden, sie als Zeuge für die Witwe Münchmeyers zu bestätigen.

Unter dem Einfluß solcher Gesinnung sind auch die Angriffe gegen Karl May in die Oeffentlichkeit gesetzt worden, sogar von einer großen, hervorragenden Tageszeitung, deren Objektivität niemals angezweifelt zu werden pflegt. May hatte öffentlich gewarnt, er hatte öffentlich gebeten, doch nur Geduld zu haben und den Ausgang des Prozesses abzuwarten, es hat nichts geholfen, man beachtete seine Stimme nicht. Man hat sich einfach auf die Seite des Mannes gestellt, der „ohne die Unsittlichkeit kein Geschäft machen kann!" Sollte man es für möglich halten, daß der Kämpfer für die Sittlichkeit keinen Glauben fand, während jener Sukkurs von allen Seiten erhielt, der in der Unsittlichkeit die Quelle des Geldverdienstes suchte! Die Zeit wird die Abrechnung bringen.

Es mögen harte Zeiten für Karl May und seinen treuesten Kameraden, seine Gattin, gewesen sein, als die Wogen der Lästerung so hoch über ihnen zusammenschlugen. Ihr treues Aushalten in all den Sorgen dieser Tage mag wohl die Veranlassung für Karl May gewesen sein, daß er seine Frau im vierten Band von „Im Reiche des silbernen Löwen" als Schakara so liebevoll und trefflich gezeichnet hat. Die May-Leser wird es interessieren, daß Frau Klara May eine Beamtens-

tochter aus Dessau ist. Dies sei hier nur nebenbei bemerkt.

Ich verlasse die unliebsame Münchmeyersche Episode, die mit dem Ausgang des Prozesses ihren verdienten Abschluß finden wird. Ich wende mich der geistigen Bedeutung von Mays Werken zu. Interessant ist es, wie May zu verschiedenen Zeiten in den verschiedenen Literaturgeschichten gewürdigt wird. Der greise Konstanzer Pfarrer G. Brugier beurteilt May in seiner Literaturgeschichte 1898 wie folgt: „Ein anderer Sachse ist der fast überfruchtbare Karl May (geb. 1842 in Ernstthal), dessen farbenreiche, lebensfrische, aus eigener Anschauung geschöpften Reisenovellen und Abenteuerromane namentlich auf den jugendlichen Sinn einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. Ob May uns in die Wüste Sahara, unter „Würger" führt, oder wie in „Deadly Dust" (tödlicher Staub) in die Prärien und Felsengebirge Nordamerikas, in die Wälder Ceylons oder unter die Buren im Transvallande, in die blaue Südsee oder in das „himmlische Reich" der Chinesen: immer malt er mit wahrhaft photographischer Treue Land und Leute, so daß eine jede Schilderung ein Visum in seinen Reisepaß ist mit dem Atteste: Er ist dort gewesen, er hat es erlebt."

Daneben eine andere Stimme aus einer neueren (1906) Literaturgeschichte: „In leuchtenden, oft ganz unmöglichen Farben prangen die Abenteurerromane und Reisegeschichten von Karl May (geb. zu Ernstburg 1842); während er in seinen phantasieüberreizenden Erzählungen und Gedichten christlich klingende Phrasen dick aufträgt, hat er zugleich unter einem Decknamen die widerwärtigsten Kolportagepornographien verfaßt. Trotzdem kann man nicht bestreiten, daß sich seine Abenteuergeschichten durch Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung auszeichnen und ein wirksames Gegengift gegen die gänzlich inhaltlosen, nur aufregenden ‚Indianergeschichten' bilden können."

Das sind nun zwei Urteile, welche sich direkt entgegenstehen, von beiden aber möchten wir sagen,

es ist eines so unrichtig wie das andere, beide beurteilen die Werke Karl Mays lediglich nach ihrem äußeren Gewande. Das letztere Urteil schließt überdies noch ein Nachbeten der damals über Karl May in die Welt gesetzten Angriffe in sich.

Die neueste Auflage von Herders Konversationslexikon sagt über Karl May: „May, Karl, Romanschriftsteller, geb. 25. Feb. 1842 zu Hohenstein (Kgr. Sachsen), verfaßte zahlreiche abenteuerliche „Reiseerzählungen" (teilweise anonym oder pseudonym), die durch ihre spannende Schreibweise große Verbreitung finden, vielfach aber auch pädagogisch bedenklich sind. Scharfe Kritik rief der Umstand hervor, daß May seine phantastischen Erfindungen für wirkliche persönliche Erlebnisse ausgab und sich als eine Art Apostel und Missionär feiern ließ, der „Predigten an die Völker" schreibe. Schließlich ergab sich, daß der Protestant May in den 1880er Jahren, zu derselben Zeit, wo er in einer katholischen Zeitschrift katholisierend schrieb, als Hauptmitarbeiter eines Dresdener Kolportageverlages mehrere von Unflätigkeit strotzende Kolportageromane verfaßte. Er selbst schob die Schuld auf den verstorbenen Verleger, der seine „sittenreinen" Romane interpoliert haben sollte. Quellenmäßige Darstellung: Cardauns, Herr Karl May von der anderen Seite (Hist.-Pol. Blätter, Bd. 129 [1902], 517 ff.)."

May hat sich also während dreier Jahre vergeblich geplagt, Gerechtigkeit zu finden, sein Appell an die objektive Beurteilung ist umsonst gewesen. In einem Werke von der Bedeutung des Herderschen Konversationslexikons hätte man im Interesse der Gerechtigkeit wenigstens erwarten dürfen, auch den Grundsatz befolgt zu sehen: „audiatur et altera pars".

Auch die Literaturgeschichte von Stork, erschienen 1906, stellt May kein gutes Zeugnis aus: „Der Zweig Reise- und Seeromane ist sehr angewachsen, und wenn man auch zugeben kann, daß er der Jugend manche Belehrung bringt, so ist er doch für sie nicht unbedenklich, da er leicht die Phantasie überreizt und von ernsten Aufgaben ablenkt. Dies gilt

vor allem dann, wenn, wie bei Karl May, der Mangel des wirklichen Erlebnisses und der echten Anschaulichkeit durch Häufung toller Abenteuer wettgemacht wird. May ist lange Zeit hindurch sehr überschätzt worden. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß er lebendig zu schildern versteht, aber ein Künstler ist er nicht."

Die kritische Würdigung scheint vom hohen Kothurn herab gegeben zu sein, zum mindesten ist sie sehr einseitig und wird durch den Erfolg der Mayschen Werke nicht unterstützt. Daß ihnen auch in dieser Kritik jede innere Bedeutung abgesprochen wird, zeigt, daß Stork sich nicht die Mühe nahm, May zu lesen und zu studieren.

Im gleichen Fahrwasser schwimmt die Literaturgeschichte von Enge (1906), indem sie sagt: „Bis vor kurzem war der Beherrscher der Knabenliteratur Karl May. Seine mehr als fünfzig Bände voll wilder Abenteuer sind zwar viel geschickter geschrieben als die trostlosen Erzählungen von Franz Hofmann, stehen aber literarisch noch immer auf einer der untersten Stufen. Die Urteilslosigkeit ging so weit, daß Karl May sogar für manche Schülerbibliotheken mancher höheren Lehranstalt angekauft wurde. Der einzige Trost über die Geschmackverderbung durch dieses schreckliche Zeug ist der hohe Preis der wertlosen Bücher; einige kosten mehr als gute Ausgaben von Goethe und Schiller zusammengenommen." Daß dieser Kritiker kein Freund von Karl May und seiner Schreibart ist, liegt auf der Hand, er leidet aber ebenfalls an Einseitigkeit, wenigstens wäre es interessant, zu erfahren, warum die Reiseerzählungen auf der untersten Stufe der Literatur stehen. Dieses Urteil schießt denn doch etwas zu weit über das Ziel hinaus. Die Bedeutung Mays in der Literatur, mag man nun sein Freund oder Gegner sein, läßt sich nun einmal nicht bestreiten.

Freundlicher schreiben die „Literarischen Silhouetten", von welchen uns der Druckbogen vorliegt, über May und seine Werke. Sie betonen die besondere Eigenart des Dichters May, den Leser und Hörer ganz

unbemerkt aus der sinnlichen Welt in die Welt der Ideale hinüberzuführen, wie das in wunderschöner Weise in seiner Dichtung „Babel und Bibel" geschieht. Dieses Werk nennen die „Silhouetten" ein Drama hohen, ernsten Stils. Von den Reiseerzählungen nehmen sie an, daß May für die seelische und geistige Jugend schreibt, die nie alt werden kann. Weiter heißt es:

„Turmhoch stehen diese phantasie- und gedankenreichen Werke über der sog. Indianer-(Jugend)erzählung! Im Hintergrunde all der starken ehrlichen Abenteuer steht eine ernste Lebensauffassung, ein sittlich hoher Wille, eine gründliche Kenntnis der geographischen und ethnographischen Wissenschaft, überhaupt ein fast polyhistorisches Wissen. Dabei verfügt der Dichter über an Handlung und Spannung selten reiche Schreibweise, wie neben ihm kein zweiter seinesgleichen, auch kein Romancier! Und das wunderbarste ist: „May" liest der reife Mann und der ernsthafte Tertianer — — die kluge Frau und der Backfisch. Niemand aber legte wohl je einen „May" unbefriedigt aus der Hand — —."

Interessant ist in den „Silhouetten" die Andeutung, daß May für seine Zeit zu früh gelebt, daß seine Werke erst von späteren Generationen verstanden werden.

Weiter wird auch ein Urteil aus dem Nachschlagewerk „Bildende Geister" zitiert, wo zu lesen ist: „Das vierbändige Werk „Im Reiche des silbernen Löwen" enthält einen psycho-biographischen Versuch über sein bisheriges inneres Leben. In dem Buche „Und Friede auf Erden" ist seine geistige Welt in kurzen, kräftigen Strichen angedeutet. Ueberhaupt sind seine sogenannten „Reiseerzählungen" zwar allerdings zunächst das, was der Titel sagt, in Beziehung auf ihren eigentlichen, tieferen Inhalt aber doch etwas ganz anderes, vielleicht noch nie von irgend wem Geschriebenes. Vor allen Dingen ist es ihm niemals eingefallen, diese Bücher für die urteilslose, unerwachsene Jugend zu schreiben."

Eine so durchaus voneinander abweichende Beurteilung wird wohl kaum noch ein moderner Schriftsteller erfahren haben. Man mag wohl der Anschauung sein, May hätte besser getan, als Schilderer zu glänzen, statt unter die Religions-Philosophen zu gehen. Allein May mußte so schreiben, weil sich in seinen Werken seine eigene seelische Entwicklung wiederspiegelt. Wir haben ja bereits gehört, daß May als der Sohn protestantischer Eltern geboren wurde. Heute aber zu sagen, May sei Protestant, hat lediglich formelle Bedeutung. May lehnt es ab, sich einer bestimmten Konfession beizuzählen. Er sucht nach dem Geiste und nach der Seele, nicht nur auf psychologischem Gebiete, sondern auch in Beziehung auf den Glauben. May ist weder Katholik noch Protestant, aber er ist Christ. Sein religiöses Bekenntnis, das er selbst die Frucht mühsamen Suchens und Studiums nennt, eine Frucht, die noch lange nicht ausgereift ist, hat er niedergelegt in seinen vier Bänden „Im Reich des silbernen Löwen", die Shen ist sein Ideal. Es wird nicht an Leuten fehlen, welche den Religionsphilosophen May als Religionsphantasten betrachten; immerhin aber zeigen Mays Gedanken große Tiefe. Als das Endziel aller irdischen Dinge betrachtet May Christus den Herrn, kein anderer kann endgültig Aufschluß geben über die Wesenheit der Dinge. Die Wissenschaft mag die Verwandlung des Irdischen in das Himmlische, des Zeitlichen in das Ewige durch die 4 Stationen Stoff, Kraft, Seele und Geist gehen lassen, oder sie mag diese vier Stationen als Unbewußtsein, Bewußtsein, Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein bezeichnen, so daß also der Stoff das Unbewußte, die Kraft das Bewußte, die Seele das Selbstbewußte und der Geist das Gottesbewußtsein wäre, so steht doch auf alle Fälle fest, daß es ohne Gottes Mitwirkung gar nicht denkbar ist, zum Gottesbewußtsein zu gelangen. Diese Mitwirkung Gottes ist eben die Offenbarung. Das kleine Seelchen geht von seiner

Heimat aus. Diese Heimat ist das Selbstbewußtsein. Das Seelchen wächst, wird männlich stark und ernst, wird Geist. Das ist der Weg ins Morgenland, von dem das Lieblingsmärchen erzählt. So muß sich jede Seele zum Geist entwickeln, den Weg hiezu will Karl May zeigen.

Er hat sich einmal, um seinen Ideengang zu erläutern, eines Gleichnisses bedient, welches zwar drastisch klingt, aber bezeichnend und erklärend ist. Der Mensch gleicht einer Droschke, der Wagen an sich kann alt oder jung, schön oder häßlich, praktisch oder unpraktisch, dauerhaft oder wackelig sein: Das ist der Leib. Das Pferd kann gut oder schlecht, stark oder schwach, gefügig oder störrisch, gesund oder krank, von edler oder von gemeiner Abstammung sein: Das ist die Anima, welche May von der Seele unterscheidet. Die Anima ist das Tier im Menschen, das uns, wenn es unedel ist, so viel zu schaffen macht. Der Leib an sich, der Wagen, ist tot und bewegungslos, bis das Pferd vorgespannt wird.

Nun könnte er sich zwar bewegen, aber er darf nicht, sondern er bleibt angebunden, weil das Pferd, die Anima, ziel- und planlos fahren würde. Da kommt der Kutscher; dieser kann geschickt oder ungeschickt, treu oder untreu, fleißig oder faul, kräftig oder schwächlich, ehrlich oder unehrlich sein: Das ist die Seele. Steigt er auf den Bock, so kann die Fahrt zwar beginnen, aber sie ist nutzlos, sie bringt nichts ein, sie hätte höchstens den Zweck, Wagen, Pferd und Kutscher, also Leib, Anima und Seele in Uebung zu erhalten.

Da aber kommt ein Fahrgast, der steigt ein und sagt zum Kutscher: „Ich muß nach der Marienstraße 24, aber schnell!" Da nimmt die Seele die Zügel in die Hand und fort eilt der Leib nach dem angegebenen Ziele. Der Fahrgast kann schwer oder leicht, anspruchsvoll oder bescheiden, friedlich oder zänkisch, freigebig oder knickerisch sein: Das ist der Geist! Nur wenn der Geist sich mit der Seele eint, wird der Zweck des Ganzen erreicht, bald mehr, bald weniger. Wie der Kutscher sich durch seine Fahrgäste

bereichert, so daß er allmählich zur Selbständigkeit gelangt und dann selbst Fahrgast wird, so adelt und bereichert der Geist die Seele, bis sie selbst Geist wird.

Dieses Beispiel ist in höchstem Grade instruktiv und ähnelt jenem, welches May in seinem Bande „Friede auf Erden" gewählt hat, um die Verhältnisse des Innenmenschen zur Außenwelt zu erklären.

May beginnt im ersten Bande seiner Reiseerzählungen „Durch Wüste und Harem" mit der Anima. Mit dieser Wüste ist die Unwissenheit gemeint, in der wir uns über uns selbst, über Geist und Seele befinden. In diese Wüste tritt die Menschheitsfrage, der Stimmeneinklang aller menschlichen Wesen, denen es ein heiliges Bedürfnis ist, über das Bild im Tempel zu Saïs unterrichtet zu werden. Diese Menschheitsfrage ist das erzählende „Ich". Dieses „Ich" ist also nicht May und doch auch wieder May, aber nur so weit, als er sich mit der Menschheit identifiziert und allgemein menschliches Gefühl, Denken und Erleben als persönliches erzählt.

Das erste, was in der Wüste sich sehen läßt, ist ein kleines, dürres, unscheinbares Männchen auf einem hohen Pferde. Von der Menschheitsfrage angehalten, nennt er sich Halef Omar und gibt sich für einen „Hadschi" aus. Auch sein Vater und Großvater seien „Hadschi" gewesen. Bekanntlich ist „Hadschi" der Ehrentitel für einen jeden Moslem, der eine Pilgerfahrt nach Mekka oder Medina, Jerusalem oder Kairwan gemacht hat. Es stellt sich aber sehr bald heraus, daß weder Halef Omar noch irgend einer seiner Vorfahren an einem dieser heiligen Orte gewesen ist, er macht also mehr aus sich, als er eigentlich darf, er kennt nur die profanen Zelte seiner Wüstenheimat, eine Erinnerung an Heiliges ist bei ihm ausgeschlossen. Das ist die menschliche Anima, die sich bald für die Seele und bald für den Geist ausgibt, aber keines von beiden ist.

May nennt diese Anima das Tier im Menschen, welches alle Eigenschaften des Tieres besitzen kann, von der Brutalität des Tigers bis zur stillen Liebenswürdigkeit des Schmetterlings. Karl May hat sich

in diesem Hadschi Halef Omar die schönste Anima gewählt, die man sich denken kann. Halef hat bisher noch jeden seiner Leser begeistert und für sich eingenommen, obgleich es ihm durch dreißig Bände hindurch noch nicht gelungen ist, sich von der Daseinslüge zu befreien. Die Menschheitsfrage wandert nun mit dieser Anima durch die Wüste weiter, um sie zu studieren und sich von ihr auf der Bahn der psychologischen Entwicklung empor begleiten zu lassen. Halef bleibt aber immer derselbe.

Dieses Suchen nach dem Geiste geht durch die sämtlichen Werke Mays hindurch, der aufmerksam vergleichende Leser wird sie unschwer entdecken, der unaufmerksame Leser aber wird niemals merken, bei welchem Kapitel der Katheder-Psychologie er angelangt ist. Oft gerade, wenn es sich um sein tiefstes, heiligstes Innenleben handelt, wird er nichts weiter sagen, als daß er sich ganz köstlich unterhält. Unbewußt fühlt er sich gepackt und fortgerissen, ohne daß er sich sagt, daß er selbst auch dieses suchende Seelchen ist. Das ist ein psychologischer Vorgang, aus welchem sich nicht zuletzt der Erfolg der Mayschen Bücher herleiten läßt.

May hat ein hohes, festes Ziel, nach dem er strebt und von dem er sich durch nichts abbringen läßt. Aber trotz aller bisher von ihm erschienenen Bände behauptet er, eigentlich noch nichts geschrieben, sondern nur skizziert, geübt und vorbereitet zu haben. Erst jetzt will Karl May, wie er sich selbst äußert, wirklich zu schreiben anfangen und als erstes Werk bezeichnet er seine arabische Phantasia in zwei Akten „Babel und Bibel". Ueber dieses Werk ging sofort nach seinem Erscheinen folgende Kritik durch zahlreiche Zeitungen. Ich gebe sie auch hier in Nachfolgendem wieder:

„Babel und Bibel", so lautet der Titel der neuesten Erscheinung auf dem Gebiete unserer dramatischen Literatur, und es scheint sich aus besonderen Gründen wohl zu verlohnen, auf dieses Werk etwas näher einzugehen, um zunächst den Eindruck festzustellen, den es beim Lesen macht.

Vor allen Dingen sei konstatiert, daß „Babel und Bibel“, wenn auch nicht im buchhändlerischen Sinne, das Erstlingswerk des Verfassers ist. Denn wie bekannt, enthalten seine bisher erschienenen Bücher nur den unbearbeiteten Stoff, die Vorübungen, Etuden und Skizzen zu seinen eigentlichen Werken, mit welchen er soeben erst begonnen hat, und wer diese Vorbereitungen für das genommen hat, was sich aus ihnen entwickeln soll, der gleicht einem Menschen, der die grundierte Leinwand resp. die mit Farben belegte Palette für das vollendete Gemälde hält.

Wie schon in diesen seinen Vorstudien und Skizzen, den sogenannten „Reiseerzählungen“, so geht Karl May auch in diesem seinem ersten wirklichen Werke seinen eigenen Weg, den vor ihm wohl niemand betreten hat. Er macht es einem zwar leicht genug, ihm da zu folgen, aber man befindet sich auf unbekanntem Grund und Boden und hat mit seinem Urteil vorsichtig zu sein, um von denen, die nach uns kommen, nicht etwa als bête betrachtet zu werden, denn ihnen wird dieser Boden ohne Zweifel bekannter sein als uns.

Schon in Beziehung auf die äußere Technik weicht der Dichter von den bisher geltenden Gesetzen ab, indem er den Spielabend mit nur zwei Akten und einer dazwischen liegenden längeren Pause füllen will. Doch hat er die hieraus sich vielleicht ergebenden Schwierigkeiten gleich von vornherein durch Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung überwunden. Das Stück gibt die Ereignisse eines halben Tages, von nachmittags drei Uhr bis Mitternacht drei Uhr. Es spielt in beiden Akten vor dem Riesentore des babylonischen Turmes und erfordert also nur eine einzige Dekoration. Die Akte umfassen jeder genau tausend Verse, und wir gestehen, daß wir hiervon den Eindruck einer ungewöhnlichen Selbstüberwindung gewonnen haben. Daß May die seltene Kraft besessen hat, diesen gewaltigen Stoff in eine so festgefügte und dabei so schön geformte Gestalt zusammen zu zwingen, ist aller Achtung wert.

Auch in Beziehung auf die innere Technik geht er seinen eigenen Weg. Er richtet sich z. B. nicht nach den Gustav Freitagschen Regeln von Einleitung, Steigerung, Höhepunkt, Umkehr und Katastrophe, sondern er läßt die Handlung von Anfang bis zu Ende in gerader Linie und immer stärker werdender Spannung emporsteigen und krönt das Ganze dann mit einem Schlusse, der so hoch liegt, daß man meint, von ihm aus die kommenden Jahrtausende überschauen zu können. Es mag das kühn sein, aber es stimmt mit dem Bilde, welches wir aus seinen Vorstudien und Skizzen von ihm gewonnen haben, und mit dem gewiß sehr furchtlosen Motto, welches er seinem Drama an die Spitze gestellt hat:

„Gott schrieb die Schöpfung nicht als Trauerspiel:
Ein tragisch Ende kann es nirgends geben.
Zwar jedes Leben ringt nach einem Ziel,
Doch dieses Ziel liegt stets im nächsten Leben."

Indem wir durch dieses Motto auf den Inhalt des Stückes geführt werden, tritt uns diese Furchtlosigkeit des Verfassers in fast noch höherem Maße entgegen. Denn es ist wirklich kühn, gleich in der ersten Szene den drei fliegenden Worten „Amerika nur für Amerika", „Der gelbe Osten für die gelbe Rasse" und „Europa, wahre deine heil'gen Güter", die strikte Antwort des Orients entgegenzustellen „Das Morgenland nur für das Morgenland"! Und es deutet auf eine ungemeine innere Selbständigkeit, wenn ein Dichter es wagt, die „Phantasie", die „Menschheitsseele", den „Geist des Morgenlandes", den „Geist des Abendlandes" und ähnliche nur gedachte Wesen zu personifizieren, um sie auf die Bühne zu bringen. Aber er tut das in einer Weise, als ob das etwas ganz Gewöhnliches, Natürliches, sich von selbst Verstehendes sei; er gibt diesen imaginären Wesen die greifbarsten Gestalten, die man sich denken kann, und er erreicht damit Wirkungen, die jedem, der diesen Mut nicht besitzt, versagt bleiben müssen.

Es ist Karl May gewiß nicht eingefallen, sich mit dem von ihm gewählten Titel auf den bekannten,

leidigen Babel-Bibel-Streit zu stützen. Die Skizzen zu diesem Drama wurden bereits in den Bänden I und II, dann XXVI und XXVII der „Reiseerzählungen" gesammelt, also zu einer Zeit, in der an diesen Streit noch nicht zu denken war. Die Karl Maysche Dichtung hat mit religiösen Streitfragen überhaupt nichts zu tun. Ihre Aufgabe ist eine rein menschliche. Sie soll zeigen, warum und in welcher Weise sich der „Gewaltmensch" zum „Edelmenschen" zu entwickeln hat, und es entspricht ganz und gar der Gesinnung des Verfassers und dem Inhalt aller seiner bisherigen Veröffentlichungen, daß er diese Veredelung auf dem biblischen Wege des Leidens und des Kampfes gegen sich selbst geschehen läßt. Vorauszusehen war, daß er auch hierbei, wie bei allen seinen Vorarbeiten, darauf verzichtet hat, die geschlechtliche Liebe mit heranzuziehen; er fühlt sich unabhängig genug, auch im Drama auf sie verzichten zu können, zumal in einem Drama dieser vollständig neuen Art, wo alles Geschehen nur seelisch und geistig zu denken ist.

Und hiermit kommen wir zum Schluß auf die bekannte Eigenart des Dichters, den Leser und Hörer ganz unbemerkt aus der sinnlichen Welt in die Welt der Ideale hinüberzuführen und alles, was die Gegenwart versagt, von der Zukunft zu erhoffen. Diese Eigenart ist sowohl künstlerisch als auch literarisch sehr wohl berechtigt, denn die Wahrheit liegt nicht bloß in der Materie, sondern sie geht hoch über sie hinaus. Daß May nach diesem Jenseits strebte, war kein Fehler, sondern ein Verdienst von ihm. Und wenn er uns in dem vorliegenden Drama die Tore desselben öffnet, so daß wir in eine für uns neue, herrliche, von Liebe, Glück und Frieden überstrahlte Welt zu blicken vermögen, so können wir nur wünschen, daß die Zahl derer, die mannhaft genug sind, mit ihm und nach ihm denselben Weg zu gehen, sich nicht vermindern, sondern vermehren möge. Selbst wenn „Babel und Bibel" von keiner Bühne gegeben werden könnte, es würde doch wahren Kunstgenuß und reichen inneren Segen bringen für jeden, der imstande ist,

diese hohe, edle, gedankenreiche Sprache zu verstehen und der nach oben strebenden Handlung bis dorthin zu folgen, wo das große Schlußwort fällt: „Und Gott gibt Geist und Segen!“

Das ist der Eindruck, den dieses Karl Maysche Erstlingswerk auf den Leser macht. Auf der Bühne gegeben, wird die Wirkung eine gewaltige, erschütternde, dann erhebende und endlich klärende und beseligende sein. Wir lesen, daß sich schon mehrere Direktionen um das Werk bewerben, und geben dem „Aachener Volksfreund“ Recht, welcher sagt, daß diejenige Bühne, welche sich die erste Aufführung sichert, von einer Tat zu sprechen haben werde, die in mehr als einer Hinsicht keine gewöhnliche ist.“

Dieses „Babel und Bibel“ entstand zu jener Zeit, als Karl May von allen jenen gesteinigt wurde, die ihn vorher gelobt hatten, dieses Drama der Verzeihung und Versöhnung entstand, als die Schläge am dichtesten auf ihn fielen. Das gereicht dem viel angegriffenen Schriftsteller zur Ehre. Diese arabische Phantasia gibt Kunde vom Geiste und von der Menschenseele, deren Kenntnis verloren gegangen ist. Sie legt dem gegenwärtigen Geschlechte nahe, daß sich der Gewaltmensch in den Edelmenschen zu verwandeln habe, und daß dies nur auf dem Wege der wahren Religiosität und der echten wahren Humanität geschehen könne. Sie fordert ferner die Aussöhnung des Morgenlandes mit dem Abendlande, weil das Morgenland unsere äußere und innere Heimat ist. Sie soll zeigen, daß der Gedanke eines ewigen Völkerfriedens aus dem Stadium der Utopie in den Bereich der erfüllbaren Wünsche tritt, wenn wir ihn vernunftgemäß behandeln.

Es sind ungeheure Aufgaben, die sich May stellt, Aufgaben, an deren Lösung wir nur schwer glauben können trotz ihres idealen Sinnes. Karl May wollte an diese Aufgaben erst herantreten, nachdem er in seinen Reiseerzählungen die selbstgewählte Schule durchgemacht hatte.

Das harmoniert schlecht mit dem Vorwurf der Prahlsucht, welcher Karl May so oft gemacht wird von jenen, die seine Werke nur nach der äußeren Form beurteilen. Wer sich die Mühe nimmt, die zahlreichen philosophischen Betrachtungen in seinen Büchern zu lesen, wer sie nicht überschlägt, nur um die Fortsetzung der spannenden Handlung möglichst rasch zu genießen, der wird auch finden, daß May des Hochmutes nicht geziehen werden kann. Er ist eine tiefgläubige Seele, die von ihrem Nichts gegenüber dem Weltenschöpfer durchdrungen ist. Man lese seine „Himmelsgedanken" und die beiden einleitenden Gedichte zu denselben, seine „Widmung" und seine „Legitimation".

May sieht sein Lebensstreben erfüllt: Das kleine Seelchen ist durch sein Studium zur großen Seele und dann zum Geiste geworden. In Marah Durimeh, die jeder seiner Leser kennt, hat er die Menschheitsseele gefunden. „Babel und Bibel" stellt das Tor dar, durch das er die übersinnliche Welt betritt, seine nächsten Werke sollen uns über diese Welt Aufklärung bringen.

Ich habe bereits betont, die Kritik steht jedem frei, man kann sich zu Mays Gefolgschaft bekennen oder nicht, aber es ist unmenschlich, ihn weiter zu quälen für Dinge, die er gar nicht verschuldet hat. May ist der Liebling der Jugend und wird es auch bleiben, obwohl nicht sie das Hauptkontingent seiner Leser stellt, sondern gerade die Alten sind es neben der verständigen Jugend, die Alten, deren Herzen nicht verknöchert, sondern jung geblieben sind. Diese Jugend hat die Kraft, den weiten Weg vom „Seelchen" zum Geiste mit May zu gehen. Diese sind die Armee, welche Mays Ziele mit erringen helfen für das Einzelleben, für das Völkerleben und für das ganze allgemeine Menschheitsleben.

Während diese Schlußworte in Satz gegeben werden, erscheint die allerneueste und zwar künstlerische Würdigung Karl Mays in Heft 5 von „Natur und Kultur", einem gewiß wohl ernst zu nehmenden Blatte,

dem man wohl noch nie auch nur den geringsten Grad von Vorliebe für May vorzuwerfen hatte. Dieser Artikel ist überschrieben „die Geisterschmiede von Kulub" von A. Steinjäger, München, und mag das Bild, welches hier gezeichnet werden soll, vollenden. Es heißt da: „Ein neues Werk von Karl May bedeutet stets ein literarisches Ereignis und für seine ungezählten Leser eine hochwillkommene Gabe. Die neueste dieser Gaben, nach Zeit und Inhalt eine wahre, echte Weihnachtsgabe, ist dieses Mal nicht, wie sonst, eine der beliebten „Reiseerzählungen", sondern eine, „arabische Phantasia" in dramatischer Form. Das kann wohl nicht befremden. Man weiß ja schon seit langer Zeit, daß er sein eigentliches Lebenswerk in einer Reihe von Dramen erblickt, die er erst noch zu schreiben hat. Er will mit diesen Dramen in das tiefste, innerste Menschheitsleben hineingreifen, um die wichtigsten Aufgaben der Gegenwart an den Tag zu führen. Dieser Aufgaben sind nicht wenige, und sie sind nicht leicht, sondern schwer. Die wichtigste von ihnen ist die Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen, was nur auf dem Wege der wahren Religiosität und der wahren Humanität geschehen kann. Von gleicher Wichtigkeit ist die Aussöhnung des Morgenlandes mit dem Abendlande, welche uns viel Blut und ungezählte Milliarden ersparen würde. Auch sollen diese Dramen zeigen, daß der große, allgemeine Welt- und Völkerfriede, den wir uns wünschen, wohl zu erreichen ist, wenn wir anstatt in phantastischer in vernünftiger Weise nach ihm streben.

Es ist bekannt, daß Karl May seine bisherigen Werke nur allein für diese Aufgaben schrieb. Alle seine Erzählungen gipfeln in dem Beweise, daß der Gewaltmensch dem Edelmenschen unterliegt. Er läßt die meisten von ihnen im Orient spielen, um unsere Sympathie für ihn zu erwecken und dabei zu betonen, daß der Morgenländer des Friedens mit uns sehr wohl würdig ist. Und er erläutert an unzähligen, scheinbar kleinen Fällen, daß der Krieg an sich selbst zugrunde geht, sobald wir genug Humanität besitzen,

ihn nicht immer wieder von neuem hochzuschüren. Aber alle diese Fälle sind mit einem Blick auf das Große, Ganze gemeint. Denn er ist zwar einer unserer hervorragendsten Naturalisten; aber diese Natur ist bei ihm nur der granitene Sockel, auf dem die mächtige Alabastergestalt des Ideales auf zum Himmel strebt, und jede äußere Figur hat bei ihm etwas Menscheninnerliches, etwas Seelisches oder Geistiges zu bedeuten. Hieran denkt man sofort, wenn man seinen neuesten Band zur Hand nimmt und den Titel „Babel und Bibel" liest. Bei einem anderen Verfasser würde dieser Titel auf religiöse Kontroversen schließen lassen, bei May aber erwartet man das gerade Gegenteil, den religiösen Frieden. Und in der Tat, diese „arabische Phantasia" ist von außerordentlich friedlicher Bedeutung und kann nach außen nicht anders als nur versöhnend wirken, weil sie allen Kampf und allen Streit aus der Außenwelt nach der Innenwelt, in das Herz des Menschen, leitet, wo nicht das Schwert und die Kanone, sondern das Gefühl, das Gemüt der höchste Richter ist.

Den Inhalt dieses Buches erzählen kann man nicht. Das Stück muß gelesen oder, noch besser, auf der Bühne gegeben werden. Die Wirkung würde eine sehr tiefe sein! Während der Verfasser in seinen sogenannten „Reiseerzählungen", die aber eigentlich etwas anderes, Höheres enthalten, dieses Eigentliche, Höhere nur zuweilen und nur leise andeutet, tritt er in diesem seinem ersten dramatischen Werke mit seiner ganzen, geheimnisvollen Seelenwelt heraus an die Oeffentlichkeit. Als er vor drei Jahren in dem vierbändigen Werke „Im Reiche des silbernen Löwen" erzählte, wie das „verzauberte Gebet" im Innern des Berges entdeckt wird und die verkalkten Geister früherer Jahrtausende hinaus in die helle Mondnacht schwimmen und dann empor zum christlichen Tempel steigen, da hat sich mancher Leser gesagt, daß so etwas Gewaltiges seit langer Zeit wohl nicht gedichtet worden sei. Aber in der „Geisterschmiede" seines neuen Werkes steigt er doch noch höher, oder vielmehr, doch noch tiefer in das menschliche Sein hinab und erschüttert sondergleichen.

Wie ganz selbstverständlich, haben auch hier alle seine Gestalten eine figürliche Bedeutung. Die „Menschenseele" tritt auf. Auch die herrliche „Menschheitsseele" Marah Durimeh, die Vermittlerin der himmlischen Phantasie. Der „Geist des Morgenlandes" und der „Geist des Abendlandes", und zwar in der Gestalt des „Gewaltmenschen" und des „Edelmenschen". Denn diese Geister sind keine Gespenster und keine Schemen, sondern willensstarke, kerngesunde, kraftvolle Menschen. May glaubt nicht daran, daß der Menschengeist im Innern des Gehirnes stecke. Im Gegenteil, er befreit ihn von dem Körper. Er gibt ihm Kraft und Mut, „das Fleisch" zu besiegen, wie die Heilige Schrift sich ausdrückt. Und wo und wie wird der „Mensch" zum „Geist", zur freien „geistigen Persönlichkeit", die aus dem Zeitlichen hinaus in das Ewige wächst? Antwort: In der Geisterschmiede! Da kommt der Scheik der Todeskarawane zum Scheik der Gewaltmenschen und erzählt:

„Zu Märdistan, im Walde von Kulub,
Liegt einsam, tief versteckt, die Geisterschmiede."
„Da schmieden Geister?" „Nein man schmiedet sie!
Der Sturm bringt sie geschleppt um Mitternacht,
Wenn Wetter leuchten, Tränenfluten stürzen.
Der Haß wirft sich in grimmer Lust auf sie.
Der Neid schlägt tief ins Fleisch die Krallen ein.
Die Reue schwitzt und jammert am Gebläse.
Am Blocke steht der Schmerz, mit starrem Aug
Im rußigen Gesicht, die Hand am Hammer.
Da, jetzt, o Scheik, ergreifen Dich die Zangen.
Man stößt Dich in den Brand. Die Bälge knarren.
Die Lohe zuckt empor, zum Dach hinaus,
Und alles, was Du hast und was Du bist,
Der Leib, der Geist, die Seele, alle Knochen,
Die Sehnen, Fibern, Fasern, Fleisch und Blut,
Gedanken und Gefühle, alles, alles
Wird Dir verbrannt, gepeinigt und gemartert
Bis in die weiße Glut — — —"

So geht es zu, in der Geisterschmiede von Kulub. Das ist aber nur der Anfang. Wer etwas über den weiteren Verlauf erfahren will, der lese nach! Da werden Geister geschmiedet, vom Haß und Neid verfolgt, von der Einfalt und der Verblendung herbeigezerrt, von dem Schmerz gehämmert, von der Qual

gefeilt und gebohrt! Woher weiß das der Verfasser so genau? Wie wurde es ihm möglich, diese Seelenmartern so meisterhaft, so packend zu beschreiben? Kennt er die Schmiede? Wurde auch er ins Feuer gestoßen? Mit den Zangen gepackt? Auf den Amboß gelegt? In den Schraubstock gespannt? Denn die Geisterschmiede von Kulub ist ein Gleichnis. Sie liegt im Menschenherzen. Kulub ist ein arabisches Wort und bedeutet den Plural für Herz. Wer die Qual übersteht, der ist zum harten Stahl, zum nicht mehr faßbaren Geist geworden, und nichts und niemand kann ihn mehr belästigen. Wer sie aber nicht übersteht, von dem heißt es:

„Schrei' nicht, o Scheik! Ich sage Dir, schrei' nicht!
Denn wer da schreit, ist dieser Qual nicht wert,
Wird weggeworfen in den Brack und Plunder
Und muß dann wieder eingeschmolzen werden!"

Wie viele Menschen waren niemals in der Geisterschmiede! Wie viele waren dort, hielten es aber nicht aus! Und wie wenige sind es, die nicht geschrien haben und darum tief in sich von Schlacken frei und gefestigt worden sind? Wenn einer dieser wenigen die Schmiede nun beschreibt und den gewaltigen Meister, den Schmerz, erscheinen und hämmern läßt, so erwirbt er sich damit ein Recht auf persönliche Sympathie und sachliche Aufmerksamkeit. Denn was er litt, war nicht nur sein eigener, persönlicher Schmerz, sondern zugleich auch die allgemeine Erdenqual, an der wir alle ebenso schuld wie auch beteiligt sind. Und es ist von höchstem Interesse, aus dem Stücke zu ersehen, daß diese Folter nur den niedrigen Menschen verbissigt und verbittert, den höher veranlagten aber läutert, klärt und glaubensfreudig macht.

Dieses letztere, die Glaubensfreudigkeit, muß an „Babel und Bibel" ganz besonders hervorgehoben werden. Alle Welt weiß, daß May nur als „Mensch" für „Menschen" schreibt. Das Stück steigt gleich von der ersten Szene an zu immer höherer und immer wärmerer Menschlichkeit empor und schließt mit dem siegreichen Verlangen des Gewaltmenschen, nach der Geisterschmiede

geschafft und dort gemartert und geläutert zu werden, um dann als Edelmensch zurückkehren zu können. Gibt es ein Drama, welches zu einem menschlich schöneren und menschlich größeren Finale führt? Und ist das nicht zugleich auch das Ziel der christlichen Weltanschauung? Geist werden, erlöst werden, unsterblich werden durch das Kreuz und Leid? Hier wird, und zwar mit glücklichstem Erfolge, der überzeugende Beweis geführt, daß das wahre, edle Menschentum und das echte wahre Christentum genau desselben Weges gehen. Wohin? Diese Frage beantwortet Karl May, indem er in „Babel und Bibel" den Imam sagen läßt:

„Ich spreche hier als unser heil'ger Glaube,
Der im Koran zur Erde niederkam,
Um uns den Weg zum Paradies zu zeigen.
Es gibt für uns nur diesen einen Weg.
Wir nennen ihn den heiligen Islam,
Der für die Erde Kraft und Tapferkeit,
Für später Glauben und Ergebung fordert.
Er war verkündet schon den ersten Menschen.
Die großen Väter und Propheten alle,
Von denen uns die Heil'ge Schrift erzählt,
Versuchten, ihn zu lehren und zu wandeln,
Doch, was sie fanden, war die Richtung nur;
Der Pfad an sich blieb ihnen stets verborgen.
Da kam der mächtigste der Vorverkünder,
Der Wunder ohnegleichen sprechen ließ,
Ich meine Jesus, den Marien-Sohn,
Der sah den Weg, doch ging er stolz vorüber.
Er ragte hoch in die Unendlichkeit,
Und seine Füße schritten über Sterne.
„Mein Reich ist nicht von dieser Welt", sprach er,
Der weiter dachte, als an Paradiese;
Dann stieg er über Grab und Tod hinaus,
Hinauf zu dem, den niemand je erreicht."

Fortsetzung

Das muß man lesen, um zu sehen, wie hoch Karl May vom Christentume denkt! Doppelt hoch, weil er diese Worte einem mohammedanischen Geistlichen in den Mund legt! Und was sollen sie sagen, diese Worte? Das Menschentum, selbst das echteste und edelste, kann uns nur auf dieser Erde leiten; über das Grab und über den Tod hinaus aber haben wir Christi Hand zu fassen, die uns hoch über irdische Paradiese hinausführt, hinauf zu dem, den kein Irdischer

erreicht. Solche Dichter sind unserer Gegenwart im hohen Grade nötig. Dichter, welche nicht nur den Glauben, sondern auch den Mut und die Freudigkeit besitzen, ihn so offen zu bekennen und in so schöner, edler Sprache über den Alltag emporzuheben! Leider aber gibt es ihrer nicht viele, und so ist alle Ursache vorhanden, einem Werke wie dieser „Arabischen Phantasia" diejenige Aufnahme und Verbreitung zu wünschen, die es auch dann verdienen würde, wenn sein ebenso reicher wie köstlicher Inhalt in eine künstlerisch weniger bedeutende Form gegossen worden wäre.

„Babel und Bibel" ist kurz vor Weihnacht erschienen. Sein Inhalt ist: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf der Erde den Menschen!" Also Weihnachtsinhalt! Nach der erschütternden Szene von der „Geisterschmiede" naht sich die wissende „Menschheitsseele", und als sie erscheint, erklingen tief aus dem Babelturm die Harfen der Psalmisten und Propheten. Möchten für jedes Menschenherz, in dem der Meister Schmerz mit seinen Gesellen am Amboß steht, die Harfen der Erlösung bald erklingen! Möchte „Babel und Bibel" nicht nur zahlreiche Leser, sondern auch Bühnen finden, von denen aus es Marah Durimeh, der herrlichen „Menschheitsseele", gelingt, zum deutschen Volk zu sprechen!

Karl May ist Geistessucher. Seite 40.

Schreibt bildlich 9. 11. 17. 39. 41. 43. 48.
(schon vor 30 Jahren!

Braucht nicht gereist zu sein. 10. 11. 12. 13.

Studirt die Menschenseele 12. 15. 45.

Erziehung. 13. 14. 16. 29. 45. 49. 50. 51.

Künstlerischer Werth. 16.

Sein Glaube 19. 49. 50. 51.

Seine Aufgaben 44. 46. 47.

Selbstverherrlichung. 45.

Pädagogische Zeitfragen.
Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Erziehung.
Herausgegeben von Franz Weigl, München.
Band IV4. Heft 22.

Karl Mays pädagogische Bedeutung.

Mit Randbemerkungen Karl Mays.

Vom
Herausgeber.

München 1908.
Verlag von Val. Höfling.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	3
„Jugendschrift“ und Karl May	5
Die erziehliche Bedeutung der Mayschen Werke . .	19
Der bildende Wert von Mays Schriften	34

Druck von Val. Höfling, München.

Vorbemerkung.

„Millionen zählt die Gemeinde Karl Mays. In allen Weltgegenden sind seine Leser zu finden, selbst in Australien soll es Karl May-Klubs geben. Unzählige junge Seelen stehen unter dem Banne seiner Werke ... Es ist nicht zu bezweifeln, der Name Karl May bedeutet heute eine Macht, — die darum nicht geringer ist, weil sie über die Dämmerperiode des lebendigsten Knabenalters herrscht.“ So schrieb Dr. Hugo Eik in der wissenschaftlichen Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ vom 11. Juli 1907.

„Besonders die Schriften Karl Mays haben einen grofsen erzieherischen, christlich pädagogischen Wert. Wer das bestreitet, der hat sie eben nicht gelesen oder wenn er sie gelesen hat, dann ist er darüberhin geflogen, ohne sich Mufse zum Nachdenken zu nehmen. Karl Mays Bücher sind in erster Linie für denkende Erwachsene geschrieben, die Form der Erzählung macht sie unserer Jugend aber besonders anziehend, da sie unter Schilderung spannender Reiseerlebnisse in fremden Ländern tiefe Wahrheiten des menschlichen Lebens hervorhebt. Karl May ist kein Jugendschriftsteller im eigentlichen Sinne des Wortes, aber er kann sich glücklich schätzen, dafs die Jugend so an ihm hängt, denn es ist ihm dabei Gelegenheit gegeben, aufserordentlich erzieherisch zu wirken.“ Dies schrieb die „Dresdener Rundschau“ vom Juli 1907. Und ähnliche Stimmen liefsen sich zu Hunderten aus Zeitungen, Zeitschriften, pädagogischen Fachorganen und literarischen Revuen zusammenstellen. Ich

1*

selbst habe in kurzer Zeit mehrere Dutzend bedeutungsvoller Äufserungen der gleichen Art gesammelt. Jugendschriftenkommissionen von Lehrervereinen, z. B. die Kommission des Kath. Bezirkslehrervereins München, haben die Werke in ihre Kataloge empfehlenswerter Schriften für die reifere Jugend aufgenommen und offizielle Bibliotheken für Gymnasiasten, Seminaristen usw. haben die Werke Mays — mitunter in Doppelexemplaren — beschafft. Das ist die eine Seite der pädagogischen Stellungnahme zu Mays Werken. —

Er ist ein Jugendverderber! Wenn der Junge X oder Z durchbrannte, so war nur die Lektüre der Mayschen Schriften schuld! Dafs der Junge repetieren mufs, hat Karl May mit seinen Romanen auf dem Gewissen! Derartige Urteile und die Verbannung der Mayschen Schriften aus den Bibliotheken auch der reiferen Jugend kennzeichnen die gegenteilige pädagogische Bewertung des Schaffens eines unserer vielgelesensten Dichter.

Wo liegt die Wahrheit? Diese Frage läfst sich nicht mit einigen gefühlsmäfsigen Erwägungen beantworten, die Freunde wie Gegner bisher nur für ihre Entscheidung in die Wagschale warfen. Es mufs die pädagogische Bewertung von Mays Werken eingehender alle in Betracht kommenden Faktoren abwägen. Die Erkenntnis dieser Notwendigkeit und die Einsicht in die grofse Bedeutung, die dem zukommt, was gerade unsere reifere Jugend und der Jüngling, näher dem Manne, liest, hat dieses bescheidene Büchlein entstehen lassen, von dem ich wünsche, dafs es der Jugendschriftensache, der Volkserziehung nützen und dem an der Schwelle des Greisenalters stehenden Dichterpädagogen eine kleine Freude bereiten wolle.

München, Ostern 1908.

F. Weigl.

Zur Erläuterung dieser Zusammenstellung will ich mit Genehmigung des Autors die folgenden ganz vorzüglichen Betrachtungen aufnehmen, die kürzlich ihren Weg durch die deutsche Presse genommen haben.

„Indianergeschichten! Bei diesem Worte leuchten die Augen eines jeden körperlich und geistig gesunden Knaben und wohl auch — Mädchens. Jägervölker gehören der menschlichen Kinderzeit an. Ihr religiöses Empfinden verehrt in durchaus kindlich naiver Weise einen „grofsen Geist“, einen „guten Manitou“. Ihre Weltanschauung, ihre Lebenserfahrung ist noch unentwickelt. Ihre Instinkte, so scharf sie sind, wirken nicht über einen sehr engen Horizont hinaus. Ihre Leidenschaftlichkeit bewegt sich leicht zwischen den Extremen von Liebe und Hafs, Vertrauen und Argwohn, Verwegenheit und Vorsicht, Freude und Schmerz. Sie haben keine Vergangenheit und kennen die Zukunft nicht, die vor ihnen liegt; darum klammern sie sich mit allen Fasern an die Gegenwart und sind der gröfsten Opfer und des wahrsten Heldentums fähig, wenn es gilt, sie festzuhalten. Dieses Heldentum wird durch das eigenartige, an Gefahren reiche Leben, das sie führen, in hohem Grade begünstigt. Kurz, die Seele solcher Völker, besonders der indianischen, ist der Seele unserer Jugend so eng und so natürlich verwandt, dafs es ein Beweis von

Krankhaftigkeit sein würde, wenn eines unserer Kinder sich nicht lebhaft für sie interessierte[1]).

„Aber man beobachte die Jugend, während sie dieses Interesse verfolgt! Es fällt ihr nicht im geringsten ein, etwas zu bewundern, was eine Begleiterscheinung oder eine Folge der nationalen Kindheit ist. Kein normal veranlagter Knabe wird über einen anderen Knaben nur deshalb entzückt sein, weil dieser andere eben auch ein Knabe ist. Die Jugend holt sich ihre Ideale aus der Welt der Erwachsenen. Auch sie will wachsen. Sie schwärmt für den, der über sein Alter und über seine Umgebung hinauswächst, für keinen sonst. Der Bub malt sich einen Schnurrbart und fühlt sich im Besitze dieser zwei Tintenstriche als grofser Mann und Held. Die Männlichkeit ist es, die ihm imponiert. Die Indianer ziehen ihn nicht etwa nur als Indianer an, sondern weil sie eine Rasse von Kindern sind, deren Jugendlichkeit sie nicht verhindert, zugleich auch Männer zu sein. Das ist vielleicht die höchst einfache Lösung dieses psychologischen Rätsels.

„Man erzähle einem Knaben von tausend gewöhnlichen Indianern, so wird sein Interesse eben auch nur ein gewöhnliches sein. Man hebe ihm aber aus dieser Menge einen einzigen, der über die anderen emporragt, heraus, so wird er jubeln und ihn sich als Muster nehmen. Denn die Jugend ist noch nicht reif für immaterielle Ideale; sie trachtet nach sinnlichen Vorbildern, nach sichtbaren Persönlichkeiten, an denen sie sich zur Nacheiferung begeistert. Die

1) Vgl. hiezu die Bestrebungen der Herbart-Zillerschen Schule bezüglich der Konzentrations- und Kulturstufentheorie, die diese psychologischen Erkenntnisse — allerdings für den Unterricht in einseitiger Weise — fruchtbar zu machen versucht hat. D. V.

müssen aber, wie der Knabe oder das Mädchen selbst, dem kindlichen Alter angehören und trotz dieser Kindheit es doch schon zum Mannes- resp. Heldentum gebracht haben. Man bemerke wohl: kein Egmont und kein Wallenstein wird auf die Jugend derart wirken, wie ein Old Surehand oder gar ein Winnetou, denn die beiden ersteren entstammten nicht einer nationalen Jugendzeit; die beiden letzteren aber sind Kinder, obgleich sie die Taten von Männern und Helden verrichten. Da ist der Unterschied, den man festzuhalten hat.

„Und ferner: Kein Zriny und keine Jungfrau von Orleans würde uns derart begeistern, wie es heute geschieht, wenn sie uns nur als geschichtliche Individuen entgegenträten, ohne von berufener Hand zu wirklichen und abgeschlossenen Persönkeiten umgeschaffen worden zu sein. Das Ideal braucht keineswegs nur übermenschliche Eigenschaften zu besitzen, im Gegenteil, die Menschlichkeit bringt es uns näher, indem sie unsere Teilnahme vergrößert und vertieft. Eines aber ist unbedingt von ihm zu fordern und kann ihm auf keinen Fall erlassen werden, nämlich die moralisch und ästhetisch vollendete Persönlichkeit. So groſs in der Jugend der Drang nach idealen Persönlichkeiten ist, an denen sie sich aufrichten und zur ausgebildeten Männlichkeit resp. Weiblichkeit entwickeln kann, ein Schriftsteller, der nicht selbst auch eine wirkliche Persönlichkeit ist, kann ihr keine Ideale geben, und schreibe er auch tausend Indianerbücher, in welchem es von berühmten Häuptlingen und tapferen Kriegern wimmelt. Und hier, gerade hier liegt der Punkt, an dem die Frage nach dem Werte oder Unwerte derartiger Erzählungen zu erheben ist.

„Diese Frage lautet: Sind sie schädlich oder nützlich? Denn einen dritten Fall, etwa so eine

Art von Mittelstrafse, gibt es nicht. Und die Antwort sagt: Es gibt nützliche und es gibt schädliche, aber leider kommen auf tausend schädliche höchstens nur zehn nützliche. Das ist traurig, doch nachgewiesenerweise wahr! Wieviele von denen, die solche Geschichten schreiben, haben auch nur eine Ahnung davon, welch ein hohes Können und reiches Wissen und welch ein edles Wollen zu so einer Arbeit gehört? Kein ehrlicher Schriftsteller würde sich unterfangen, ein Buch über einen Gegenstand zu schreiben, der aufserhalb seiner geistigen Atmosphäre liegt: Indianergeschichten aber verfafst heutzutage jeder Literaturrekrut, der Amerika nur vom Hörensagen und die rote Rasse nur aus den 25-Pfennig-Heften kennt, deren Verfasser doch wenigstens so vorsichtig sind, ihre Namen zu verschweigen! Derartige Machwerke kennzeichnen sich schon durch selbstfabrizierte Namen, die keiner der vorhandenen Indianersprachen angehören. Es erscheint den Herren Verfassern bereits als grofsartige Leistung, wenn sie einem Apachenhäuptling einen Dakotanamen geben, den sie zufälligerweise irgendwo gefunden haben. Man kann vor solchen Büchern nicht genug warnen. Sie sind Nachahmungen, oft sogar direkte Fälschungen, auf alle Fälle aber Mache, lügenhafte Mache, die auf Gelder spekuliert, die man der Überreizung der jugendlichen Phantasie erpressen will. Sie enthalten nichts als trügerische Phantasiegebilde und höchst gefährliche Gifte, welche ihre Wirkung nie verfehlen. Sie verbreiten die Unwahrheit. Sie zerstören den gesunden Sinn für Recht und Pflicht. Sie vernichten das Gewissen. Sie bringen den Erfolg der sorgfältigsten Erziehung in Gefahr. Und sie wirken geradezu unheilvoll selbst in die weiteste Ferne, wenn ihre Verfasser eine Lebensstellung bekleiden, die ihnen

das allgemeine Vertrauen des Volkes sichert. Leider wird dieses Unheil gegenwärtig nicht nur durch den Buchhandel, sondern auch auf dem Wege der Kolportage und sogar in Warenhäusern in solchen Mengen verbreitet, dafs es als höchst überflüssig, ja fast lächerlich erscheint, wenn sich einmal eine zagende Stimme dagegen erhebt.

„Indianergeschichten gab es schon längst, bevor Chateaubriand seine berühmten Erzählungen ‚Atala', ‚René' und ‚Les Natchez' veröffentlichte. Es wäre nicht schwer, eine Aufstellung und Kritik derselben zu geben. Erst wissenschaftlich, dann in erzählender Form und für das Volk behandelt, ist der Indianer jetzt als stehende Figur in der Kinderstube ein Gegenstand des literarischen Businefs geworden, und das, das hat er nicht verdient! Grofse Schriftsteller und Dichter haben ihn grofs und richtig gezeichnet; man denke an Longfellows ‚Hiawatha'. Niedrig denkende Schundfabrikanten zeichnen ihn in gleicher Niedrigkeit, indem sie auf die perverse Freude am Gemeinen und Blutrünstigen spekulieren. Er ist das Opfer eines harten, weltgeschichtlichen Gesetzes, welches scheinbar die Vergewaltigung erlaubt. Seine Gestalt ist in Wehmut getaucht. Sein Auge besitzt die unergründliche Tiefe des Schmerzes. Eine erschütternde Tragik dämpft den Atem seiner Brust. Es ist seiner Seele versagt, sich zum Geiste zu entwickeln; das hüllt ihn in Melancholie, in immerwährende, unausgesetzte Trauer. So, gerade so hat ihn Cooper gezeichnet, und gerade dadurch, dafs er das Indianer- und Ansiedlerleben idealisierte, den mifshandelten ‚Indsman' zur moralischen und ästhetischen Persönlichkeit erhoben, das erklärt den ungeheuren Erfolg der Bücher, die Cooper schrieb. Weil er sich der roten Rasse erbarmte und ihrer ‚Seele' Gestalt und

Persönlichkeit gab, fliegt ihm die Seele der Bleichgesichter zu und seine Werke werden gelesen werden, wenn seine Imitatoren längst vergessen sind.

„Man braucht nicht an übertriebener Christlichkeit oder Humanität zu leiden, um das erwähnte weltgeschichtliche Gesetz der Vergewaltigung grausam zu finden. Glücklicherweise ist diese Vergewaltigung meist nur eine scheinbare resp. nur oberflächliche. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht und darum schliefslich immer gerecht. Sie lehrt und beweist, dafs die Indianer weder ausgerottet sind resp. noch ganz verschwinden werden. Das Gegenteil ist richtig! Sie erholen sich; sie vermehren sich. Gerade die besten Kenner der einschlägigen Verhältnisse stimmen darin überein, dafs die rote Rasse bei der Bildung der neuamerikanischen Nationalitäten eine ganz bedeutende Rolle spielen werde. Diese Meinung sichert den Indianern eine Zukunft, die den Lebenden nicht sterben und den Toten wieder auferstehen läfst. Man denke hierbei an die bekannten tiefsinnigen Gespräche zwischen Old Shatterhand und Winnetou! Mit Old Shatterhand ist bekanntlich die Menschheitsfrage gemeint, die wir zu beantworten haben. Und Winnetou, der geheimnisvolle Häuptling, bedeutet die rote Rasse, an die die Frage gerichtet wird. Winnetou wurde aufgefordert, sich und sein Volk an den Weifsen zu rächen, aber er, der Edelmütige, verzichtete darauf, denn er erfuhr von Old Shatterhand, dafs es einen besseren und nachhaltigeren Sieg gebe als den, der mit der blutigen Waffe erzwungen wird. Er entsagte dem Kampfe, weil er überzeugt war, dann um so leichter auf friedlichem Wege zu siegen, und es war ganz richtig, dafs er später, durch die Brust geschossen, noch sterbend sagte: „Sharlih, ich glaube an den Heiland. Winnetou ist ein Christ.‘

Darum halten ihn viele, obgleich er erschossen wurde, noch heute nicht für tot, und darum wird es mit allgemeiner Genugtuung begrüfst, dafs noch ein vierter Band über ihn, den Prototyp des werdenden Edelmenschen, erscheinen soll.

„Es ist gewifs erfreulich, dafs die Indianerfrage gerade von einem Deutschen in so tiefer und durchaus edler Weise aufgefafst und behandelt worden ist. Es gehört dazu ein grofser, weiter, menschenfreundlicher Blick und eine liebevolle Kenntnis der Menschheitsseele im allgemeinen und der Seele der roten Rasse im besonderen. Und besonders auch ein so umfassendes Studium der Jugendseele, wie es Karl May, dem Geistessucher, in seinen wohlbekannten Werken eigen ist. Er hat seinen herrlichen Winnetou aus der Allgemeinheit der Rasse hoch emporgehoben und in ihm eine wirklich lebende und doch symbolische Gestalt geschaffen, die alle Eigenschaften besitzt, unsterblich zu sein. Die Jugend schaut, ohne dafs diese Gestalt ausschliefslich nur für sie gebildet wurde, begeistert zu ihr auf und läfst sich von ihr zu allem Guten und Schönen leiten, dessen die weiche bildsame Seele fähig ist.

„Warum gibt es in der gesamten Indianerliteratur aller Länder keine Figur, die man diesem einen, einzigen Winnetou an die Seite stellen könnte? Weil es May verstanden hat, sie auf lebendigem Stoff zu konturieren und ihr dann Geist und Seele einzuhauchen. Wie köstlich gesund, wie fast überirdisch rein ist dieser Winnetou, dem jeder Vater und jede Mutter ihre Kinder unbedingt anvertrauen kann! Denn solche Ideale mufs die Jugend haben, verkörperte Weissagungen, deren Erfüllung in der Kraft des erwachsenen Mannes liegt; ragende Symbole, an welchen man sich zum Selbstdenken und Selbst-

wollen übt, und leitende Vorbilder, deren Nacheiferung zum Scharfsinn, zur Umsicht, zur Geistesgegenwart und zur Geschicklichkeit führt, sich sein Leben selbst zu gestalten, ohne dabei von der Herablassung anderer abhängig zu sein! Und Winnetou ist nicht bloſs Jugendideal, sondern noch weit mehr. Er wurde doch eigentlich für die Erwachsenen geschrieben, zur Lösung eines völkerpsychologischen Problems, der sich die Gegenwart kaum mehr entschlagen kann.

„In Summa: Um Indianergeschichten schreiben zu können, muſs man erstens den Stoff vollständig beherrschen, zweitens die nötige Begabung dazu besitzen und drittens sich der ungeheuren Verantwortung bewuſst sein, die man der Jugend gegenüber auf sich nimmt. Vor allen Dingen ist das Geschick, psychologische Persönlichkeiten zu bilden, unumgänglich nötig. Und selbst wenn man das alles hat, wird das, was man schreibt, doch nur etwas Gewöhnliches sein, wenn die Hauptsache fehlt, nämlich der innerliche — Beruf!“ — —

Ich bin dem Verfasser dieser Zeilen dankbar, daſs er den Abdruck an dieser Stelle erlaubte und wünschte nur, daſs er seine Kreise nicht so eng, sondern weiter gezogen hätte, nämlich weit über die sogenannten „Indianergeschichten“ und auch weit über die sogenannte „Jugendliteratur“ hinaus.

Denn heute hat man doch wohl endlich eingesehen, daſs Karl May wohl eher alles andere, aber nur kein „Jugendschriftsteller“ ist und daſs er seine hochinteressanten „Menschheitsfragen“ wohl in die orientalische Wüste und in den indischen Urwald versetzt, nie aber etwas geschrieben hat, was als gewöhnliche „Indianer“- oder „Beduinengeschichte“ bezeichnet werden dürfte. Jedermann weiſs, daſs unter dem „Ich“, welches alle seine Erzählungen beherrscht, nicht etwa er selbst, sondern

die grofse, ernste „Menschheitsfrage“ zu verstehen ist, die jahrtausendelang durch alle Länder der Erde schreitet, um die mannigfaltigen Rätsel des Lebens ihrer Lösung entgegenzuführen. May ist der erste, der es wagt, die Menschheitsfrage zu personifizieren. Er wagt sogar noch mehr: Er legt ihr sein eigenes Wesen, sein ganzes Selbst und Ich in die Hand und setzt sich mutig der Gefahr aus, von allen denen, die ihn nicht verstehen, verlästert oder gar zermalmt zu werden. Ebenso ist er der erste, der die „Menschheitsseele“ in seiner Marah Durimeh, die „Menschenseele“ in seiner Schefaka und die menschliche „Anima“ in seinem Hadschi Halef incarniert. Er hat dem „Geist des Morgenlandes“ und dem „Geist des Abendlandes“ Gestalt gegeben, um sie miteinander auszusöhnen, damit endlich Friede sei auf Erden. Er hat in Winnetou und Old Shatterhand die kommende indianisch-germanische Rasse vorausgebildet und in seinem blinden Münedschi den Seher gezeichnet, der in der dunklen Gegenwart die helle Zukunft schaut.

Wir werden weiter unten auf diese tiefliegenden Inhalte der Mayschen Reiseromane noch näher eingehen, wenn wir von der erzieherischen Bedeutung derselben sprechen.

Hier sei nur darauf hingewiesen, dafs May aufser den Reiseromanen auch noch spezifische Jugendschriften veröffentlicht hat[1]). Selten werden Bücher, die für die Jugend bestimmt sind, so sehr all den Anforderungen entsprechen, welche für

1) „Der Sohn des Bärenjägers“. — „Die Sklavenkarawane“. — „Der blaurote Methusalem“. — „Der Schatz des Inka“. — Der Schatz im Silbersee“. Preis à 7 M. — „Der schwarze Mustang“ (Kameradbibliothek), 3 M. Verlag Union. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. — Im laufenden Jahrgang der bekannten Jugendzeitschrift „Epheuranken“ (Regensburg, Manz) erscheint die Erzählung „Schamah“.

diesen Zweck zu stellen sind, als gerade die Mayschen genannten Werke. Altmeister Willmann hat die Forderung an eine gute Jugendschrift bekanntlich folgendermafsen fixiert: „Sie sei wahrhaft kindlich, das ist einfältiglich und phantasievoll zugleich; sie sei sittlich bildend in dem Sinne, dafs sie Gestalten und Verhältnisse aufzeigt, die, einfach und lebensvoll, das sittliche Urteil zur Billigung oder Mifsbilligung herausfordern; sie sei lehrreich, biete Anknüpfung zu belehrenden Besprechungen über Gesellschaft und Natur; sie sei von bleibendem Werte, zur steten Rückkehr einladend; endlich: sie sei einheitlich, damit sie einen tiefen Eindruck bewirke und Quellen eines vielseitigen Interesses aus sich entlassen könne."[1])

Vergleicht man nun Mays Werke für die Jugend mit diesem klaren Programm, so mufs man glauben, es sei ihm bei seinen Dichtungen auch vorgeschwebt. Wie kindlich, sinnenfällig, dem geistigen Horizont der Jugend entsprechend versteht er zu plaudern. Die Phantasie des jungen Lesers wird angeregt und in Spannung gehalten, ohne dafs Phantasterei dabei herauskommt. Obwohl anscheinend fernliegende Verhältnisse zur Darstellung kommen, versteht es der universelle Mann, mit der goldenen Seele des ewig jungen Menschenkindes einfach und lebensvoll zur Jugend von diesen Dingen zu plaudern. Wie das sittliche Urteil angeregt und Belehrung geboten wird, das ist in den weiteren Kapiteln noch eingehend dargestellt. Wie die Bücher bleibenden Wert behalten und stets zur Rückkehr einladen, das hat wohl jeder erfahren, der die Mayschen Bücher an die Jugend abgegeben hat. Und soll ich noch reden von der Einheitlichkeit des Charakters, der über jedem einzelnen Werk und

1) Vgl. Lohrer, Vom modernen Elend in der Jugendliteratur. Päd. Zeitfragen Heft 6, München, Val. Höfling, 1905.

ihrer Gesamtheit liegt? Es genügt zu sagen, daſs die sittlichen Probleme, die in schwierigerer Fassung die Reiseromane durchwehen, auch die Jugendschriften tragen und sie zu einer machtvoll auf die junge Welt wirkenden geschlossenen Einheit zusammenfassen. So ist dem strengen Maſsstab, den Universitätsprofessor Hofrat Willmann an die Jugendschrift legt, in trefflicher Weise genügt.

Was May auf die Dauer einen Ehrenplatz in der Jugendschriftenliteratur eintragen muſs, das ist die ganz einzig dastehende Gegenwirkung, die er auf die Schundlektüre ausübt. Viele wollen dies ja heute noch nicht einsehen und gerade unsere doktrinären Jugendschriften-Prüfungsausschüsse der Lehrervereine stehen bedauerlicherweise vielfach noch im Banne eines Vorurteils gegen die Maysche Jugendschrift. Doch es wird auch hier Licht!

Lorenz Krapp, ein bekannter Kritiker und Führer in der jüngeren modernen Literaturbewegung, schrieb kürzlich in einer kritischen Betrachtung von „Karl Mays Jugendschriften“[1]) folgendes:

„Man muſs gestehen, wenn man diese Werke durchliest: es sind frische und fröhliche Bücher. Der Typus der Abenteurererzählung ist durch May in vielen Punkten veredelt und höher gehoben worden; ja einer Sorte Unterhaltungsliteratur des kleinen Volks und der Jugend, den Indianer- und Seeräubergeschichten, hat May völlig den Garaus gemacht. Wer Mays Bücher aus fremden Landen las, wird — und sei er ein noch so anspruchsloser und ungeübter Leser — jene schändliche Büchersorte als sinnloses und albernes Gewäsch weit von sich weisen. Vor fünfzehn Jahren strotzten die

1) Ausgsburger Postzeitung, 1907, Nr. 287.

Auslagekästen der Papierhandlungen von jenen Produkten, heute trifft man sie kaum mehr an. Ich denke, dies Verdienst — selbst wenn er kein weiteres hätte — sollten wir May danken und nie vergessen. Er hat eine Reinigung der Jugend- und Volkslektüre gebracht, die still und langsam vor sich ging, aber daher um so nachhaltiger wirkt. Wer ruhig und unbefangen diese Wandlung des Geschmacks in der Volks- und Jugendlektüre beobachtete, der wird sie vor allem dem von Millionen gelesenen May zum guten Teil ins Konto schreiben müssen. Er hat in praktischer Weise, durch produktives Schaffen, hier zum mindesten so viel erreicht, als alle deutschen Jugendschriftenausschüsse zusammen es auf theoretischem Wege vermochten."

Dieser Gesichtspunkt ist ungemein wichtig und es ist erfreulich, dafs auch auf einer so bedeutsamen Tagung, wie sie der „dritte Kongrefs der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" war, ein Redner, Professor Paul Schöfenecker-Mannheim, den Mut hatte, in seinem Referat „Die sexuelle Aufklärung an höheren Knabenschulen"[1]) auf die segensreiche Weckung der Begeisterung durch Karl Mays Erzählungen gegenüber der verderblichen Schundliteratur hinzuweisen.

Beachtenswerte Stimmen greifen sogar über die engeren Kreise der Jugendschriften Mays hinaus und wollen auch seine Reiseromane der reiferen Jugend nicht vorenthalten wissen, wie dies in der erwähnten Aufnahme dieser Werke in das Verzeichnis der empfehlenswerten Jugendschriften vom Münchener Kath. Bezirkslehrerverein zum Ausdruck kommt. Bei der absoluten sittlichen Reinheit und dem Gedanken, dafs die heranreifenden Jüng-

1) Offizieller Bericht über den Kongrefs. Leipzig, Barth, 1907, S. 93 ff. (Vgl. besonders S. 101).

linge und jungen Mädchen ja auch noch nicht die ganze Tiefe dieser Werke auszuschöpfen brauchen, wenn sie zunächst nur eine Ahnung davon in sich aufgehen fühlen, hat die Abgabe der Reiseromane an die reifere Jugend viel für sich. Ich lasse einen erfahrenen Pädagogen, der gerade mit dieser Altersklasse viel Umgang hat, hier gerne ausführlicher zu Worte kommen. In einer beachtenswerten Studie: „Zur Jugendschriftenfrage“[1]) schreibt Gymnasialprofessor Dr. M. Flemisch-München folgendes:

„Eines Schriftstellers soll hier besonders gedacht sein. Einmal weil er eine ganz exempte Stellung in der Literatur überhaupt einnimmt und zweitens, weil er einer der umstrittensten Autoren ist: Ich meine Karl May mit seinen Reiseerzählungen. Und hier soll speziell wiederum nur zu der Frage Stellung genommen werden: Sind die Reiseromane dieses ebenso gelesenen wie produktiven Schriftstellers eine Lektüre für die Jugend? Die einen sagen ja, die anderen verneinen die Frage aufs entschiedenste. Karl May hat bekanntlich selbst erklärt, dafs er diese Erzählungen nicht für die Jugend geschrieben habe. Also *Roma locuta, causa finita?* Mit nichten! Auch Otto von Schaching hat mir schon einmal gesagt, er habe seine Erzählungen nicht für die Jugend geschrieben, und doch wird ihnen das Plazet für Jugendbibliotheken niemals verweigert werden. Ein Austrag dieser Frage ist aber gerade bei Karl May um so unabweisbarer, als die Tatsache unwidersprochen und unwiderlegbar feststeht, dafs seine Reiseerzählungen heute die bevorzugteste Lektüre der Jugend sind, speziell der studierenden Jugend. Ich habe seit einer Reihe von Jahren meine Schüler nach dieser Seite hin geprüft und dabei die Erfahrung gemacht, dafs

1) Deutscher Hausschatz in Wort und Bild. Regensburg, Pustet. 34. Jahrgang. Nr. 15.

regelmäfsig schon in der 4. Klasse des Gymnasiums mindestens 90% der Schüler mit den Schriften dieses Autors vertraut waren, obwohl Karl May in den offiziellen Schülerbibliotheken verhältnismäfsig wenig angetroffen wird."

Ich habe dieses Urteil ausführlicher wiedergegeben, weil es in zutreffender Weise auf reicher praktischer Erfahrung und ruhiger theoretischer Abwägung sich aufbaut.

Es ist nun eigentlich überflüssig, noch der Frage zu gedenken, ob die Mayschen Schriften denn nicht der Jugend schädlich sind. Aber die wirklich böswilligen Verdächtigungen, die man nach dieser Seite oft hören kann, zwingen zu einer kurzen Zurückweisung. Gewifs sind die Bücher sehr spannend geschrieben; aber wer glaubt, dafs dies der jungen Welt gefährlich werden müfste, sie vom Studium ablenken, ihre Phantasie ins Entlegene und Abenteuerliche locken könnte, der irrt. Das wäre, wie Lorenz Krapp in seiner erwähnten Studie mit Recht betont, nur der Fall, wenn May die Spannung mit innerlich unwahren, abenteuerlichen Effekten erreichen wollte. Das erregende Moment bei May ist aber nichts weiter als die lebenswarme, folgerichtige Zeichnung der Menschen und Dinge; dasselbe Moment, das Charles Seasfields heute allgemein anerkannte Werke, das den Robinson Crusoe zu immer jungen Büchern macht. Die Handlung wächst ihm empor aus der konsequenten Schilderung von Mensch und Natur.

In diesem Sinne äufsert sich auch Prof. Dr. L. Freytag-Berlin im „Pädagog. Archiv": „So oft ich einen May-Gegner nach dem Grunde seiner Gegnerschaft fragte, hörte ich: Ja, er verdirbt die Phantasie. . . . Von dem wohltätigen Einflufs seiner Werke, die sozusagen eine personifizierte, echt religiöse Sittenpredigt sind, war gar nie die Rede."

Es mufs deshalb einmal ein ganz energischer Protest ausgesprochen werden gegen die Art und Weise, wie man die Karl May-Lektüre manchmal vor Gericht oder bei einer Schuldisziplinaruntersuchung auszubeuten sucht. Es mufs gesagt werden, dafs es ein höchst verwerflicher Advokatenkniff ist, bei jugendlichen Verbrechern vor Gericht die Schuld der Eltern, die ihre Kinder verwahrlosten, einfach auf den völlig unschuldigen May zu werfen und von den tausend Schand- und Schunderzählungen niedrigerer Autoren ganz zu schweigen. Es gibt heutzutage wohl keinen Knaben mehr, der nicht Karl May gelesen hat. Wenn man, um die Eltern zu entlasten, die Schuld auf die Jugendlektüre schiebt und dabei stets nach Karl May fragt, der gar nicht Jugendschriftsteller ist, über die wirklichen Schundfabrikanten aber schweigt, so ist das ein forensischer Unfug sondergleichen.

Wir sehen so, dafs die Frage nach der pädagogischen Bedeutung Karl Mays eine ungemein wichtige pädagogische Zeitfrage ist, und dafs es sich wohl verlohnte, in der vorliegenden Sammlung einmal eingehender über sie zu sprechen.

Die erziehliche Bedeutung der Mayschen Werke.

Mit der Erörterung dieses Gesichtspunktes greifen wir wieder weiter und denken nicht nur an die erziehliche Wirkung auf die Schuljugend und das reifere junge Volk, sondern an den erziehlichen Einfluſs auf viel weitere und höhere Kreise. Mays schriftstellerische Tätigkeit richtet sich ja, wie erwähnt, eigentlich nicht auf Backfische und Quartaner. Nur ausgebildete Geister können ihn in seiner vollen Tiefe verstehen. Das Wort Erziehung

3*

ist also bei ihm nicht im landläufigen, sondern im tieferen, ästhetisch-kulturellen Sinne gemeint[1]). Und gerade seine hervorragendste Eigenheit, die kein anderer Literat besitzt, scheint so unbekannt zu sein, daſs man sie für jeden einzelnen erst besonders entdecken muſs, um von ihr reden zu können. Er bekümmert sich nicht im geringsten um den sogenannten „Geist", nach dessen Erziehung doch alle Welt trachtet, und richtet sein Augenmerk einzig und allein nur auf die Seele. Das ist es, was ihn von allen anderen, Groſsen und auch Kleinen unterscheidet und, das sei gleich im voraus gesagt, die eigentliche, tiefer liegende Ursache zu seinen ungewöhnlichen Erfolgen bildet. Er verschmäht alle Mittel, mögen sie nun künstlerisch oder unkünstlerisch sein, den Geist zu packen, zu fesseln oder gar zu blenden. Der Geist wird gemartert, gepeinigt und gequält von der A-B-C-Schützenzeit an bis in das höchste Professorenalter hinauf. Für ihn werden Unterrichtsstunden-Schul- und Kollegiengelder zu vielen Millionen bezahlt. Für ihn muſs sogar der kinderlose Bürger, der weder Geist besitzt noch welchen wünscht, das Schulgeld mit entrichten. Ihm hat der einzelne, die Gemeinde, der Staat die gröſsten Opfer zu bringen. Vor dem allerkleinsten Geisterlein zieht man den Hut vom Kopfe. Je gröſser er ist, desto entblöſster werden die Köpfe. Und paart er sich noch gar mit Rang und Stand, so beugen sich die Rücken und die Kniee! Und aber die Seele?

1) Es ist interessant, wie May von dem eng begrenzten erzieherischen Beruf der Schulstube in diese groſsen volkserzieherischen Aufgaben geworfen wurde. Karl May, geboren am 25. Februar 1842 in Hohenstein-Ernsttal i. S., ist der Sohn armer Webersleute und besuchte die Volksschule und zwei Seminare, blieb aber nur kurze Zeit Lehrer und wendete sich der Schrifstellerei, der groſsen volkspädagogischen Arbeit, wie jeder Schriftsteller seinen Beruf auffassen sollte, zu.

Die arme Seele! Karl May ist wohl der einzige Schriftsteller seiner Art, der sich ausschliefslich ihrer angenommen hat und nur für sie, das Aschenbrödel, lebt und schreibt. Den grofsen Kampf zwischen Intellektualismus und Charakterbildung, der gegenwärtig unser pädagogisches Leben erfüllt und der immer wieder den Intellektualismus hochkommen läfst, hat May längst in seiner schriftstellerisch-erzieherischen Arbeit zugunsten der Charakterbildung entschieden. Mit der Kinderseele, dem kleinen, lieben, süfsen „Sonnenscheinchen" in den „Erzgebirgischen Dorfgeschichten", hat er seine literar-psychologische Tätigkeit begonnen; man schlage nach und lese! Von da aus hat er alle Stufen seelischer Schilderung erstiegen und ist nun bei Marah Durimeh, der „Menschheitsseele", angekommen, die in Sitara wohnt, dem hochgelegenen „Land der Sternenblumen". Karl May ist ausgezogen wie einst die Troubadoure im Dienste holder Frauen, um für die stille, bescheidene, verkannte Menschenseele zu dichten, zu reden und zu streiten. Er hat sie in das Licht des Morgenlandes gestellt, damit das Abendland sie endlich sehen lerne. Er hat ihr tausend und abertausend Herzen erobert. Er hat gezeigt, dafs selbst der höchste und stärkste Menschengeist in Nacht und Leid zusammenbricht, wenn nicht die Seele ihm den Halt im eigenen Herzen bietet. Und niemals ist ein Geist so dankbar wie die Seele. — So klingt es aus allen Werken des grofsen Reiseschriftstellers, der gar kein Reiseschriftsteller ist, sondern von unseren grofsen Volkserziehern der grölsten einer. — Schreib für den Geist ganze Bibliotheken, er wird es dir nicht lohnen, sondern mehr und mehr von dir verlangen, bis du zu Ende bist mit aller deiner Kraft! Schreib für die Seele nur eine einzige Seite, so werden

dir, wohin du schaust, die Liebe und der Dank entgegenfliegen! Das sollten alle bedenken und beherzigen, die für den Geist nach strengen Regeln sorgen, ihm ihre Kraft, ihr Wissen und ihr Können opfern und schliefslich ohne Lohn von ihm hinweggeschoben und verlassen werden. Sie mögen ihre Kataloge mit noch so vielen Büchernamen füllen und den einen May aus allen ihren Bibliotheken verbannen, die Seele lächelt still dazu und tut trotz alledem, was der Geist ihr zwar verbieten, nicht aber hindern kann. Geister kann man hungern lassen; ja, man kann sie sogar morden; Seelen aber nicht; die schlüpfen gerade dem Pedanten am leichtesten aus der Hand und fliegen dorthin, wo Herz zu Herz und Seele zu Seele spricht. Die grofsen Auflagen der Mayschen Werke zeigen die Wahrheit dieser Worte. Vornehmlich viele Seelen sehnen sich darnach, dafs auch einmal eine Seele zu ihnen spricht, zu ihrer Seele, nicht zum Intellekt, dem Götzen, dem heute alles opfert. Nach zuverlässigen statistischen Berechnungen sind über anderthalb Millionen Bände von May in Deutschland verbreitet[1]). Bedenkt man, dafs nun viele Bände wieder je durch die Hände von zwei, drei, fünf, zehn Lesern, in Bibliotheken durch hunderte Hände gehen, so kann man ermessen, wie oft jene vertraute Zwiesprache von Seelen geschaffen wird!

Schon die Aufgaben überhaupt, die Karl May sich in seinen Büchern stellt, richten sich mehr auf die Seele als auf den Geist seiner Leser. Seine erste und höchste Aufgabe ist die Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen. Dafs bei dieser Entwicklung das Herz und das Gemüt, also die Seele, voranzuschreiten haben, versteht sich ganz von selbst. Ein jedes seiner Bücher

1) Vgl. „Germania“ vom 3.—4. Mai 1907.

ist eigentlich als ein Lobgesang auf diese Herzensveredelung zu bezeichnen. Seine zweite, ebenso schöne Aufgabe ist, die Liebe des Abendlandes zum Morgenlande zu erwecken und zu pflegen. Wie gut ihm das gelungen ist, weifs jeder seiner Leser. Vom Erscheinen seines ersten Bandes an ist bis auf den heutigen Tag die Teilnahme für die Bewohner und das Schicksal des Orients in hunderttausenden von Menschenherzen ununterbrochen gestiegen und hat sich nach den verschiedensten Richtungen hin in erfreulichster Weise geäufsert. Man kann wohl sagen, dafs das Morgenland nun endlich einmal die Seele des Abendlandes entdeckt und gefunden habe. Seine dritte Aufgabe ist, auf die neue, grofse, herrliche Völkerseele aufmerksam zu machen, deren Geburt sich auf der westlichen Hemisphäre, drüben in Amerika, soeben zu vollziehen beginnt. Und seine vierte Aufgabe, welcher vor allen Dingen der Band „Und Friede auf Erden" gewidmet ist, füllt die letzte Lücke zwischen den Nationen der Erde aus, indem sie nachweist, welche hohen psychologischen Werte in dem bisher verkannten Innern der gelben Rasse verborgen liegen. Die Begeisterung, mit der er sich dieser Aufgabe widmet, ist so aufrichtig und so unwiderstehlich, dafs sie auch begeisternd wirkt, und zwar um so mehr und um so nachhaltiger, je empfänglicher die Seele des Lesers noch ist. Am empfänglichsten ist aber die Jugend. Das ist der Punkt, an dem man bei Betrachtung dieses Schriftstellers nicht vorübergehen kann, ohne sich mit ihm zu befassen und bei dem Dr. Flemisch in seinem oben angeführten Urteil dankenswert einsetzt.

Die erwähnten vier Aufgaben erfordern allerdings, von ihrer wirklichen Lösung gänzlich ab-

gesehen, schon zu ihrem einfachsten Verständnisse von seiten des Lesers eine so geübte Intelligenz, dafs wohl nur jemand, der Karl May noch nie oder nur widerwillig gelesen hat, auf den Gedanken kommen kann, seine Bücher seien zunächst für die urteilslose Jugend geschrieben. Es gibt Leute, sogar unter den Erziehern, die zwischen Seele und Geist nicht zu unterscheiden wissen. Sie halten die göttliche, ewige, unveräufserliche Naivität der Seele für die kindliche oder kindische Simplizität eines noch unentwickelten Geistes und glauben darum, dafs die Stimmen, die der Verfasser hoch über ihnen erklingen läfst, tief unter ihnen ertönen. Das ist der einzige Grund, dafs May noch so viel verkannt und oft noch falsch, ja sogar gehässig beurteilt werden kann. Es fällt ihm, wie ich in Aussprachen mit ihm mich überzeugt habe, nicht im Traume ein, die jugendliche Welt unterrichten oder gar erziehen zu wollen. Und noch viel weniger ist es ihm jemals eingefallen, sich in die Schülerbibliotheken oder in den Bereich der Jugendschriften und ihrer Prüfungsausschüsse zu drängen. Er hat es weder mit Erziehungsprogrammen, Lehr- und Stundenplänen, noch mit der Kirche oder Schule überhaupt zu tun, sondern einzig und allein nur mit der „Menschheitsseele“ und mit den jung gebliebenen Menschenherzen, denen weder die gegenwärtige Schule noch die gegenwärtige Volksbibliothek das geben kann, was Herz und Seele berechtigt sind, zu verlangen. Wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, so schreit die Seele nicht nach den Preis- und Mustergeschichten der literarischen Jugend- und Volksbeherrscher, sondern nach den Idealen der Menschheitsgröfse, des Völkerglückes, der Rassenbrüderlichkeit, der sozialen Gleichberechtigung, des Friedens im Lande, in der Gemeinde und in der eigenen Brust. Mit „Uli,

dem Knecht", darf man jetzt nicht mehr kommen. Das Menschenherz ist gröfser und weiter geworden. Es will nicht mehr klein und gewöhnlich, sondern hoch und edel empfinden. Der Geist mag in der Schule von Platz zu Platz, von Bank zu Bank, von Klasse zu Klasse und ebenso auch aus der Bibliothek mit dem „Buche vom gehorsamen Wickelkind" bis zum „Buch von unserem braven Oberbürgermeister" erzogen und emporgebildet werden, die Seele aber hat andere Wege zu gehen, und diese ihre Wege führen nach inneren, sonnigen Höhen und von da hinaus, wo die Pulse der Menschheit schlagen und jeder Atemzug aus längst verstaubten Schulbegriffen hinauf nach dem reinen, freien Äther strebt. Da ist es wohl selbstverständlich, dafs gerade die Jugend, die geborene Feindin aller Schulbegriffe, aller Pedanterie und aller seelischen Zwangsmafsregeln, den Büchern Karl Mays eine ebenso frohe wie treue Begeisterung entgegenbringt, der es gar nicht einfällt, sich um die Verordnungen jener Pädagogomanie zu bekümmern, der wir in neuerer Zeit von einer Seite, die sonst so viel nach Freiheit ruft, von ihr predigt, gar häufig begegnen müssen.

Als die Werke Mays in Buchform zu erscheinen begannen, jubelte eine Reihe von Zeitungen: „Endlich die gesammelten Werke von Karl May! Ein frohes, aufrichtiges Bravo diesem Unternehmen, dem die Leser und Bewunderer Karl Mays so lange entgegengewartet haben! Wir verstehen es, dafs ein Schriftsteller wie Karl May von allen denen, welche seine Werke kennen, wahrhaft hochgeschätzt, liebgewonnen und schwärmerisch verehrt wird. May ist ein zweiter Verne, nur edler, reiner, absolut herzensbildend, voll tiefer, wahrer Religiosität und dabei von jenem echten Humor, welcher selbst den Ernstesten erquickt. Wir müssen

vollständig dem beistimmen, was ein Professor aus dem Elsafs an den Verleger schrieb: „Ist es nicht wunderbar, dafs ‚May' ebenso sehr dem reifen Manne wie dem Tertianer und dem Backfisch gefällt? Fürwahr eine wunderbare Lektüre. . . .!" — Seit diesen Worten hat sich herausgestellt, dafs May nicht etwa nur zur Unterhaltung schreibt, sondern nach den höchsten und edelsten Zielen strebt, die uns gesteckt worden sind. Man hat begriffen, dafs es nicht leicht ist, sondern oft sogar sehr schwer, ihm auf den hoch emporführenden Wegen, die er geht, zu folgen. Aber die Begeisterung der Jugend für seine Werke hat keineswegs ab-, sondern im Gegenteil immerwährend zugenommen. Seit der geweckte Schüler und die geistig begabte Schülerin erkannt hat, dafs es sich bei der Lektüre dieser nur scheinbaren „Reiseerzählungen" um ein sehr ernstes, aber frohes, beglückendes Forschen, um hochinteressante Ferienausflüge in das herrliche, sonnige Land der „Menschheitsseele" handelt, ist eine unaufschiebbare, neue Bewegung im Seelenleben unserer Jugend erwacht, und keine Kurzsichtigkeit und keine Tadelsucht wird imstande sein, dieser Bewegung Halt zu gebieten. Der Unbegabtheit freilich ergeht es genau ebenso wie allen denen, die seelisch so gealtert sind, dafs ihr Magen neue, gute, kräftige Nahrung von sich stöfst: Die einen können nicht begreifen, die anderen können nicht verdauen. Denen aber, die selbst im Alter jung, rüstig und von der geistigen Aderverkalkung verschont geblieben sind, ist der Aufstieg zur Erkenntnis unserer grofsen, köstlichen Menschheitsseele eine Wonne. Und die Werdenden, die wir als „Jugend" im engeren Sinne bezeichnen, die zwar noch ungeübten, kindlichen Geistes sind, befinden sich dafür aber noch im Besitz der reinen, ungetrübten Seelenkraft, des vollen, klaren, seelischen

Gesichtes und Gehörs, und diese scharfen, inneren Sinne sind mehr als alles, was wir unter „Geist" verstehen, befähigt, die Schätze zu entdecken, die in den Mayschen Büchern verborgen liegen. Der seelische Blick ist schärfer als der geistige. Daher kommt es, dafs eben gerade in seelischen Dingen das Kind oft mehr als der Vater sieht, der Schüler mehr als der Lehrer, dem das Seminar oder das Gymnasium oder sonst eine Mittelschule die künstliche Brille auf die Nase gezwungen hat. Und wie die Jugend wahrer, genauer und naturgemäfser empfindet, so ist sie auch viel leichter enthusiasmiert und gibt sich all den Regungen, die sie als edel, grofs und schön empfindet, mit impulsiver, reiner Wärme hin. Hierdurch, eben nur hierdurch ist es möglich, dafs die Werke von Karl May, die nur für Erwachsene geschrieben sind, bei der Jugend eine ebenso grofse und fast noch frohere Aufnahme finden, als bei den Alten selbst. Und hieraus erklärt sich auch der ungemeine erziehliche Einfluſs, den diese Bücher auf die Jugend äufsern. Das Geheimnis dieses Einflusses ist, wie bereits gesagt, nur dadurch zu erklären, dafs May sich ganz ausschliefslich und allein nur an die Seele wendet und diese aber gleich so fest, so innig und aufrichtig wohlwollend an sich zieht, dafs es ihr gar nicht einfallen kann, ihn wieder zu verlassen. Er belästigt sie mit nichts, was ihr widerstrebt. Er fordert von ihr vor allen Dingen weiter nichts, als nur reine, unverschrobene Menschlichkeit, und die ist sie ja selbst! Er verschont sie mit all den mannigfachen Streitigkeiten und hat dabei die grofse, seltene Gabe, trotz alledem stets nur Hochwichtiges zu behandeln und nie interesselos zu werden. Es ist nicht wahr, dafs er religiöse Trümpfe ausspielt. Er verschweigt nicht, ein gläubiger Christ zu sein, aber er achtet auch jeden anderen

Glauben und stellt den Sozialdemokraten rein persönlich ebenso hoch wie jeden anderen Menschen. Und diese, man möchte fast sagen, rein anthropologische Gerechtigkeit ist der Jugend ganz besonders sympathisch und bei dem erziehlichen Einfluſs, den er besitzt, unbedingt hervorzuheben. Es wird nämlich Zeit, allen Parteimeinungen gegenüber endlich einmal festzustellen, daſs die Wirkung der Mayschen Bücher in allgemeiner und auch in pädagogischer Beziehung ganz besonders auch deshalb eine so bedeutende und erfreuliche ist, weil May vollständig auſserhalb jeder Art von Spaltung steht und alles, was er sagt und tut, nur auf den einen, einzigen Begriff des gütigen, friedlichen Menschentums bezogen wissen will. Sogar auch als Autor steht er aller Überhebung ebenso wie aller Miſsgunst fern und pflegt zu allen Angriffen und zu jeder Art von Gegnerschaft so lange zu schweigen, wie ihm nur möglich ist. Diese Humanität, Gerechtigkeit und Einfachheit zieht sich durch alles, was er schreibt, und wirkt unbemerkt, aber sicher auf jeden, der es liest. Das ist die Wirkung seiner Seele, nicht seines Geistes, auf die Seele des Lesers. Hier liegt seine ganz besondere, persönliche Domäne, nämlich sein ganz eigenartiges, geradezu inniges Verhältnis zu seinen Lesern auf rein seelischem Gebiete. Er richtet seine Tätigkeit grundsätzlich nur auf Herz, Gefühl und Gemüt und wirkt gerade hierdurch in ganz besonderer Weise und in besonders hohem Grade auf den Willen ein, der bekanntlich weit mehr unter seelischer als unter geistiger Leitung steht. Die andere Domäne, nämlich die Erziehung zur geistigen Intelligenz, also alles, was man im Begriff „Verstand" zusammenzufassen pflegt, überläſst er den zahllosen anderen Autoritäten, die auf diesem Gebiete so ganz Eigenartiges und Bedeutendes leisten, daſs auf diesem

Felde wohl niemals mehr geschehen kann, als gerade gegenwärtig geschieht.

Und dennoch ist auch hier Karl May als einer von denen zu nennen, deren Bücher von hervorragend bildender Wirkung sind, obgleich er ganz und gar nicht beabsichtigt, den Lehrern bzw. Fach- und Jugendschriftstellern Konkurrenz zu machen. Wir werden dieser Seite seiner Tätigkeit noch ein eigenes Kapitel widmen.

Hier ist noch zu besprechen, wie die Mayschen Werke neben der geschilderten positiv-erziehlichen Wirkung eine negative, abwehrende Arbeit leisten. Von der Bekämpfung der Schundliteratur für die Jugend, durch die Verbreitung der Mayschen Werke war schon die Rede. Aber auch die Schundliteratur für die Erwachsenen, namentlich all den pornographischen Schmutz hilft er energisch abwehren.

Die sinnliche Liebe scheidet in den Mayschen Werken völlig aus und man sollte nicht glauben, dafs trotzdem May ein erfolgreicher Bekämpfer jener Literatur gewesen ist, die nur auf dem Boden der Sinnlichkeit wuchert und die gewöhnlichsten Auswüchse mit dem breiten schmutzigen Ton der Gosse schildert. Viele Leser unter unserem heutigen Volke sind in der Wahl ihrer Lektüre nicht sehr vorsichtig; was ihnen in die Hand kommt, nehmen sie auf und wenn es auch Pornographie ist. Sind sie aber dann einmal in diese Geistesrichtung geraten, so sind sie für gute Lektüre verloren.

Kommt dazu doch eine schamlose, geschäftskluge Propaganda, deren die Schmutzliteratur sich heute rühmen kann. Man mufs einmal in die Schleichwege und raffinierten Kniffe der Schmutzhändler gesehen haben, um die Tragweite dieses

Gesichtspunktes richtig würdigen zu können. Einige Andeutungen mögen genügen!

Die literarische Pornographie geht, wie ich mehrmals in der „Allgemeinen Rundschau" von Dr. Armin Kausen[1]) nachgewiesen habe, Hand in Hand mit der Propaganda der bildlichen Schamlosigkeit. Bezeichnend ist, dafs gleich Pilzen nach einem Regentage immer mehr Sammlungen aus dem Boden schiefsen, die das Leben in seinen gemeinsten Niederungen schildern. Eine Sammlung scheut z. B. nicht mehr den Titel: „Aus dem Sumpfe der Grofsstadt", sondern wendet sich mit „aus dem Sumpfe der Grofsstädte geschöpften, lebenswahren und packenden Schilderungen der geheimen Stätten des Lasters und der Verworfenheit, wie sie vorzugsweise in den internationalen Verkehrszentren der Menschheit zu finden sind"[2]), Schilderungen, die, abgesehen von der Druckausstattung, in allen Einzelheiten an den Kolportageroman erinnern, an unsere ach so literarisch „fein" gebildeten Übermännlein und Überweiblein.

63—80% (!!) sind der Judaslohn, den der Buchhändler für den Vertrieb solch sauberer Schriften einstecken kann.

Ähnlich hoch sind die gewährten Prozente für zwei neue Romane. „Wir lassen die Sortimente verdienen!" verkündet ein Verlag und zeigt einen Roman Dolorosas an, der mit 50% Rabatt und einem Freiexemplar auf sechs vertriebene Stück abgegeben wird. Den Inhalt gibt der Prospekt folgendermafsen an: „Wir sehen die Starken (i. e. Ringkämpfer), welche die dem Sport holde moderne Zeitströmung begünstigt, durch ihre Kraft

1) Allgemeine Rundschau, Wochenschrift für Politik und Kultur. Verlag Dr. Armin Kausen, München. Vgl. die Hefte Nr. 43 vom Jahrgang 1907 und Nr. 13 von 1908.

2) Zitat aus dem Prospekt!

und Brutalität aus den tiefsten sozialen Schichten heraus die gröfsten Höhen des äufseren Glückes und Ruhmes erklimmen, wir lernen ihre Verehrer und *last not least* ihre Verehrerinnen[1]) kennen. Spielt doch im Leben der Athleten und Ringkämpfer die Weiblichkeit von alters her eine grofse Rolle. Von der Aristokratin bis zur Chansonette, alle huldigen den Starken. Alle diese verschiedenen Vertreterinnen der Weiblichkeit und ihre Beziehungen zu den Ringkämpfern sind höchst lebendig geschildert." Der zweite Roman mit ähnlichen Tendenzen wird mit 40% Rabatt und drei Freiexemplaren für 12 verkaufte Stück den Buchhändlern angeboten. „Der Verfasser schildert in sehr anziehender Weise das traurige Schicksal einer jener Unglücklichen, die, kaum den Kinderschuhen entwachsen, auf die Bahn des Lasters gestofsen wurde. Wir verfolgen das Geschick dieses unglücklichen Geschöpfes durch alle Phasen seines elenden, jammervollen Daseins bis zu seinem Tode und gewinnen manchen interessanten Einblick in das Leben und Treiben hinter den Kerkermauern der Bordelle von Paris und anderen Städten."[2])

Noch ein weiterer Verlag zeigt Schmutzliteratur den Wiederverkäufern sogar mit dem Titel an: „31 M. Verdienst bei 5 M. Auslage." Es unterliegt keinem Zweifel, dafs die in Aussicht gestellten 520 Prozent Gewinn manchen schwankenden Zeitungs- und Kiosk-Verkäufer und manchen „Buchhändler" in seinen Grundsätzen schwankend machen und veranlassen sich den Schmutz beizulegen.

---

1) Im Prospekt fett gedruckt.
2) Ankündigung des Prospekts.

Nun aber noch nicht genug! Auch in der Tagespresse macht die Propaganda der Schamlosigkeit immer weitere Fortschritte. Die Leser verzeihen, wenn wir an dieser Stelle aus dem Romanfeuilleton eines „Familienblattes", der „Breslauer Zeitung" (Nr. 428 vom 21. Juni 1907, Mittagsausgabe) eine Stelle wiedergeben, die wir nur einem ernsten Leserkreis vorzusetzen wagen:

„. . . Baruch, begann er heiser, mein Herz ist ein Stein. . . . Ich will dir erzählen, denn du kannst nicht wissen. Was weifst du auch von Mirjam? Du sahst nur ihre Hände, ihr Gesicht, ihr Haar, ich aber hatte ihren ganzen Leib, und wenn sie nackt vor mir tanzte an einem heifsen Sommertag — bei geschlossenen Läden, damit niemand sie sah, und auch ich war nackt — o, da war sie eine weifse Flamme in dem gelblichen Licht, eine weifse Flamme mit goldener Brandkrone, ihrem Haar, das ihr in feurigen Schlangen aufgelöst über den Nacken und über die Brust züngelte. Ich war ganz toll vor Brünstigkeit und schrie, wenn sie mich lockte. . . ." Und dann weiter: „. . . Ich kam heim und fand sie mit einem anderen. . . . Er entsprang und ich verfolgte ihn nicht, sie aber ermordete ich. Baruch, ich stiefs ihr den Dolch gerade zwischen ihre zwei Brüste ins Herz, und ihr Blut quoll auf, noch erhitzt von der Wollust, und wie es mir in die hohle Hand schofs, fafste mich plötzlich die Gier, von ihrem Blute zu trinken. Und ich trank. . . . Mit ihrem letzten Blick sah sie, wie ich ihr Blut trank, und ein wollüstiges Lächeln zuckte um ihre Lippen. . . ."

Wer hätte noch vor wenigen Jahren ein solches Feuilleton, das auf wenig Zeilen so ziemlich alles wiedergibt, was Schamlosigkeit, Gemeinheit und Perversität auf eine Szene zusammendrängen

können, in einem „Familienblatt“ für möglich gehalten? — — —

Und nun fragen wir angesichts all dieser Niedrigkeit, müssen wir nicht einem wahren edlen Menschenkenner, der das Volk versteht und heranzuholen weifs, wie Karl May, aus innerstem Herzen dankbar sein für die Werke, die er so rein und keusch uns schenkt und mit denen er Hunderttausende an sich lockt und vom Schmutze wegzieht?

Ich weifs wirklich nicht, was ich höher einschätzen soll: die positiv aufbauende erziehliche Tätigkeit Karl Mays oder diese zuletzt geschilderte negative, abwehrende Wirkung! Man mufs sich in die tiefste Seele hinein freuen, wenn man hört, wie die Auflagen der Mayschen Schriften sich direkt jagen, wie z. B. schon 1906 der erste Band des „Winnetou“ im 55. Tausend, der zweite und dritte im 50. Tausend stand; die zwei Bände über Südamerika („Am Rio de la Plata“ und „In den Cordilleren“) hatten 1906 beide eine Auflage von 35 Tausend, die neueren vier Bände „Im Reiche des Silbernen Löwen“ standen im 30. bzw. 25. und 20. Tausend, und sein letztes Werk „Und Friede auf Erden“ hatte schon 15 Tausend Abzüge. Das sind nur zehn Werke von ihm, und er hat ungefähr das Vierfache geschrieben; und doch ergeben schon diese zehn Werke eine Drittel-Million Bücher. Die Gesamtauflage seiner Werke übersteigt heute, wie oben schon einmal erwähnt wurde, eine und eine halbe Million: das ist, rein buchhändlerisch genommen, der gröfste Erfolg, von dem wir seit einem Menschenalter und darüber hinaus wissen.

Aber nicht nur vom buchhändlerischen Standpunkt aus für May und seinen Verleger, sondern

weit mehr aus den volkspädagogischen Erwägungen heraus, zu denen ich den Leser veranlassen wollte, ist diese Tatsache erfreulich. Im Zusammenhalt mit diesen Erwägungen ist es auch ungemein erfreulich, daſs May seine Mitarbeit in der angesehenen und weitverbreiteten Zeitschrift „Hausschatz in Wort und Bild“ (Regensburg, Pustet), wo er schon früher lange Zeit als segensreicher Mitarbeiter tätig war, wieder aufgenommen hat.

Wir können nur den einen Wunsch mit der Erkenntnis, die diese Betrachtungen vermittelten, verbinden, den, daſs alle, die noch beiseite stehen in der Verbreitung der Mayschen Schriften unter unserem Volke, eintreten für dieselben und so positiv fördernd und negativ abwehrend reichlich lohnende Erziehertätigkeit entfalten!

Der bildende Wert von Mays Schriften.

Ich will hier ein bezügliches allgemeines Urteil an die Spitze setzen, das die „Kölnische Volkszeitung“ den Mayschen Reiseromanen widmete, als der Verlag Fehsenfeld in Freiburg i. B. seinerzeit eine billige Ausgabe auf den Büchermarkt brachte. Das Blatt schrieb:

„Wir haben seit Jahren diese ganz eigenartigen Schöpfungen mit wirklichem Vergnügen verfolgt und verstehen sehr wohl das lebhafte Interesse, welches sie in sehr weiten Kreisen gefunden haben. Mays Werke stehen turmhoch über den gewöhnlichen Skalp-, Büffel- und sonstigen Jägererzählungen. Lebhafteste Phantasie und gefällige Darstellung vereinigen sich hier mit einer vielseitigen Bildung, und den Hintergrund der wilden Abenteuer bildet eine ernste Lebensauffassung und gründliche Kenntnis der geographischen und ethnographischen Details.“

Und diese vermittelt May mit der Lektüre auch seinen Lesern. Aus den Darlegungen über den erziehlichen Wert seiner Schriften geht schon hervor, dafs der sehr irrig daran wäre, wer in May einfach einen Reiseromanschreiber sieht, dem es nur um etwas Unterhaltung zu tun ist, und der sich dann wieder empfiehlt, wenn er eine angenehme Stunde geboten hat. Dies gilt auch für die bildenden Momente nach der intellektuellen Seite hin. May spricht sich einmal selbst über diese Wirkung der Lektüre seiner Bücher aus im IV. Band des Werkes: „Im Reiche des Silbernen Löwen", der nichts anderes ist, als ein psycho-biographischer Versuch über sein bisheriges inneres Leben. In dem genannten Buch (S. 74) schreibt er:

„Es schweben zwischen Himmel und Erde Wahrheiten, denen der Zweifel des geräuschvollen Tages verbietet, sich zu der Menschheit herniederzulassen. Aber in der verschwiegenen Nacht, wenn die Zweifel schlafen, gleiten diese Wahrheiten an den freundlichen Strahlen der Sterne herab, um, wie alles Himmlische, wenn es die Erde berührt, sichtbare Gestalten anzunehmen. Sie hoffen, in dieser Körperform vor ihren Feinden sicher zu sein. Sie trennen sich. Die eine Wahrheit geht in Tiergestalt als Fabelwesen durch Wald und Feld, kommt vielleicht auch in Haus und Hof des Menschen, um ihm im Bilde mitzuteilen, was ihm in anderer Weise zu sagen ein Wagnis ist. Die andere ist kühner. Sie nimmt die Form des bekannten Körpers an, der als das Ebenbild Gottes so berühmt geworden ist, und sucht die Städte und Dörfer auf, wo sie sich für ein bescheidenes Märchen ausgibt, welches man passieren lassen kann. Sie hat scheinbar so gar nicht viel zu sagen, dafs man sie gern hier und da

zu Worte kommen läfst. Sobald sie spricht, denkt man sich zunächst nichts dabei. Doch wenn sie fortgegangen ist, beginnt man unwillkürlich nachzusinnen. Dann kommt es freilich an den Tag, dafs dieses sogenannte Märchen ein Himmelskind gewesen ist, welches, wenn man dies gewufst hätte, fortgewiesen worden wäre. Nun hat es aber doch gesprochen, und was es sprach, sitzt fest!"

Von den allgemeinbildenden Momenten, die in Mays Werken wirksam sind, verdient besonders die Anspornung der Beobachtungsgabe im Leser, die Aufrüttelung seiner Sinnestätigkeit und des Sinnesgebrauches als ungemein wertvoll genannt zu werden. Ein befreundeter Herr aus gebildeten Kreisen erzählte mir erst kürzlich, wie gerade die Lektüre der Mayschen Reiseerzählungen ihn zu Versuchen in dem scharfen Gebrauch der Beobachtungsgabe führten. Wenn man bedenkt, wie wenig leider in den allermeisten Menschen diese Gabe, überhaupt der umfassende Gebrauch der Sinne, ausgebildet ist, wie alles in Gedankenlosigkeit und ohne tieferes Verständnis, mehr mit einem äufserlichen Mechanismus von den Menschen von heute ausgeführt wird, dann hat man ein Verständnis für die ungemein segensreiche Wirkung der Mayschen Werke in genannter Richtung.

Einer, der mit dem meisten Verständnis und mit ungemein eindringlichen Worten Umkehr in unseren Bildungsveranstaltungen nach dieser Seite predigt, der Direktor des Donauwörther Cassianeums, Ludwig Auer, hat mehrfach Karl May für seine Schriften grofse Anerkennung gezollt. In seiner grofsangelegten, gerade die Sinnespflege stark betonenden „Erziehungslehre"[1]) schreibt Auer bei dem Kapitel über „Die Sinnesübungen" fol-

1) Donauwörth, Verlag von Ludwig Auer, 1908. S. 46.

gendes: „Wer keine geübten Sinne hat, der kann sich nie vorstellen, wie oft man im Leben überall diese geübten Sinne braucht. Es ist nicht der letzte Vorzug der bekannten Reiseromane von Karl May, dafs er die Wichtigkeit geübter Sinne so sehr und so oft betont.“ Und in seiner von E. M. Zimmerer-Sigmaringendorf redigierten Familienzeitschrift „Monika“[1]), die seit Jahrzehnten in vorzüglicher Weise „Hauspädagogik“ betreibt, schon lange bevor dieses Wort vom modernen Leben geprägt war, schrieb Ludwig Auer vor kurzem die folgenden beachtenswerten Erwägungen nieder:

„Als ich in meinen jungen Jahren einmal einige Monate fleifsig Schach spielte, verliefsen mich die Eindrücke der betreffenden geistigen Tätigkeit lange nicht mehr. Ich spielte, wo ich ging und stand, immer Schach. Alle Personen und alle Dinge rings um mich erschienen mir als Schachfiguren, auf die ich zu achten und nach denen ich mein Verhalten zu richten hatte. So kamen mir in der Schule gar oft die Äufserungen und Bewegungen der Kinder wie Schachzüge gegen meine Absichten vor, wie Angriffe von allen Seiten, wie Vereitelungsversuche gegen alle meine Pläne. Und dann überlegte ich hin und her, was ich zu tun oder zu lassen hatte, um die gegnerischen Absichten zu vereiteln. Und ich mufs sagen, dieses Schachspielen im praktischen Leben hatte ich nie zu bereuen. Ich habe es auch später sehr oft in ernsten Versammlungen und amtlichen Sitzungen mit mancherlei Nutzen getrieben.

Einen ganz ähnlichen Einflufs übten auf mich die bekannten Reiseromane von Karl May. Seine immer wiederkehrenden klaren und bestechenden Beispiele von einer allseitigen Beobachtung der Verhältnisse ringsum, sein reizendes Hineinführen in ein ruhiges Überdenken der jeweiligen Lage, sein

1) Donauwörth, Auer, Jahrgang 1907, Nr. 51.

nüchternes Abwägen der gegenüberstehenden Kräfte, sein mutiges Ausnützen aller noch vorhandenen Vorteile: all das kam mir nicht mehr aus dem Sinn und ich mufste da und dort versuchen, auch so genau zu beobachten, auch so scharf zu untersuchen, auch so eingehend zu erwägen, um dann auch so ruhig und so entschieden handeln zu können. . . . Und wenn auch die Erlebnisse nicht zwangen zu solchem feinen Schauen und zu so eingehenden Prüfungen, dann machte es mir oft grofsen Genufs, derlei Sinnes- und Denkübungen anzustellen. Wer in Karl Mays Schriften auf solche Art methodische Anleitung zum Gebrauch der Sinne und zur allseitigen, denkenden Betrachtung der Umgebung sucht, der wird auch bald die ebenso feinen als kräftigen Wellen solcher Erkenntnis im Gefühl wahrnehmen, wie sie Meister May oft so trefflich schildert. Und er wird auch bald verstehen, welche prächtige Erziehung zur Tat, zu einem energischen Willen Karl Mays Schriften dem bieten, der sie bedächtig liest.

Weil ich die Schriften des viel Genannten immer von der angedeuteten Seite betrachtete, hielt ich sie stets als eine ganz vorzügliche Nahrung für die heranwachsende Jugend und habe schon vor vielen Jahren dem Verfasser der beregten Schriften meine Freude über den angegebenen Vorzug seiner Werke ausgedrückt."

Diesen allgemein bildenden Wert der Mayschen Schriften steht noch ein speziell-unterrichtender Moment zur Seite: die Einführung in die geographischen und ethnographischen Verhältnisse weiter grofser Länderstrecken auf spielende Weise.

Ich kenne einen Kollegen, der allen Ernstes und glaubhaft versichert, seine Vertiefung des geographischen und ethnographischen Wissens für die

zweite Lehrerprüfung habe er sich aus der Lektüre der Mayschen Reiseromane geholt. Und ein anderer mir bekannter Herr, Universitätsdozent, versichert mir, dafs er die Mayschen Bücher in seiner Jugend mit dem exzerptierenden Stift gelesen habe, gewifs zugleich ein Beispiel dafür, wie den gereifteren jungen Menschen bei der Lektüre die spannende Darstellung nicht unbedingt fortreifsen mufs, wie vielmehr bei einigem Ernst eine Vertiefung erzielt wird, die andere Erzählungsliteratur wohl selten erfahren wird.

Bezeichnend für diese Tatsache ist auch, was G. Brugier in seiner „Literaturgeschichte“ (1898) in einer Beurteilung Karl Mays schreibt:

„. . . Ein anderer Sachse ist der fast überfruchtbare Karl May, dessen farbenreiche, lebensfrische, aus eigener Anschauung geschöpften Reisenovellen und Abenteuerromane namentlich auf den jugendlichen Sinn einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. Ob May uns in die Wüste Sahara, unter „Würger“ führt, oder wie in „Deadly Dust“ (tödlicher Staub) in die Prärien und Felsengebirge Nordamerikas, in die Wälder Ceylons oder unter die Buren im Transvaallande, in die blaue Südsee oder in das ‚himmlische Reich‘ der Chinesen: immer malt er mit wahrhaft photographischer Treue Land und Leute, so dafs eine jede Schilderung ein Visum in seinen Reisepafs ist mit dem Atteste: Er ist dort gewesen, er hat es erlebt.“

Die wenigsten von uns Menschenkindern können wandern und die Welt schauen, wie May sie geschaut. Und wenn uns auch die äufseren Möglichkeiten vielleicht gegeben wären, so hätten wir nicht das Auge für alle die Eigenheiten, nicht den Blick für alle Verhältnisse, wie May ihn besitzt. Die oft recht dürren Schilderungen, die ausschliefslich für den Zweck der geographischen und

ethnographischen Belehrung geschrieben sind, werden von der Grofszahl des Publikums gar schnell beiseite gelegt. Und so fehlt es an einer Einführung in die fremden Verhältnisse, in das wirkliche Leben und Treiben der fremden Völker und, was immer die Hauptsache ist, in den Geist dieser Menschen und in das Verhältnis, in dem wir zu ihnen stehen sollen. Nach dieser Seite aber sind die Mayschen Schilderungen geradezu mustergültig. — —

*

Der Ausblick auf die pädagogische Bedeutung Karl Mays ist, wie ich wohl bescheiden hoffen darf, nach all diesen Erörterungen ungemein inhaltsschwer geworden und wirft auf die volkserzieherischen Aufgaben unserer Literatur überhaupt manch interessantes Schlaglicht.

Jedenfalls haben wir in Karl May — das darf als Schlufsgedanke aus den knappen Darlegungen herausgestellt werden — den Typus eines Volksschriftstellers zu achten, der fernab vom Haschen nach Augenblickserfolgen und nach der Tagesgunst des Publikums, von tiefbegründeten, wohlüberlegten und planmäfsig aufgebauten erzieherischen Tendenzen getragen, die grofse Mission des deutschen Schrifttums zu erfüllen strebt!

Anhang:
Der Karl May zugeschriebene Text aus der 2. Auflage (1909)

Es mufs deshalb einmal ein ganz energischer Protest ausgesprochen werden gegen die Art und Weise, wie man die Karl May-Lektüre manchmal vor Gericht oder bei einer Schuldisziplinaruntersuchung auszubeuten sucht. Es mufs gesagt werden, dafs es ein höchst verwerflicher Advokatenkniff ist, bei jugendlichen Verbrechern vor Gericht die Schuld der Eltern, die ihre Kinder verwahrlosten, einfach auf den völlig unschuldigen May zu werfen und von den tausend Schand- und Schunderzählungen niedrigerer Autoren ganz zu schweigen. Es gibt heutzutage wohl keinen Knaben mehr, der nicht Karl May gelesen hat. Wenn man, um die Eltern zu entlasten, die Schuld auf die Jugendlektüre schiebt und dabei stets nach Karl May fragt, über die wirklichen Schundfabrikanten aber schweigt[1]), so ist das ein forensischer Unfug sondergleichen.

Die Schund- und Giftliteratur und Karl May, ihr unerbittlicher Gegner.

Die im vorausgehenden Kapitel zuletzt berührte Frage verdient heute, bei der grofsen Beachtung, die der Schundliteratur geschenkt wird, eine besondere Besprechung. In eingehender Weise hat eine solche Oberlehrer Franz Langer in einem Auf-

1) Seit Erscheinen der 1. Auflage ist dies besser geworden. Man sieht jetzt auch in den Gerichtssälen die verderbliche Wirkung der Schundliteratur ein und spricht von ihr.

satz mit der Überschrift dieses Kapitels in Nr. 25 ff. des „Mährischen Volksboten“, von wo der Aufsatz auch in andere Blätter überging, geliefert. Zugleich als Beweis dafür, wie auch andere Pädagogen zu einer ähnlichen pädagogischen Bewertung Karl Mays kommen, wie ich, mögen diese Ausführungen in der vorliegenden zweiten Auflage unverkürzt wiedergegeben sein.

Früher sprach man nur von Schundliteratur. Das reicht jetzt nicht mehr aus. Man hat die entsetzliche Giftigkeit und Gefährlichkeit dieses Schundes erkannt. Darum bezeichnet man in neuerer Zeit die bisherige Schund- nun auch als Giftliteratur, und zwar mit vollstem Rechte. Dieses Gift ist geistig, seelisch, körperlich, ethisch und volkswirtschaftlich noch viel ekelhafter und gefährlicher als das fürchterliche Kontagium der Lepra und der Syphilis. Jammerschade, dafs es auf den Körper nur indirekt wirkt und dafs man die Verheerungen, die es anrichtet, also nicht mit dem leiblichen Auge sehen kann! Wie würden sie sich schämen müssen, die Schundverleger, die Schundschriftsteller und die Schundverkäufer, wenn ihr äufseres Angesicht ihrer seelischen Visage gliche: zerbeizt, zerfressen und zerstört von schundliterarischem Eiter, stinkend nach der niederträchtigen Jauche ihrer moralischen Geschwüre, ein Abscheu, ein Ärgernis und ein Schwefelwasserstoff für einen jeden reinlichen Menschen, der gewohnt ist, nicht nur äufserlich, sondern auch innerlich sauber zu sein! Ich bitte, nicht etwa, mir diese gerade Ausdrucksweise zu verzeihen, denn sie ist vollständig begründet. Man geht mit diesen Leuten viel zu höflich um. Das sollte anders werden! Man mufs sie wissen und fühlen lassen, dafs sie Giftherde sind, die man zu meiden hat! Wer würde mit einem aussätzigen Bäcker oder Fleischer

verkehren? Wer würde Brot oder Fleisch von ihm kaufen und essen? Kein Mensch, kein einziger! Aber mit diesen literarischen Giftbäckern und Giftfleischern, mit diesen von der moralischen Lepra verunstalteten Schundbuchhändlern und Schundschriftstellern verkehrt man wie mit anständigen, gesunden Menschen! Und ihre von der Seuche infizierten Waren kauft und genießt man, ohne sich zu ekeln und ohne sich zu schämen! Es wird die Zeit kommen, in der, wenn der Schundkolporteur durch die Gassen geht, alle Türen von innen verschlossen werden. Es wird die Zeit kommen, in der ein Schundschriftsteller von jeder literarischen Vereinigung wie ein Verpesteter ohne weiteres und für immer ausgeschlossen ist. Es wird die Zeit kommen, in welcher der Schundverleger höchstens nur noch bei seinesgleichen Umgang findet, sonst aber von jedermann gemieden wird. Wenn wir erst so weit sind, dann wird der Schund sehr schnell überwunden sein. So lange wir aber vor den Giftmischern, die uns das Glück unserer Familien und die Zukunft unserer Kinder vernichten, den Hut zu ziehen haben, weil sie uns als gesellschaftlich gleichwertig gelten, so lange wird alles, möge es heißen, wie es wolle, unnütz sein, was wir gegen diese Schundpest unternehmen. Menschen, welche Ansteckungsherde bilden, sind von der gesunden Gesellschaft auszuscheiden. Mit körperlich Kranken kann und soll man Mitleid haben, denn sie wünschen, geheilt zu werden und nicht andere anzustecken. Wer aber, anstatt sich kurieren zu lassen, sein eigenes Syphiliseiter und seine eigene Leprajauche in Bücher füllt und sich die Ansteckung und Vernichtung von Millionen Menschenseelen auch noch extra bezahlen läßt, den hat man ohne Gnade und Barmherzigkeit aus jeder Tür zu werfen und vor aller Welt als gemeingefährlich zu kenn-

zeichnen. Man sollte es kaum für möglich halten, daſs Mitglieder von Jugendschriftenkommissionen und Prüfungsausschüssen mit Schundverlegern und Schundschriftstellern Billard und Karten spielen und mit ihnen verkehren wie mit moralisch gesunden, gleichwertigen Personen! Und man sollte es ebenso für unmöglich halten, daſs solche Massenvergifter die Stirn haben dürfen, vor Gericht als ebenberechtigte Partei aufzutreten und sich mit ihrem Tun und Treiben in den Schutz des Gesetzes zu stellen! So lange ein Schund- und Giftverleger sich vor Gericht das volle Recht erkämpfen kann, seine Kontagien ungehindert zu verbreiten, so lange werden die oben erwähnten Kommissionen und Ausschüsse mitsamt allen ihren Volks- und Jugendschriftenwarten nur leeres Stroh dreschen und, wie Sisyphus, immer wieder von vorn beginnen müssen.

Wir sehen, daſs wir einen gesetzlichen Schutz vor dem Schundgift heute noch nicht besitzen. Wir sind auf uns selbst angewiesen. Da fragt es sich: Was haben wir getan, um uns dieser Peststoffe, die heute alle Wege überfluten, zu erwehren? Man glaubt, unendlich viel getan zu haben, in Wahrheit aber ist es unendlich wenig. Man ist zur Abwehr geschritten. Das ist recht gut, aber noch lange nicht genug. Man hat geglaubt, die Fluten eindämmen zu können, daſs sie nach und nach versiegen. Das war falsch! Man stopfe die Quellen zu! So lange diese flieſsen dürfen, ist alles Eindämmen vergeblich! Irgendwo läuft es doch über! Wie aber hat man es anzufangen, diese schädlichen Quellen zu verstopfen? Sehr einfach: Man erschlieſse bessere, dann verschwinden die schlechten nach und nach ganz von selbst! Hat man das getan? Ja, man glaubt wohl, es getan zu haben; leider aber ist das ein Irrtum. Man nenne mir eine

Quelle, die man erschlossen hat, eine wirkliche, reine, kontinuierlich fliefsende Quelle! Bald wird hier und bald wird dort ein sogenanntes gutes Buch angepriesen. Kurz vor Weihnachten werden ganze Mengen empfohlen. Bei jedem solchen Lobe platzt eine Flasche mit künstlichem Selterswasser. Das sind aber doch nur Flaschen. Das sind doch nicht lebendige, unausgesetzt fliefsende Quellen! Es gibt Schriftsteller, welche als solche Quellen zu betrachten sind. Und es gibt auch Werke, welche immerwährend fliefsen. Aus diesen Schriftstellern und aus diesen Werken spricht die Seele. Aus den Büchern aber, welche nicht Quellen, sondern Selterswasserflaschen gleichen, spricht nur irgend ein eingekapseltes Stück des Geistes ihres Verfassers. Und das ist ein grofser, unendlich grofser Unterschied.

Der Erfolg eines Buches hängt davon ab, ob aus ihm der Geist oder die Seele des Verfassers spricht und ob es an den Geist oder an die Seele des Lesers gerichtet ist. Fachbücher, Tendenzschriften, überhaupt alle Werke, die ihren besonderen Zweck verraten, werden vom Geiste verfafst und an eine bestimmte Tätigkeit des Geistes adressiert. Sie wirken nicht darüber hinaus. Ihre Wirkung kann grofs und tief sein, ist aber trotzdem stets nur eine beschränkte, niemals eine allgemeine. Wer eine allgemeine, unbeschränkte Wirkung erstrebt, wer ganze Kreise, ganze Klassen, ja vielleicht gar ein ganzes Volk hinreifsen und begeistern will, der spreche von Seele zu Seele. Und das ist nicht leicht; die Volksseele läfst sich nicht täuschen. Der Verkehr von Seele zu Seele gleicht einer drahtlosen Telegraphie. Die Stimmung mufs hüben wie drüben auf dieselbe Schwingung gestellt sein. Der Geist mag noch so sehr raffinieren, mag es noch so pfiffig anfangen, mag sich noch so grofse Mühe geben, für die Seele gehalten zu werden, er wird

doch keine Wirkung erzielen, weil ihn die Seele da drüben gar nicht hört und also auch gar nicht versteht. So geht es den Verfassern aller sogenannten Volks- und Jugendschriften, die zwar an die Volks- und Jugendseele gerichtet, aber nicht von der unbefangenen Psyche des Verfassers, sondern aus gewissen geistigen Absichten und Zwecken herausgeschrieben worden sind. Der Leser entdeckt sehr schnell den vorhandenen Mangel der Wahrheit des seelischen Empfindens und stößt an deren Stelle auf eine Absicht, die ihn verstimmt. Er findet, daß das, was er als die Sprache des Herzens nehmen soll, nichts weiter als eine sehr kühl überlegte Deklamation des berechnenden Verstandes ist, und empfindet das als eine Fälschung, die gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was man erreichen will. Solche Werke gibt es gerade jetzt leider die schwere Menge. Sie werden massenhaft auf den Büchermarkt geworfen und ebenso massenhaft angelobt, weil sie den Zweck verfolgen, das Schundgift einzudämmen. Eigentlich sollen sie an Stelle dieses Giftes treten, aber das gelingt ihnen nicht, weil sie nicht freie Kinder des Herzens, sondern gebundene Ergebnisse des kalkulierenden Verstandes sind.

Wenn man doch endlich einmal einsehen wollte, daß die Schundschriftsteller und Schundverleger nur darum so riesige Erfolge erzielen, weil sie sich nicht an den Kopf, sondern an das Herz, nicht an den Geist, sondern an die Seele des Lesers wenden! Das Volk, besonders aber die Jugend, hungert nach Idealen. Die auf die Seite Geschobenen, die Kinder der Armut, die Söhne und Töchter der Arbeit und Sorge, denen versagt ist, was andere, scheinbar Glücklichere in vollen Zügen genießen, sie wollen wenigstens lesen, daß das Glück, nach dem sie sich vergeblich sehnen,

wirklich vorhanden ist. Das Leben bietet ihnen nur Arbeit, Mühe und Plage, weiter nichts. Die höheren Güter, die sie früher besafsen, die hat man ihnen genommen. Der Glaube ist weg. Das Gottvertrauen verschwand. Der Herzensfriede ging verloren. Es gibt keine Ewigkeit, keinen Himmel, keine Seligkeit mehr. Alle diese Dinge wurden ihnen so gründlich wie möglich verleidet. Es gibt überhaupt kein Glück, weder oben im Himmel noch unten auf Erden! Oder dennoch? Wäre es möglich? Die Seele hält noch einen Rest von Hoffnung fest. Da kommt der Kolporteur. Er sagt: „Ja, es gibt noch ein Glück, noch viel Glück. Ich bringe es Dir. Hier, lies!" Die Seele gibt den einzigen noch übrigen Groschen und liest. Sie darbt sich fernere Groschen ab und liest weiter. Sie ahnt nicht, dafs sie Gift geniefst, dafs man sie betäubt, dafs man sie täuscht und betrügt, dafs man ihr eine Welt vorlügt, die es in Wahrheit gar nicht gibt, dafs es nicht auf ihr Glück und ihr Heil, sondern auf ihren Groschen abgesehen ist.

Der Schundschriftsteller ist selbst ein Kind des Volkes, aber ein verwahrlostes, ein verdorbenes. Er weifs, wie sehr die Volks- und Jugendseele nach Idealen hungert und dürstet, nach grofsen, ergreifenden Schicksalen, nach Edelmenschen, die in ihrem titanenhaften Aufstiege Tausende mit sich emporreifsen und beglücken, nach dem Siege des Rechtes und der Pflicht, nach der Erlösung aller Mühseligen und Beladenen, nach Licht und Sonnenschein auf Erden. Er kennt das ganz genau, denn er hat diesen Hunger und Durst ja mit empfunden. Er hat ihn stillen wollen und ist dabei auf Abwege geraten und seine Ideale mit ihm. Nun sind sie genau so verwahrlost und verdorben, so syphilis- und leprakrank wie er selbst. Die Gröfse seiner Helden und Heldinnen ist Räuber-, Verbrecher-

und Dirnengröfse. Seine Tugenden sind aufgeschminkte Laster. Seine Schönheit ist moralische Häfslichkeit, seine Kraft und Stärke nur sittliches Unvermögen. Es ist alles Täuschung, Lüge und Heuchelei. Läfst er das Gute siegen, so ist es unterlegen, und das Böse wird von ihm mit einer derartigen Vorliebe geschildert, dafs es seine Schrecken verliert und in dem Leser der Wunsch entsteht, es ihm nachzutun. Sogar der Selbstmord wird als Heldentat verschönt. Daher in neuerer Zeit die bedauerliche Vermehrung der jugendlichen Verbrecher und Selbstmörder! Und rafft sich der Schund- und Giftschriftsteller ja einmal zur Schilderung eines starken, siegreichen Charakters zusammen, so kennt er keine Grenzen, übertreibt und wird grotesk, monströs und ungeheuerlich. Auf diese Weise entstehen die Buffalo Bills, Nik Carters und ähnliche Ausgeburten, deren nackte Blutrünstigkeit im Leser jeden Abscheu tötet und alles, was atavistisch, masochistisch und überhaupt sündhaft in seinem Inneren verborgen liegt, an die Oberfläche zieht und zur verbrecherischen Entwicklung bringt.

Es gilt zu betonen, dafs solche Werke mit dem Geiste dessen, der sie schreibt, nicht das Geringste zu tun haben. Sie sind so vollständig geistlos geschrieben, als ob er gar keine Spur von Geist besäfse, was jedenfalls auch richtig ist. Sie stammen direkt aus der Seele des Verfassers, aus der verderbten Psyche, dem inneren Ansteckungsherde, und sind ebenso direkt an die Psyche des Lesers gerichtet, die in ihrem Hunger und Durst weit offen steht. Daher die ungeheuren Erfolge der Schundverleger, welche sich ihre scheufslichen Gifte allein in Deutschland mit über 60 Millionen Mark alljährlich bezahlen lassen.

Wer hier helfen will, der hat mehr als blofs

geistreich zu sein. Er muſs eine Seele besitzen, der es eine Lust und eine Wonne ist, in den Sumpf hinabzusteigen und die darin Versunkenen herauszuziehen und emporzuholen. Gibt es solche Autoren? Gott sei Dank, jawohl es gibt sie! Das deutsche Volk hat seelisch begabte Söhne mehr als genug, die gar wohl imstande wären, den ganzen Schund und das ganze Gift in kurzer Zeit aus unserer Literatur hinauszuschreiben. Nun, warum tun sie es nicht? Aus zwei triftigen Gründen. Nämlich, erstens würde das mit Opfern verbunden sein, die man ihnen unmöglich zumuten darf, und zweitens liegt die Gefahr sehr nahe, für all diese Menschenfreundlichkeit, diese Arbeit, dieses Risiko und diese Opfer nicht Dank, sondern Undank zu ernten und schlieſslich gar noch als Märtyrer verachtet, verfolgt, gepeinigt, gemartert und ausgestoſsen zu werden. Das sind Bedenken, die sehr wohl verdienen, beachtet zu werden.

Was das erstere, nämlich die Opfer betrifft, so sehe man sich doch einmal die Bücher an, die zu dem Zweck herausgegeben werden, an die Stelle von Sherlok Holmes, Nik Carter, Bufallo Bill usw. usw. zu treten. Ich will nicht fragen, ob in diesen Schriften das Expansionsvermögen und die seelische Wucht verborgen liegt, die sie besitzen müssen, wenn sie den Schund überwältigen sollen. Ich will aber aufrichtig sagen, daſs ich fast nur fremde Verfassernamen sehe und daſs es nur immer einzelne Bücher sind, also keine flieſsenden Quellen, mit denen man den Schund einfach hinausspülen könnte, sondern eben nur Seltersflaschen, die man austrinkt und dann in irgend eine Ecke wirft. Ich meine, daſs zur Ausräumung dieses Augiasstalles ganz andere Kräfte und ganz andere Mittel gehören. Einen Kolpor-

4*

tageroman, der 150 Bogen zählt und dessen erste fünf Nummern in Millionen Exemplaren den Lesern in die Stuben getragen werden, kommt man nicht mit den wenigen Bogen eines unbekannten Autors bei! In Deutschland und Österreich werden jährlich weit über 150 Millionen Sammelnummern für Schundromane ausgetragen. Wer gegen solche Massen ankämpfen will, der darf kein Unbekannter sein und darf auch nicht mit einem einzigen Büchelchen oder gar Heftchen kommen, welches in der Kolportageüberflutung augenblicklich verschwindet. Da sind Werke nötig, die wenigstens ebenso packend geschrieben und von derselben Länge sind wie die Schundromane. Auch so billig müssen sie sein, besser sogar noch billiger! Das bringen nur geübte Schriftsteller fertig, die einen zugkräftigen Namen haben. Es gibt ihrer mehr als genug. Was aber bietet man ihnen für ihre Manuskripte? Wahre Schundhonorare! Ein Autor, der mutig in diesen Augiasstall niedersteigt, um ihn mitsäubern zu helfen, bringt wahrlich Opfer genug. Mutet man ihm auch noch pekuniäre Entsagung zu, so verzichtet man gleich von vornherein auf diejenigen Kräfte, die allein imstande sind, die gestellte Aufgabe zu lösen.

Was nun den zweiten Punkt betrifft, nämlich die Gefahr, zum Märtyrer gemacht zu werden, so verweise ich sehr einfach auf das Beispiel Karl Mays, welches deutlicher spricht, als ich sein könnte, selbst wenn ich ganze Bände hierüber schriebe.

Heutzutage weiſs jedermann, daſs Karl May nicht für den sogenannten Geist, sondern nur für die Seele seiner Leser schreibt. Daher seine riesigen Erfolge. Er ist der gröſste Idealist und darum auch der meistgelesenste Schriftsteller in der gegenwärtigen deutschen Literatur. Seine Hauptideale

sind: 1. die Umwandlung des jetzigen Gewaltmenschen in den zukünftigen Edelmenschen; 2. der Nachweis, dafs wir sehr wohl zu einem Völkerfrieden kommen können, wenn wir alle Utopien vermeiden und ihn nur auf praktischem Wege zu erreichen suchen; 3. die Aussöhnung des Morgenlandes mit dem Abendlande und 4. die Darlegung, dafs sich in Amerika ganz im Stillen eine neue, germanisch-indianische Rasse bildet, als deren Prototyp er seinen berühmten „Winnetou" gezeichnet hat[1]). Das sind hohe, sehr hohe Ideale, in deren Dienst Karl May schon über vierzig Jahre lang gearbeitet hat. Doch über ihnen allen aber steht das Höchste seiner Ideale, nämlich die grofse, herrliche „Menschheitsseele", deren Personifikation er seinen Lesern in Marah Durimeh schenkte. Man sieht, seine Ideale umfassen die menschheitliche Zukunft der alten und der neuen Welt, an ihrer Spitze der längst ersehnte Edelmensch, der an der Hand der „Menschheitsseele" am Horizont der Gegenwart erschienen ist, um seine Herrschaft endlich anzutreten. Karl May hat durch seine Werke ein Verständnis für den Orient und eine Liebe zu ihm gebracht, die es beide vorher nicht gab. Er hat die rote Rasse aus der Niedrigkeit der Indianerschmöker emporgehoben und uns die wichtige, völkerbildende Aufgabe angedeutet zu deren Lösung sie berufen ist. Er hat uns die Augen über die vier Weltathleten geöffnet, die über das politische Schicksal des Menschengeschlechtes zu entscheiden haben werden; ich meine den wohlgeübten Europäer, den noch schlafenden Islamiten, den soeben erst erwachten gelben Mongolen und den zukünftigen germanisch-indianischen Amerikaner, der einst zu lösen haben

1) Vgl. unten S. 42 f.

wird, was der Europäer nicht lösen kann oder will. Er hat in seinen „Reiseerzählungen“ an Hunderten von Beispielen nachgewiesen, dafs in allen Kämpfen einzelner oder ganzer Stämme und Völker die wahre echte Humanität und Menschlichkeit immer Siegerin bleibt, ob früher oder später. Und er hat endlich, und das ist das Schwierigste und Kühnste, was er gewagt und getan hat, der Idealgestalt des zukünftigen Edelmenschen sein eigenes „Ich“ zur Verfügung gestellt, um ihn zu befähigen, schon jetzt und sofort den Kampf aufzunehmen, in dem der Gewalt- und Arglistmensch besiegt werden soll und mufs. Es ist wohl das allererstemal, seit es überhaupt Literaturen gibt, dafs ein Verfasser sich so vollständig und persönlich mit einem seiner Ideale identifiziert, wie Karl May es mit seinem „Edelmenschen“ tut, den er in Amerika als Old Shatterhand und in Asien und Afrika als Kara Ben Nemsi bezeichnet. Die Wandlungen, durch die er diesen Edelmenschen gehen läfst, sind ebenso hochinteressant wie augenfällig. In den ersten Bänden wird der Gewaltmensch in all seiner Gefühl- und Rücksichtslosigkeit geschildert. Die Verbrechen des amerikanischen „Fernen Westens“ werden ebenso aufrichtig gezeigt, wie die Missetaten des morgenländischen Ostens. Das mildert sich nach und nach. Die Waffen, welche erst eine so grofse Rolle spielen, der Bärentöter, der Henrystutzen, die Silberbüchse, werden immer weniger gebraucht. An die Stelle des Säbels und der Flinte, des Revolvers und des Messers tritt die Intelligenz und die Menschlichkeit als immerwährende Siegerin, und in der jetzt im „Deutschen Hausschatz“, Regensburg, erscheinenden Friedenssymphonie „Der Mir von Dschinnistan“ ist Karl May in seiner Aufgabe schon so weit vorgeschritten, dafs ein zwischen mehreren Völkern

raffiniert vorbereiteter Krieg zum friedlichen Ende geführt wird, ohne daſs während des ganzen Feldzuges ein einziger Schuſs zu fallen braucht. Nur der Sonderbarkeit wegen sei hierbei erwähnt, daſs man von gewisser Seite den Verfasser so weitausgreifender, tief ernster, inhaltsreicher Werke unter die Schriftsteller hat werfen wollen, die nur zur Unterhaltung und Belustigung von unerwachsenen Knaben und Mädchen schreiben!

Daſs dieser begeisterte Idealist, dieser unentwegte Forscher und Sucher nach der „Menschheitsseele“, dieser eifrige Verkünder des nahenden „Edelmenschen“, der unerbitterlichste Widersacher aller derjenigen sein muſste und sein muſs, die sich mit der Herstellung und Verbreitung der Schund- und Giftliteratur befassen, versteht sich ganz von selbst. Es gibt doch gewiſs nichts, was allem Edelmenschlichen in der Weise widerspricht, wie grad' diese Literatur und dieses Gift! Und in Wirklichkeit ist zu konstatieren, daſs das Schundschriftsteller- und Schundverlegertum eine Feindseligkeit gegen Karl May entwickelt, die keine Gelegenheit, sich äuſsern zu können, überhaupt vorübergehen läſst. Der Hauptgrund in letzter Linie liegt für sie natürlich in seinen beispiellosen buchhändlerischen Erfolgen. Seine Bücher sind nicht nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen in der deutschen Leserwelt verbreitet, das Ausland gar nicht mitgerechnet. Diese Karl May-Literatur ist nicht mit einzelnen Seltersflaschen zu vergleichen, sondern sie bildet einen unablässig flieſsenden, wirklichen Quellbrunnen, der das Lepraeiter und die Syphilisjauche der Schundfabrikanten aus den Wohnungen des Volkes und aus den Türen der Buchhändlerläden spült. Das tut der Kolportage ungeheuren Abbruch. Das kann man ihm weder vergeben noch vergessen!

Vor allen Dingen: Womit tritt Karl May vor seine Leser und womit der Schundverleger? Was der letztere bietet, haben wir bereits gesehen. Karl May aber bringt den nach Idealen Hungernden und nach Glück Dürstenden wirkliche Ideale und wirkliches Glück. Er gibt ihnen den verlorenen Himmel zurück. Er lehrt sie wieder an Gott glauben. Er erfüllt ihre Herzen mit neuer Menschenliebe und mit neuem Selbstvertrauen. Er lehrt sie begreifen, dafs ein jeder Verlust ein Gewinn, ein jedes Leid eine Gabe ist, hinter der eine Freude wartet. Er ist nicht negativ, nicht verneinend, sondern im höchsten Grade positiv und bejahend. Er nimmt niemals, sondern er gibt. Und er gibt nicht etwa nur zeitweilig, sondern immerfort und unaufhörlich. Mit jedem neuen Bande folgen wieder neue Geschenke. Er ist eben ein immerfliefsender, lebendiger Quell. Daher die unwandelbare Treue, mit der seine Leser an ihm hängen, und die Energie, mit der sie alles, was die Schundfabrikanten ihnen bieten, von sich abweisen. Keiner von allen, die zu seiner Lesegemeinde gehören, liest einen Schundroman. Daher der grimme Hafs, mit dem der Schund ihn befehdet, und daher die Freude in allen literarischen Giftfabriken, als vor nun fast zehn Jahren seine Schaffenskraft durch einen ihm aufgezwungenen Kolportageprozefs derart lahmgelegt wurde, dafs er eine ganze Reihe von Jahren nichts neues herausgeben konnte. Das machte der Schund- und Giftliteratur Luft. Sie benutzte diese Pause sofort. Sie begann aus dem Grofsen und Vollen herauszuarbeiten. Da entstanden die Kapitän Stürmers, die Sherlok Holmes, die Nik Carters, die Buffalo Bills und viele andere. Sie wuchsen wie Pilze nach einem warmen Regen aus der Erde. Sie verbreiteten sich mit ungeheurer Schnelligkeit, wie eben giftige Pilze sich verbreiten.

Karl May wurde von der Kolportage so fest an den Prozefs geschmiedet, dafs er nicht loskonnte. Sie benutzte es, ihn in der Öffentlichkeit anzuschwärzen, und fing das so schlau an, dafs man ihr glaubte. Acht volle Jahre lang standen Hunderte von Zeitungen unter dem Banne der Schund- und Kolportagelügen. May wurde beschuldigt, selbst ein Schund- und Giftschriftsteller zu sein. Er wurde öffentlich gemartert, gepeinigt, gekreuzigt, für ehrlos erklärt. Man verbot seine Bücher, die man vorher lobte und empfahl. Sie verschwanden aus den Volks- und Schülerbibliotheken; sie verschwanden aus dem Privatbesitz. Die unausbleiblichen Folgen liefsen nicht auf sich warten. Das Gift nahm überhand. Es kam die Zeit, in der die Schundverleger fast nicht genug drucken konnten. Es gab einen förmlichen Sherlok Holmes- und Nik Carter-Rausch. Schüler erschossen oder erhängten sich. Sie legten Feuer in ihre Klassenzimmer. Jungens, der Schule noch nicht entwachsen, schlichen sich des Nachts an das Bett des Vaters, um ihn zu erstechen und dann mit dieser Mordtat zu prahlen. Lehrlinge schossen nach ihren Meistern. Fünfzehnjährige Buben tranken sich in der Kneipe Mut und erschlugen dann Erwachsene, um sie zu berauben. Und als hierüber ein Schrei der Entrüstung nach dem anderen durch die entsetzte Bevölkerung scholl, erklärten die Schund- und Giftfabrikanten mit lächelndem Behagen: „Das sind die Folgen von Karl May und seinen Büchern!“ Und was man nicht für möglich halten sollte, es gab eine Menge Verblendeter, die verbreiteten das weiter! Selbst heute hat man in gewissen Kreisen noch nicht aufgehört, ihn, den gröfsten Antagonisten des Schundgiftes, wie einen jener verkannten Insektenvertilger zu verfolgen, welche der Unverstand ausrottet, obgleich sie sich durch die

unerbittliche Vernichtung alles Ungeziefers als unendlich nützlich erweisen.

Da plötzlich kam die Nachricht, daſs Karl May seinen Prozeſs gewonnen habe, und zwar in allen drei Instanzen, dem Landgericht, dem Oberlandesgericht und auch dem Reichsgericht. Das hatte man nicht erwartet. Das war ein Schreck für alle seine Gegner, besonders aber für diejenigen, die sich zu seinem Untergange derart mit der Kolportage verbunden und verbrüdert hatten, daſs sie nun nicht mehr von ihr loskommen konnten. Sie konnten sich nicht entschlieſsen, den Fehler, den sie gemacht hatten, einzugestehen, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre Feindschaft gegen Karl May nun auch noch bis auf die höchste Spitze zu treiben, um ihn trotz des gewonnenen Prozesses doch noch zu verderben. Man klagte Karl May und seine Zeugen des Meineides an und verwandelte so den verlorenen Zivilprozeſs in einen Kriminalprozeſs, der unbedingt gewonnen werden muſste, falls es gelang, May auch nur einer einzigen, kleinen Unwahrheit zu überführen, die er sich zu schulden kommen lieſs. Die Voruntersuchung begann im Jahre 1907; sie dauerte volle 22 Monate und ist eine der interessantesten Kriminaluntersuchungen der neueren Zeit gewesen: es wäre sehr zu wünschen, daſs Karl May ausführlich und öffentlich über sie berichtet. Sie erstreckte sich zeitlich über sein ganzes Vorleben und räumlich über das In- und Ausland, sogar bis hinüber nach Amerika. Es wurde nach Lügen und Unwahrheiten gesucht, nach irgend welchen blamablen Punkten, die man, wenn nicht als direkte Beweise, so doch als Indizien betrachten könnte. Es war ein Martyrium sondersgleichen für Karl May. Das Gefängnis stand ihm geöffnet. Ja, in den mündlichen und schriftlichen Äuſserungen seiner Gegner

begann das Wort „Zuchthaus“ immer deutlicher zu werden und eine immer gröfsere Rolle zu spielen. Und seine Freunde warnte man, sich ja nicht mehr mit ihm abzugeben, da es mit ihm ein Ende mit Schrecken nehmen werde. Je länger die Voruntersuchung dauerte, desto hochgradiger wurde die Spannung. Wer May kannte, der blieb natürlich sehr ruhig. Seine Widersacher aber waren vollständig überzeugt, dafs er unrettbar verloren sei. Die öffentliche Verhandlung gegen ihn und seine Verurteilung zum Zuchthause waren für sie nur noch eine Frage der Zeit, die man kaum erwarten konnte. Da aber kam die erste grofse Enttäuschung für sie, nämlich die Nachricht, dafs er mit seiner Frau eine Studienreise durch Kanada und die Vereinigten Staaten mache, um den vierten Band seines „Winnetou“ zu schreiben. Das wollte freilich weniger auf Einsperrung als vielmehr auf vollste, ungeschmälertste Freiheit klingen. Die Spannung stieg am höchsten, als man Anfang Dezember erfuhr, dafs die Untersuchung geschlossen worden sei und der Untersuchungsrichter die Akten der Staatsanwaltschaft ausgeliefert habe. Der Staatsanwalt hatte aber schon acht Monate vorher Karl May persönlich mitgeteilt, dafs „nichts auf ihn zubringen sei“ und dafs man die Untersuchung nur deshalb mit aller Schärfe weiterführe, damit auch nicht der Schatten irgend eines Verdachtes an ihm hängen bleiben könne. In diesem Sinne wurde dann auch von der Staatsanwaltschaft und der ersten Strafkammer des Kgl. Landgerichtes beantragt und entschieden. So ging Karl May also auch hier, aus dem bis zur Kriminalität verschärften Verfahren als Sieger hervor, und die Schundgiftfabrikanten haben sich sowohl mit ihren Beschützern und Gönnern als auch mit den von ihnen Dupierten und Genasführten ver-

geblich darauf gefreut, den erfolgreichsten und unerbittlichsten Bekämpfer ihrer Kloakenliteratur für immer loszuwerden.

Es ist jetzt genau zehn Jahre her, daſs der hervorragendste Vertreter der Schund- und Giftfabrikation der Welt weismachen lieſs, daſs Karl May ja selbst auch Schund und Gift geschrieben habe. Also ein ganzes Dezennium als Martyrium! Eine für den Kampf gegen den Schund vollständig verlorene Zeit, so daſs das Eiter und die Jauche jetzt durch alle Gassen rinnen und aus allen Ecken und Winkeln stinken dürfen! Der Schund ist jetzt mächtiger, kühner und rücksichtsloser, als er je vor dem war. Wenn er es fertig brachte, einen Karl May, der damals gepriesen und gefeiert wurde, wie kein zweiter, mit einem derartigen Erfolge zu befeinden, wer soll es da jetzt wohl wagen, mit ihm anzubinden! Man sage mir nicht, daſs es ja Hunderte und Tausende sind, die gegen ihn vorgehen, sowohl einzelne als auch ganze Gruppen und Vereinigungen! Ich sage ebenso hundert- und tausendmal: Das nützt alles nichts, alles nichts, wenn man nicht zu den beiden Hauptmitteln greift, die allein hier helfen können. Nämlich erstens, man werfe alle Schundverleger, Schundschriftsteller und Schundverkäufer unnachsichtlich aus jeder anständigen Gesellschaft hinaus. Und zweitens, man schreibe ihr Gift aus allen Zweigen der Literatur hinaus, in denen es offen oder verborgen ätzt und frisst! Was den ersteren Punkt betrifft, so ist nun endlich eine Tat geschehen, die wirklich eine „Tat“ zu nennen ist; nur hätte sie viel eher geschehen können. Nämlich in Nro 233 der „Feder“, des Organes für den Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverein, ist folgendes zu lesen:

„Vorstandssitzung vom 24. Februar. Der Vor-

stand des Allgemeinen Schriftstellervereins beschliefst: Wir verurteilen die jugend- und volksverderbliche sogenannte Detektiv- und Nik-Carter-Literatur und schliefsen alle, die sich an der Abfassung derartiger Schriften erwiesenermafsen beteiligen, von der Mitgliedschaft aus."

Jeder wahre Freund der deutschen Volksseele ruft diesem Entschluſs ein aufrichtiges Bravo zu. Es ist zu wünschen, dafs alle anderen Schriftsteller- und Buchhändlervereine baldigst folgen. Dann wird es nicht mehr lange dauern, bis die Schund- und Giftmänner alle von dem Umgange mit anderen, moralisch gesunden Menschen ausgeschlossen sind.

Und was den zweiten Punkt betrifft, nämlich dafs das Gift nur denen weichen wird, die wirklich imstande sind, es aus unserer Literatur hinauszuschreiben, so wiederhole ich meine Warnung, dafs man sich ja nicht auf unbekannte und ungeübte Schriftsteller verlassen, sondern sich an bewährte Autoren wenden möge, die bewiesen haben, dafs sie die Volksseele zu packen, begeistern und über den Schund emporzuheben verstehen. Und da ist es denn hocherfreulich, zu hören, dafs Karl May, der alte, tapfere Recke, sich durch sein Martyrium keineswegs hat entmutigen lassen. Kaum hat er freie Hand und freies Herz bekommen, so macht er bekannt, dafs „Winnetou, Band IV" erscheinen werde. Das ist ein neuer Fehdehandschuh für die Schund- und Giftfabrikanten. Ich nenne das in voller Absicht nur erst den Fehdehandschuh. Die Fehde selbst beginnt mit der Herausgabe folgender zwanzig Bände:

a) „Im fernen Westen." Reiseerzählungen von Winnetou, dem Häuptling der Apachen. Herausgegeben von Karl May. 10 Bände.

b) „Im fernen Osten“, Reiseerzählungen von Kara Ben Halef, dem Scheik der Haddedihn. Herausgegeben von Karl May. 10 Bände.

Wer da weifs, dafs Karl May nach einem festen Plane und mit weit vorausschauender Überlegung arbeitet, und wem es bekannt ist, dafs er seine bisherigen Bücher nur als Skizzen und Vorübungen für seine erst noch kommenden eigentlichen Werke betrachtet, der wird mit Sicherheit in diesen angekündigten zweimal zehn Bänden eine Gabe erwarten, die an Form und Inhalt, also an äufserem und innerem Wert, diese Skizzen und Etüden weit überragt. Das gibt dann gleich zwei jener lebendigen Quellen, von denen ich weiter oben gesprochen habe und ich bin überzeugt, dafs dieser neue Feldzug gegen das Schundgift ganz ebenso wie alle vorigen zum Siege führen wird. Ich frage: Ist Karl May etwa der einzige, der diese Befähigung, diesen Mut und diese Ausdauer besitzt? Gibt es nicht noch viele, viele andere, die alle, wenn auch jeder in seiner Weise, die Erfahrung und Geschicklichkeit besitzen, an diesem Kampfe siegreich teilzunehmen? Es gibt doch wahrscheinlich Autoren genug, denen es eine Lust sein würde, einen „Winnetou“, einen „Hadschi Halef Omar“ oder eine „Marah Durimeh“ zu schaffen! Nur zwei Dutzend solcher Verfasser, die zusammentreten und einander in die Hand versprechen, das Schundgift aus der Literatur hinauszuschreiben, mehr brauchen wir nicht! Dieser Gedanke sei hiemit angeregt. Die deutsche Schriftstellerwelt braucht nur zu wollen, so ist es mit der Kloakenliteratur sofort zu Ende! Wieviel Namen stehen in Kürschners Literaturkalender? Es sind tausende! Von ihnen allen nur zwei Dutzend, nur zwei Dutzend! Ist das zu viel verlangt? Gewifs nicht!

Veremundus:
(Karl Muth)

Steht die Katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?

Verlag: Franz Kirchheim, Mainz 1898

Unsere Autoren.

Wenn wir es versuchen, uns über den gegenwärtigen Stand der höheren katholischen Unterhaltungslitteratur einen Überblick zu verschaffen, so wird uns sofort die sehr bedenkliche Thatsache auffallen, daß wir fast keine männlichen Autoren haben. Zu nennen sind eigentlich nur: Anton Schott, Ad. Jos. Cüppers und H. Hansjakob. Der Jesuit J. Spillmann und der Abenteurer Karl May kommen hier wohl nicht in Betracht. Sie sind ihrer ganzen der Erzählung angehörenden Art nach Jugendschriftsteller und stehen daher außerhalb der Grenzen unserer Broschüre. Selbst Hansjakob gehört wohl kaum so recht hierher. Ich habe ihn genannt, weil er einige Abstecher in's Gebiet der Novellistik gemacht hat; aber keines seiner derartigen Werke kommt über die Skizze hinaus. Doch ist immerhin Eigenart darin, und insofern glaubte ich ihn wenigstens aufführen zu müssen.

Es bleiben genau genommen also Summa Summarum zwei männliche Autoren, die sich das Gebiet des Romans und der Novelle für ihr litterarisches Schaffen ausersehen haben, und auch diese beiden stehen mehr oder minder noch im Anfang, sodaß sich über ihre weitere Entwickelung noch nicht viel vorhersagen läßt[1]).

Und nun die Frauen! Ich habe meine Auswahl unter denen, die da im Heiligtum der Litteratur ihre Tinte verspritzen, auf zwölf be-

1) Anton Schott schildert vorwiegend das Leben seiner böhmischen Heimat. Seine Art zeichnet sich durch herbe Einfachheit und schlicht poetische Auffassung der Natur und ihrer bäurisch-kraftvollen Menschen darin aus. Er kann, wenn er sich nicht durch hastige Produktion schädigt, noch sehr Erfreuliches leisten.

Das Gleiche, und in Rücksicht auf seinen weiteren Stoffkreis vielleicht in noch höherem Maße, gilt von Ad. Jos. Cüppers, der mit künstlerischen Absichten an seine Vorwürfe herantritt und z. B. in dem Roman „Im Banne der Wiedertäufer" das Streben bekundet, eine künstlerische Idee in geschlossener Handlung objektiv zur Darstellung zu bringen. Der Roman zeichnet sich dadurch vor vielen anderen hochgepriesenen Romanschöpfungen auf katholischer Seite vorteilhaft aus.

Kuppelrausch des Autors verflogen, kein Hahn mehr kräht, kurz überall, wo der Autor nur eine Paraphrase des bei ihm erwachten Pupertäts- oder Johannistriebs schreibt, wird sich ein jeder Mensch, dem nicht der Kuppelberuf im Blute steckt, mit herzhafter Abscheu wegwenden. Leider ist der größte Teil sogenannter Romane dieser letzteren Art. Nicht die Liebe als eine der elementarsten Äußerungen der Menschennatur wird darin vorgeführt, sondern das Liebesverhältnis, die „Bekanntschaft", das Tächtel-Mächtel.

Und doch bleibt diese Sorte von Romanen, sobald nur alles recht anständig darin verläuft und hinter jedem Liebespaar eine Respektsperson als Tugendwächterin steht (denn trauen kann man diesen Liebespärchen doch nie!), meist unangefochten, während sie doch die Lebensauffassung der Leser zweifellos verderblicher beeinflußt, als ein ernstes, soziales Zeitbild, welches das Leben, wenn auch in zurückhaltender, schonender Weise, schildert, wie es ist.

Seit mehreren Jahren ist als vielgepriesener Ersatz für derlei Liebesromane der Abenteurerroman stark in den Vordergrund getreten, und der „Hausschatz" hat das zweifelhafte Verdienst, ihn unter der Firma Karl May in weiten Kreisen eingebürgert zu haben. Nun, wenn es ein Drittes nicht gäbe, so muß ich schon offen gestehen, wäre mir der Abenteurerroman doch noch lieber als der Kuppel- und Familienklatschroman[1]). Aber da es dies Dritte recht wohl gibt, und da es sich außerdem bei dem Abenteurerroman bis heute nur um solche von Karl May handelt, so darf man wohl sagen, daß auch dieser „Ersatz" nicht viel höher als das Ersetzte anzuschlagen ist. Zur litterarischen Geschmacksverderbnis haben die Karl Mayschen Romane sicherlich viel beigetragen, und wenn der „Hausschatz" die durch seinen Karl May-Kultus gerufenen Geister heute nicht mehr los wird, so ist das angesichts der letzten Geschichte „Im Reich des silbernen Löwen" schon ein bedenkliches Zeichen. Daß diese reiselitterarischen Taxiliaden mit ihren als captationes benevolentiae eingeflochtenen religiösen Phrasen übrigens auch vom erzieherischen Standpunkt aus nicht ganz einwandfrei sind, das beweist nebst dem in einzelnen Internaten erlassenen Verbot dieser Lektüre eine im Mai d. J. durch die Blätter gegangene Notiz, worin aus Bamberg berichtet wurde: „Das von hier entflohene, sehr jugendliche

1) Der „fromme" Familienklatschroman, wie er z. B. unter dem Titel Mariquita im 31. Jahrgang von „Alte und Neue Welt" vertreten war, gehört natürlich auch hierher. Vom wahrhaft religiösen Roman ist er um Siriusweiten entfernt.

Liebespärchen wurde heute in der fränkischen Schweiz aufgegriffen. Man hatte vermutet, es sei ins Ausland geflohen. Der Junge, dem die Karl Mayschen Romane den Kopf verdreht haben, war schon im vorigen Jahre nach Triest durchgegangen, um sich nach Arabien einzuschiffen."

Ein überspannter Junge kann natürlich aus jedem Roman den Anstoß zu „Geniestreichen" erhalten. Ich erwähne die Thatsache hier nur, weil die Karl Mayschen Romane von mancher Seite, gestützt auf zahlreiche vom Verleger reklamemäßig ausgenützte bischöfliche Empfehlungen, als das non plus ultra einer gediegenen Familienblattlektüre gepriesen werden und in weiten Kreisen etwas anderes gar nicht mehr neben ihnen aufkommen kann.

Um Karl Mays auf rein stoffliche Wirkungen berechnete Reiselitteratur übrigens auch in ihrer ganzen litterarischen Bedeutungslosigkeit zu erkennen, braucht man sie nur etwa mit Sealsfields (Karl Postl's) exotischen Novellen und Romanen oder auch mit Bret-Hartes Kalifornischen Erzählungen zu vergleichen.

Neben unseren Zeitschriften kommt als Organ für eine bessere belletristische Unterhaltung nur noch die „Kölnische Volkszeitung" in Betracht, die in ihrem Feuilleton das Gute will und auch Opfer bringt. In der Auswahl läßt sie sich jedoch bedauerlicherweise von den gleichen kleinlichen Rücksichten leiten, wie einige dieser Zeitschriften, obwohl sie als großes politisches Organ noch weniger in die Hände der unreifen Jugend gehört als Familienblätter. Den übrigen Tageszeitungen und ihren Beilagen kann man ein gleiches Lob nicht spenden. Sie behandeln ihr Feuilleton mehr nach dem Grundsatz der Billigkeit als dem der litterarischen Bedeutsamkeit, und es ist mir nicht bekannt, daß durch eines von ihnen jemals ein litterarisch hervorragenderes Werk in die Öffentlichkeit gekommen wäre. Und doch sollte es mich wundern, wenn nicht ein großer Teil just derjenigen Blätter, die am wenigsten Opfer bringen, sich am meisten entrüsten wird über die hier behauptete Rückständigkeit der deutschen Katholiken auf belletristischem Gebiet.

Einen erklecklichen Einfluß auf die litterarische Qualität all jener Zeitschriften und Zeitungen, resp. ihrer Feuilletons üben jene wenigen Abonnenten aus, die sich als die Wächter des litterarischen „Anstandes" aufspielend, immerfort den kritischen Stift in der Hand führen, um den Redaktionen gleich über alles, was ihrem engen Sinn als anstößig erscheint oder ihrem ungebildeten Geschmack nicht zusagt, die Leviten zu lesen. ~~Im Verhältnis zur großen Leserzahl sind sie ver-~~

Zur
Jugendschriftenfrage

Eine Sammlung von Aufsätzen und Kritiken

Mit dem Anhang:

Empfehlenswerte Bücher für die Jugend
mit charakterisierenden
Anmerkungen

*

Herausgegeben von den

Vereinigten deutschen Prüfungs-
Ausschüssen für Jugendschriften

Preis M. 1.60; geb. M. 2.—.

Leipzig

Verlag von Ernst Wunderlich

1903.

Karl May.

Eine kritische Plauderei.

Von

Ernst Weber-München.

„Karl May — Old Shatterhand — ist da!“ So las ich vor einigen Jahren unter den Annoncen der Münchener Neuesten Nachrichten und einige Zeilen tiefer, daß ihn Freunde und Bewunderer nach vorheriger schriftlicher Anmeldung im Hotel Trefler sehen und sprechen könnten. Mein Plan war rasch gefaßt; denn obgleich ich lange Zeit keinen „May“ mehr in der Hand gehabt hatte, zählte ich doch noch immer zu den Bewunderern des kühnen, weitgereisten Mannes, über dessen Bücher ich einst als „grüner Junge“ so manche Nacht gebeugt saß, bis mir das Öl in der Lampe ausgegangen war und — kurzum: den Mann mußte ich kennen lernen und zwar sofort! Gleich mir mochte auch manch anderer das Verlangen gefühlt haben; denn beim Mittagessen war die oben erwähnte Freudennachricht das erste, was mir mein Freund über den Tisch zurief: „Den sehen wir uns doch mal an — was?“ „Das ist klar!“ Und so pilgerten denn nachmittags vier Uhr zwei „Bewunderer“ in die Sonnenstraße, nachdem sie sich vorher schriftlich angemeldet hatten. Dort im Treflerschen Hotel wies man uns in den kleinen Saal des ersten Stockes, und da fanden wir ihn, den vielbesungenen Helden seiner eigenen Romane, Karl May, Old Shatterhand, Kara Ben Nemsi Effendi — oder wie ihn sonst noch der wilde Westen oder die Blumensprache des Orients benamsen mochte — da stand er nun leibhaftig vor uns, umringt von einer mehr als hundertköpfigen Jungenschar, vom kleinsten, nur wenig über einen Meter hohen Lateiner bis zum langaufgeschossenen Primaner mit dem ersten Flaum auf der Oberlippe. Das wogte hin und her, das lachte und scherzte, um plötzlich zu verstummen, wenn der kleine, untersetzte Mann mit den schon etwas angegrauten, steif nach hinten gekämmten Haaren, der — das fiel mir auf den ersten Blick sofort zu meiner bedauernden Enttäuschung auf — äußerlich so gar nichts an sich hatte, was

ihn vom alltäglichen Durchschnittsmenschen unterschied, dort an der langen Tafel das Wort ergriff und mit lebhaften Gestikulationen und krampfhaften Verzerrungen der Gesichtsmuskeln erzählte von gräßlichen Abenteuern mit dem Löwen der afrikanischen Wüste oder mit dem furchtbaren Grisly Nordamerikas. Dann legten sich die stürmischen Wellen der Unterhaltung, und einige Backfischchen, die von den zukünftigen Vertretern des stärkeren Geschlechts heute nach Indianersitte rücksichtslos in den Hintergrund gedrängt wurden, schauten mit großen Augen empor zu dem berühmten Romanhelden, „von dem man schon so viel vernommen, und der nun endlich selbst gekommen."

Wir hörten ihm eine Weile zu und schoben uns langsam näher. Mein Freund übernahm die Vorstellung. Mit größter Liebenswürdigkeit begrüßte uns der Gefeierte, dem wir bereits aus unsern Karten bekannt waren, und auf die ihn umdrängende Schar weisend, fügte er hinzu: „Sie sehen, meine Herren, jetzt können wir kein vernünftiges Wort miteinander reden; doch wenn Sie Lust haben, wird es mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen heute Abend ein Glas Bier zu trinken." „Sehr erfreut! — Besten Dank!" Die Hand des schlaggewaltigen Mannes lag in der meinen. Ich war abermals enttäuscht — war das die „alte Schmetterfaust"? Ich trage Handschuhnummer $7^1/_2$, und sie verschwand zwischen meinen Fingern wie eine Frauenhand. Heute, nachdem ich den 26. Band Mayscher Reiseromane gelesen habe, würde ich besser vorbereitet sein; denn gleich mir wundert sich dort Seite 12 der Trapper Jim Snuffle über die berühmte Shatterhand: „Ihr seid wirklich ein ganz außerordentlicher Spaßvogel. Das ist ja eine Frauenhand. So weiche Finger hatte unsere Tante selig." Aber damals hatte ich mir den Mann anders vorgestellt — so einen, dem die athletische Kraft des biceps brachii gleichsam durch den Rockärmel zittert, und nun! — Doch man kann sich täuschen. Und wie oft hast du dich schon getäuscht! Gedulde dich nur bis zum Abend!

Und der ersehnte Abend kam, und wieder zogen zwei Wanderer des Wegs und bogen in die Sonnenstraße, und mit gespannter Erwartung der Dinge harrend, die da kommen sollten, stiegen sie die teppichbelegte Treppe hinan. Wir hatten es günstig erwischt. Wohl war der Saal auch diesmal wieder fast gefüllt, aber wir erhielten zwei Sitze, die man uns mit größter Liebenswürdigkeit frei gehalten hatte, vis-à-vis dem Mittelstück der hufeisenförmig gestellten Tafel, und hatten so die beste Gelegenheit, die Persönlichkeit des berühmten Reisenden aus nächster Nähe studieren zu können. Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die sich eingefunden hatte, Leute aus allen Berufs-

klassen: Offiziere und Arbeiter, Kaufleute und Literaten, Geistliche und Lehrer, Herren vom Forstwesen. Auch Damen waren zugegen. Die bemerkenswerteste unter ihnen war wohl Karl Mays Gattin „Emmeh". Sie hatte, wie uns der Schriftsteller im Laufe des Abends erzählte, ihrer Ähnlichkeit mit Nodschi, der schönen Schwester des berühmten Indianerhäuptlings Winnetou, den ersten Eindruck auf des Gatten Herz zu verdanken, und mit doppeltem Interesse betrachteten wir die gefeierte Dame.

Karl May behandelte die Erschienenen mit größter Liebenswürdigkeit, gleichsam wie Glieder einer großen Familie. „Ein Schriftsteller kennt keine Geheimnisse vor seinen Lesern, er gehört zu ihnen und sie zu ihm — wie der Vater zu seinen Kindern."

Und in der Tat: Old Shatterhand hielt mit nichts zurück, sondern erzählte uns von allem Möglichen und zwar im buntesten Wechsel, von einem Gebiet ins andere überspringend, ohne daß es mir gelungen wäre, irgendwelche Associationspunkte zu entdecken, von den intimsten Dingen, die ihm persönlich Seele und Leib berührten, von seiner Brautwerbung, wie von seinen Mahlzeiten, von erlebten Gefahren und Abenteuern, u. a. die Anekdote von der Locke: „Das muß ich Ihnen erzählen, meine Herren! Komme ich da jüngst nach Bonn — inkognito selbstverständlich. Aber schon am Bahnhof ward ich erkannt. Man schleppte mich ins Hotel. Ich mußte mir für meine vielen Freunde einen eigenen Saal mieten. Jeder wollte mein Autograph haben. Ich verschwitzte im Lauf von 3 oder 4 Stunden mehrere Hemdkragen mit Unterschriftenschreiben, und am Ende fiel es einem kleinen Knirps gar ein, eine Locke von mir zu verlangen. Ich habe, wie Sie sehen, nur Borsten; aber ich machte ihm Hoffnung: „Eine Locke kannst du leicht haben; ich lasse mir morgen die Haare schneiden." Am nächsten Tag — welche Überraschung! Vor meinem Hotel: doppeltes Spalier der studierenden Jugend bis zum nächsten Friseurladen. Ich trete dort ein. Der Bader wirft mir den Mantel um und beginnt sein Geschäft. Da nach den ersten Schnitten geht die Tür auf; ein paar Gymnasiasten stürzen herein — krips, kraps, die am Boden liegenden Haare sind verschwunden. Und so geht das fort, bis die Schererei vollendet ist. Der Friseur ist starr vor Staunen. So etwas ist ihm noch nicht passiert. „Wer sind Sie denn eigentlich?" fragt er endlich, und ich: Nur ein einfacher Schriftsteller. „Und Ihr Name?" — Karl May. Das reißt dem Mann die Augen auf: „Was, Sie! Karl May? Old Shatterhand?" — Yes! — „Herrgott, und ich bin Ihr eifrigster Leser und habe nun kein Härlein mehr von ihnen!" — Und so in diesem Tone ging es weiter; hin und wieder eingestreute Zweifelsfragen der Anwesenden wies

Old Shatterhand mit überlegener Souveränität zurück oder sprang über auf ein neues interessantes Gebiet. Ich hörte ihm schweigend zu. Der Mann schien mir zuerst ein psychologisches Rätsel. Dann nach etwa zwei Stunden stieg ich auf — mein Freund lachte und sprach etwas von „Blauwerden" — ich aber ging, ärgerlich über den Mann, den ich nun endlich persönlich kennen gelernt hatte, und noch ärgerlicher über mich selbst, den die Mayschen Schriften so lange fesseln konnten. Und ich begann ernstlicher über den „Schriftsteller" nachzudenken, nachdem ich von dem „Menschen", den ich so lang bewundert hatte, so bitter enttäuscht gehen mußte.

Ich hatte lange Zeit nichts mehr von Karl May gelesen und nahm darum einige Bände seiner neueren Romane zur Hand — „Old Surehand" und „Satan und Ischariot". Aber sonderbar: die alte Begeisterung, die atemlose Spannung, wollte nimmer kommen. War ich plötzlich ein alter Mann geworden? Kaum — der Kalender wußte noch nichts davon. Was war es nur, daß mir die Erzählungen nicht mehr gefallen konnten, so daß ich das Buch am Ende mißmutig aus der Hand legte? Und da wurden mir nach und nach die Gründe klar: Mein literarischer Geschmack war ein anderer geworden; ich hatte nahrhafte Geisteskost genießen gelernt, und verpfefferte, verwässerte oder versalzene Brühe konnte mir nicht mehr munden. Ich hing nicht mehr ausschließlich am Stofflichen wie in früheren Jahren, und die Schilderung eines phantastischen Abenteuers genügte nicht mehr, meine literarischen Ansprüche zu befriedigen oder mich gar zu fesseln. Der Zauber war dahin und blieb verschwunden; und was immer mir von Karl May in die Hände fiel, ich konnte ihm nichts mehr abgewinnen.

Karl May soll durch seine schriftstellerische Tätigkeit ein reicher Mann geworden sein. Ich bezweifle dies keinen Augenblick, und ein Verleger, dem es vor allem auf den Verschleiß der herausgegebenen Bücher ankommt, kann sicher seine helle Freude an ihm haben. Karl May hat nun eine ganz stattliche Anzahl von Romanen geschrieben. Die beiden Bände, welche ich mir jüngst zusenden ließ, tragen die Nummern 26 und 27, also mindestens 27 Bände, jeder Band 600 und in die 20 Seiten, das gibt fast 18000 Seiten, eine ganz enorme Fruchtbarkeit, wenn man bedenkt, daß er noch Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften ist, und daß verhältnismäßig kurze Zeit seit der Entstehung seiner ersten Bände verfloß. Und dazwischen macht der Mann noch große Reisen. Kein Wunder, wenn er, wie er uns an jenem Abend erzählte, nicht „wie ein gewöhnlicher Mensch" arbeitet, sondern gleich mehrere Tage und Nächte

lang ununterbrochen fortschreibt. Und er zählte bis in die neueste Zeit zweifelsohne zu den beliebtesten deutschen Autoren. „Unter fünf Lesern" — so sagte mir vor einigen Jahren ein guter Freund, der als Leiter einer hiesigen Volksbibliothek, einen ziemlich genauen Einblick in den literarischen Geschmack der breiten Masse gewann — „unter fünf Lesern verlangen sicherlich vier Karl May". Das ist ein gewaltiger Prozentsatz. Und er wird gelesen von unserer Jugend an Volks-, Mittel- und Hochschulen, doch nicht nur von unserer Jugend, die ihn geradezu verschlingt, sondern auch von ernst zu nehmenden Männern, von Beamten, Bürgern und Arbeitern, von Geistlichen und Lehrern, von höheren Militärpersonen und nicht zuletzt von unseren jungen Damen, die in ihm den Helden ihrer Träume finden, dem nichts unbesieglich erscheint, der alles überwindet, was ihm in den Weg tritt, mit einer Kraft, Gewandtheit und Schläue, die nichts Menschliches mehr an sich hat.

Solche Gestalten imponieren nun unseren Jungen und allen jugendlich Fühlenden, und es wunderte mich garnicht, als ich eines Tages einen mir befreundeten jüngeren Beamten in einem kleinen Landstädtchen aufsuchte und ihn fand in einem Zimmer, das er ganz im Mayschen Geiste nach Art eines Indianerwigwams ausgestattet hatte. Silberbüchsen, Stutzen und Bärentöter hingen umher, Medizinbeutel und Skalpe aus Pferdeschwänzen, und inmitten all der Herrlichkeiten saß er selbst mit einem Revolver und einer Mayschen Indianergeschichte. Es gäbe ein Buch für sich und ein dickleibiges dazu, wollte man all die Unwahrscheinlichkeiten, all die Übertreibungen und unmöglichen Zufälligkeiten zusammenstellen, die sich in Karl Mays Reiseromanen vorfinden.

Die Münchener Neuesten Nachrichten haben im Feuilleton ihrer diesjährigen Faschingsnummer eine Satire auf Karl Mays Art, seine Erlebnisse „auf fremden Pfaden" darzustellen, gebracht, und ich habe beim Durchlesen derselben herzlich lachen müssen. „Die blaue Schlange (Indianer-Roman von Karl May — Schluß)." So lautete die verheißungsvolle Überschrift und dann trat er auf, der große Held, der sich hier einmal selbst übermayte, indem er begann: „Ich hatte meine fünf Gewehre umgehängt, den Bärentöter, mein Henrygewehr, einen Mauserkarabiner, eine Elefantenbüchse und einen Drilling, den Hirschfänger und einen Schleppsäbel umgebunden, drei Paar Revolver und einige Doppelpistolen in den Gürtel gesteckt, den Sauspieß, eine Hellebarde, meinen Tomahawk, einen Lasso und eine Walfischharpune in die Hand genommen und die kleine Gattlingkanone, ohne die ich nie in die Prairie ziehe, in dem Rucksack unter-

gebracht und die Hosentaschen mit Stinkbomben und Dynamitpatronen gut gefüllt. So kroch ich mit der mir eigenen Schläue —“ und nun folgen die unsinnigsten Abenteuer, wie sie selbst ein Old Shatterhand nicht auszuführen vermöchte, wenn dieselben auch immerhin den seinen frappant ähneln; denn „jeden Feind schlägt er furchtbar, aber schonend auf den Kopf, bindet dann die Niedergeschmetterten mit dem Lasso, den er bei solchen Gelegenheiten immer bei sich führt, und zum Abschied gibt er ihnen seinen Segen, den er zu solchen Zwecken auch immer bei sich führt.“ Wie gesagt, ich amüsierte mich bei der Lektüre der kleinen Parodie ganz vorzüglich, und ich fand die launige Art, auf die Schwächen der Mayschen Romane aufmerksam zu machen und sie zu geißeln, indem man sie lächerlich machte, ganz zweckentsprechend.

Allein für uns handelt es sich vor allem darum, die Sache von der ernsten Seite aus zu betrachten und den wirklichen Karl May in seinen Schriften und die Wirkung dieser Schriften auf unsere deutsche Jugend zu betrachten, und da finden wir denn, daß gerade jene phantastische Mache, die Abenteuer an Abenteuer reiht, die durch Erfindung immer neuer Gefahren die Spannung des am Stoff hängenden Lesers immer wieder aufs neue strafft, die seine Gier nie satt werden läßt, daß gerade dies Moment in den Mayschen Schriften es vor allem ist, was unsere urteilslose Jugend besticht.

Und wie kaum ein zweiter versteht er es, auf diese Stoffgier zu spekulieren; denn im Durchschnitt bringt ein neues Seitendutzend auch wieder ein neues Abenteuer, und darum folgen ihm unsere Jungen atemlos durch dick und dünn, „durch Wüste und Harem“, „durchs wilde Kurdistan“, „von Bagdad nach Stambul“, „in die Schluchten des Balkan“, „ins Land der Skipetaren“, „an den stillen Ozean“, „an den Rio de la Plata“, „in die Cordilleren“, „ins Land des Mahdi“, kurzum in jedes Gebiet, das er ihnen in Goldlettern auf dem grünen Umschlag seiner handlichen Bände ankündigt.

Ich hatte, als ich vom Ausschuß unserer Jugendschriften-Vereinigungen Hamburg-Berlin-München den Auftrag erhielt, vorliegenden Artikel zu schreiben, jahrelang kein Buch mehr von Karl May gelesen, und ich mußte, um auch wörtliche Citate bringen zu können, wieder einen Band zur Hand nehmen. Es ist im Grunde völlig einerlei, welchen aus den 27 Bänden man auswählt, und so ließ ich mir — eigentlich wahllos — den 26. schicken: „Im Reiche des silbernen Löwen“ 1. Teil, nur, weil mir diese Erzählung noch unbekannt war. Wie gesagt: wer sich von meinen Behauptungen überzeugen will, braucht nicht gerade nach

diesem oder jenem Buch Mays zu greifen; denn er bleibt überall derselbe. Jeder neue Roman ist eigentlich nur eine überarbeitete und nach Zeit, Ort und Personen etwas umgemodelte Auflage der andern Bände — zuweilen nicht einmal das; denn Karl May kopiert sich immer wieder selbst, und es würden in vorliegendem Bande schon die ersten hundert Seiten genügen, um zu beweisen, was ich behaupte. Ich habe darum meine wörtlichen Belegstellen samt und sonders nur dem 1. Band des Reiseromans „Im Reiche des silbernen Löwen" entnommen. Man mag in diesem Umstand eine Schwäche meiner Beweisführung erblicken und das Material als nicht erdrückend finden. Ich bin gegenteiliger Ansicht. Ich kenne die meisten Romane Karl Mays und weiß, daß sich die Beweise ins Endlose vermehren ließen wie die Romane selbst. Gerade der Umstand, daß es möglich ist, aus einem beliebigen Band für die charakteristischen Mängel genügend Belege zu finden, scheint mir erdrückender als eine Sammlung von solchen aus sämtlichen Bänden.

Ich stellte vorhin die Behauptung auf, die in den Mayschen Reiseromanen erzählten Begebenheiten, insbesondere seine eigenen Heldentaten, seien unwahrscheinlich, ja geradezu unmöglich. Beweise gäbe es in Fülle. Ich gestatte mir nur einige aus dem oben erwähnten Bande anzufügen.

Was ist da Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi nicht alles möglich?!

Seite 75 befreit er mitten aus einer Schar von 70 lebendigen wachen Indianern einen gefesselten Perser. Von der Unwahrscheinlichkeit seiner Erzählung hat er wahrscheinlich selbst eine Ahnung, da er bemerkt: „Die Indsmen hätten es sehen sollen, ja sehen müssen; aber in ihrer Aufregung sah es keiner von ihnen. Es war wie ein Wunder, daß mir dieser Streich gelang." Doch es kommt noch besser; denn „das scheinbar Schwere ist oft viel leichter als das, was leicht erscheint und auch leicht ist!" (Seite 97.) „Sind mir die Umstände nicht günstig, so erzwinge ich es." Um gefangene Freunde aus der Gewalt eines Indianerhaufens zu befreien, „kommt es mir gar nicht darauf an, mitten unter die Roten hineinzuspringen und dem Alten (dem Häuptling!) das Messer an die Kehle zu setzen mit der Drohung, sofort zuzustechen, wenn jemand die Hand gegen mich erhebt und die Bleichgesichter nicht freigegeben werden." (Seite 98.) Doch ist dieser Gewaltstreich, dieser „pure Wahnsinn", wie ihn Mr. Perkins bezeichnet, nicht nötig. Old Shatterhand besiegt die 70fache Überzahl des Gegners durch List. Er fängt den Häuptling To-kei-chun, um ihn gegen die Gefangenen

auszutauschen. Es gelingt ihm und zwar auf wunderbare Weise: Old Shatterhand reitet dem feindlichen Trupp — er hat natürlich wieder durch Zufall ihre Wegrichtung erlauscht; denn im Anschleichen und Aushorchen leistet er Unübertreffliches, und was das Wunderbarste ist: die Personen, hinter denen er unbemerkt liegt, sprechen in den verhängnisvollen Augenblicken immer gerade von dem, was Old Shatterhand für seine Pläne tauglich erscheint! — also er eilt auf seinem windschnellen Renner den Feinden eine halbe Tagereise voraus, schleicht sich in einen Wald und — doch lassen wir ihn selbst erzählen: Seite 101: „Dort sah ich mich um; ich mußte mich verstecken, aber wo? Ich brauchte nicht lange zu suchen. Ich sah eine Baumleiche liegen, welche ganz von wildem Efeu übersponnen war. Der Efeu bildete eine grüne Decke, unter welcher ich mich sehr gut verstecken konnte. Freilich war anzunehmen, daß ich nicht das erste Wesen sein würde, welches da eine Zuflucht suchte. Ich kroch hin und stocherte mit dem Bärentöter hinein; wirklich stöberte ich da allerlei Viehzeug auf; ich sah sogar zwei Klapperschlangen, welche die Flucht ergriffen." Nun kriecht Old Shatterhand unter die Efeudecke und erwartet die Indianer. Seite 102: „Ein anderer wäre im Zweifel darüber gewesen, ob die Roten überhaupt kommen würden; (wir alle, meine ich!) ich aber war überzeugt, daß meine Vermutung richtig sei." Und „sie kamen". Erst der Trupp mit den Gefangenen, dann der Häuptling. „To-kei-chun fühlte seine Würde und hielt es für derselben (deutsch!) angemessen, nicht unter den gewöhnlichen Kriegern zu reiten, sondern ein Stück zurückzubleiben." (Seite 103.) Seite 59 heißt es allerdings: „An der Spitze ritt ein alter Häuptling"; heute durfte er nicht mehr vorausreiten, sondern hinterdrein; denn er sollte ja gefangen werden, und „in diesem Falle bekam ich Gelegenheit, ihn in meine Gewalt zu bekommen."

„Endlich kam er, wohl eine volle Viertelstunde später als die andern. Er stieg ab und setzte sich ganz nahe an den umgestürzten Baum unter dessen Efeudecke ich lag." „Ich gestehe, daß mir der Verstand darüber still stehen will!" sagt einmal der „alte Tim" (Seite 257) oder gibt's solchen Zufall? Doch nein! Karl May ist der Letzte, der an Zufall glaubt, sagt er doch selbst Seite 267 als Einleitung zum dritten Kapitel: „Wie ich schon oft im Verlaufe meiner Erzählungen getan habe, betone ich auch jetzt wieder, daß ich kein Anhänger der Lehre der Zufälle bin. Ich hege vielmehr die vollständige und unerschütterliche Überzeugung, daß wir Menschen von der Hand des Allmächtigen, Allweisen und Allliebenden geführt werden, ohne

dessen Willen — nach dem Worte der heiligen Schrift — kein Haar von unserem Haupte fällt. — Meine Erfahrungen stehen mir höher als die Behauptungen meinetwegen sehr gelehrter Personen, welche nur deshalb von dem Einflusse der himmlischen Vorsehung nichts bemerken, weil sie auf denselben verzichtet haben." Also kein Zufall, sondern himmlische Vorsehung! Was doch unserm lieben Herrgott nicht alles in die Schuhe geschoben wird! — Doch wieder zu unserm Indianerhäuptling! Der bleibt selbstverständlich „ein gutes Stück hinter dem Heereszuge zurück" und wird von Old Shatterhand gefangen. Und nun spielt der Sieger, um dem Gefangenen seine Überlegenheit zu zeigen, mit ihm, wie die Katze mit der Maus. Er läßt den Häuptling im Wald absichtlich entschlüpfen, um ihn nach einer Viertelstunde wieder zu fangen. Er läßt ihn, scheinbar unbemerkt, auf freier Prairie seinen Renner besteigen, um ihn mit dem Lasso wieder zu erjagen — kurzum, nichts ist ihm, dem Unüberwindlichen, unmöglich.

Aber es kommt noch ärger: Um den gefangenen Häuptling gegen die Weißen auszutauschen, reitet Old Shatterhand mit dem „Totem" To-kei-chuns ins Lager der Rothäute. Dort — so erzählt er — Seite 151 „spannte ich den Hahn des Stutzens, nahm das Repetiergewehr par pistolet in die rechte Hand, ließ meinen Schwarzschimmel, um mir Raum zu machen, mit ausschlagenden Hufen im Kreise springen und lenkte ihn dann nach dem Hintergrunde, wo die Gefangenen lagen." Sicherlich hätte er dieselben mit Leichtigkeit befreit. Da bemerkt er plötzlich nach raschem Überzählen, wobei er ständig laut unterhandelt, daß es nicht mehr siebzig Indianer sind, sondern nur fünfundsechzig. Sofort wird ihm klar, daß die fehlenden fünf Mann hinaus auf die Prairie geschlichen sind, um den gefangenen Häuptling, der von den zwei Gefährten Mays bewacht wird, während der Abwesenheit Old Shatterhands zu befreien. Was tun? „Ich schwang mich" — Seite 159 — „in den Sattel, gab dem Pferde die Sporen und flog davon, mitten unter die Indianer hinein. — Ich überritt fünf oder sechs, riß ebensoviele um und lenkte um die Ecke. Im ersten Augenblicke vor Überraschung still, erhoben sie dann ein Geheul, welches wie von wilden Tieren klang. Säumen gab es da nicht. Ich trieb meinen Schimmel zur höchsten Eile an; wir flogen wie ein Wetter durch das lichte Gebüsch. Nach einiger Zeit lenkte ich aus demselben hinaus, um einen Blick auf die freie Ebene werfen zu können. Ah, da draußen kam ein Reitertrupp im Galopp auf den Berg und das Buschwerk zu! Den fünf Comantschen war ihr Streich also gelungen. Sie hatten ihren Häuptling befreit und Dschafar und Perkins gefangen ge-

nommen. Nun hatte ich also sechs Rote vor mir und eine Rotte von über sechzig hinter mir; doch es gab kein Bedenken.

Es galt, den Häuptling wieder zu ergreifen und die beiden Gefährten zu befreien. Das wäre garnicht schwer gewesen, wenn ich die fünf Roten hätte erschießen wollen; aber dies widerstrebte mir selbst in dieser mehr als peinlichen und bedrängten Lage. Nur kein Menschenblut vergießen! Die Pferde freilich konnte ich nicht schonen; sie mußten fallen, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte. — Ich hielt mein Pferd an und streichelte ihm den Hals, um es zum ruhigen Stehen zu veranlassen, denn ich durfte keinen Fehlschuß tun, und ebensowenig durfte ich absteigen, weil ich vielleicht gezwungen war, einen oder einige Rote niederzureiten. Ich selbst war nicht im geringsten aufgeregt und konnte mich auf meine sichere Hand verlassen.

Ich nahm den Stutzen vor. Hinter dem äußersten Gesträuch haltend, lugte ich hinaus. Würden die Erwarteten nach der Stelle kommen, an welcher ich mich befand? (Selbstredend!) Ja, sie kamen im Trab gerade auf dieselbe zu. Schon konnte ich ihre Gesichter erkennen.

Voran ritt der Häuptling mit dem auf das Knie gestemmten Gewehre in der Hand. Hinter ihm folgten drei Rote nebeneinander, und dann kamen zwei, welche die Pferde an den Zügeln führten, auf denen Perkins und Dschafar saßen. Als sie bis auf etwa vierzig Schritt herangekommen waren, legte ich den Stutzen an. Mein Pferd stand still wie eine Mauer. Der erste Schuß traf das Tier des Häuptlings; es tat noch einige Sätze und überschlug sich dann; in welche Lage To-kei-chun dabei kam, das durfte ich nicht beobachten, denn ich hatte meine Augen auf die Pferde seiner Leute zu richten; fünf weitere Schüsse, und sie stürzten eins schnell nach dem andern.“ Die Indianer flohen natürlich, von panischem Schrecken ergriffen. Doch „nun zu dem Häuptling! Eben war er losgekommen und richtete sich auf. Ich trieb mein Pferd an ihm vorbei und gab ihm dabei einen Kolbenschlag, der ihn wieder niederwarf.“ Nun werden die gefesselten Freunde rasch losgebunden. To-kei-chun wird quer über den Sattel gelegt, und hinaus geht's in die freie Prairie. „Keine halbe Minute später hörten wir hinter uns ein vielstimmiges Geheul.“ Es sind die fünfundsechzig berittenen Indianer. Doch was ist das für Old Shatterhand? Sein Zaubergewehr hält sie natürlich alle in Schach, und Seite 172 ist bereits alles glatt erledigt, und sämtliche Gefangenen sind befreit.

Damit wäre die Geschichte eigentlich aus. Aber nein! Es muß sich immer wieder einer fangen lassen, und damit dies auch einigermaßen wahrscheinlich wird, muß der gleich am

Anfang gefangen gewesene Perser Dschafar auf dem Ritt durch die Wildnis lyrische Gedichte von Hafis lesen und dabei hinter dem Zuge zurückbleiben. Denn „dieser persische Schöngeist hatte ganz besonders heut mehr Auge für seinen Dichter als für die Gegend, durch welche wir kamen“ (Seite 190). Dschafar wird also abermals gefangen, und Old Shatterhand ist genötigt, abermals den Häuptling To-kei-chun in seine Gewalt zu bekommen, um abermals tauschen zu können. Welcher Mangel an eigentlicher ernster Schöpferkraft trotz aller Münchhausiaden und Phantastereien!

Es wäre eine müßige Arbeit, festzustellen, was von all diesen Reiseerlebnissen wirklich erlebt und was erdichtet ist.

Von Halef, dem obersten Scheich der Haddedihn-Araber, läßt sich Karl May einmal (Seite 290) folgende Ratschläge geben:

„Übertreibungen? O Sihdi, wie ist es mit deiner Erfahrenheit und Menschenkenntnis doch so schlecht bestellt! Der Mensch ist das einzige ungläubige Geschöpf, welches auf der Welt wohnt; denn Tiere, Pflanzen und Steine können nie ungläubig sein, was du aber gar nicht zu wissen scheinst. Und weil der Mensch den Unglauben ganz allein besitzt, so hat er davon eine so große Menge, daß sie gar nicht gezählt, gemessen und berechnet werden kann. Sagst du das Wort hundert, so wird man dir nur das Wort zwanzig glauben; hast du fünf Kinder, so traut man dir nur zwei zu, und behauptest du, alle zweiunddreißig Zähne zu besitzen, so läßt man dir nur zehn oder elf, zwischen denen sich einundzwanzig Chilahl (Zahnlücken) befinden. Darum wird ein kluger Mann stets mehr sagen als eigentlich richtig ist. Ich, der Besitzer eines einzigen Knaben, behaupte, daß ich zehn Knaben und zwanzig Mädchen habe; ich behaupte, sechsundneunzig Zähne zu besitzen, und das ist keine Lüge; denn ich weiß ja, daß man mir wenigstens drei Viertel davon abziehen wird. — Wenn du einen Wüstenfuchs geschossen hast, mußt du unbedingt einen Löwen daraus machen, weil man sonst annimmt, daß es nur eine Maus gewesen sei, und wenn ein Mensch im Flusse umgekommen ist, so muß ich erzählen, daß zehn Personen ertrunken seien; denn sonst behauptet man, daß überhaupt gar kein Wasser zum Ertrinken dagewesen sei. Nimm dir diese Worte zu Herzen, Sihdi!“ — In der Tat eine famose Maulhelden-Moraltheorie, wie sie da der kleine Hadschi entwickelt, und der Ratschlag und die Bitte, die er zuletzt seinem Sihdi vorbringt, scheinen nicht in den Wind gesprochen worden zu sein.

Man hat schon viel über den großen Schaden gesprochen, den die Lektüre von Indianer- und Räubergeschichten auf

jugendliche Leser ausüben soll, und nicht selten kommt es vor, daß man in den Zeitungen liest von kleinen Banden, die sich unter Zuhilfenahme der elterlichen Kasse Waffen und sonstige Ausrüstungsgegenstände verschafften und in einem Wäldchen in der Nähe des heimatlichen Städtchens ein idyllisches Indianer- oder Räuberleben führten, wenn sie es nicht vorzogen, harmlose Wanderer oder friedliche Gehöfte zu plündern. Andere, deren Phantasie nicht stark genug war, sich über das Stillose der Umgebung hinwegzusetzen, wanderten nach einem tüchtigen Griff in den väterlichen Geldbeutel aus. In den meisten Fällen wurden die kleinen Abenteurer noch rechtzeitig und durch die Strapazen der Reise gehörig kuriert irgendwo aufgefangen und glücklich und wohlbehalten in die Arme der besorgten Mutter und unter die Fäuste des gestrengen Herrn Papa zurückgebracht.

Das sind jedoch die krassesten Fälle; viele andere Folgen, wie Unlust an ernsten Arbeiten, schlechte Quartalsnoten und ähnliche, bleiben zumeist verborgen oder doch verkannt; aber ich finde all die Gefahren dieser Art nicht einmal so schlimm, habe ich sie doch einst selbst am eignen Körper erleben und erproben können.

Wie jeder gesunde deutsche Junge, so hatte auch ich einst meine Indianerperiode. Ich mochte damals ungefähr 14 bis 15 Jahre zählen und besuchte gerade eine Mittelschule zu Neustadt, einem Städtchen in Franken, als mir — ich glaube, es war in einem Jahrgang des bekannten „neuen Universums“ — zum erstenmal eine Erzählung von Karl May in die Hand fiel. „Der Ölprinz“ lautete der Titel, und unter all den Ausführungen, welche die Geschichte brachte, packte mich am meisten die detaillierte Schilderung des Anschleichens an einen Feind. Da es Karl May liebt, sich selbst immer wieder abzuschreiben, ist es mir möglich, jene Stelle aus dem Ölprinzen heute aus dem „silbernen Löwen“ wörtlich anführen zu können. Da heißt es Seite 100: „Der Boden war weich, und ich sah mich gezwungen, auf allen Vieren zu gehen, das heißt aber nicht auf den Händen und Füßen, sondern auf den Finger- und Zehenspitzen. Was das heißt und wie außerordentlich anstrengend das ist, das weiß freilich bloß der, der es ausgeführt hat. Ich kenne keine körperliche Anstrengung, welche soviel Kraft und Ausdauer erfordert, wie dieses Gehen auf Zehen und Fingern. Dazu kam, daß ich diese Bewegung rückwärts machen mußte, weil es nötig war, die Eindrücke, welche ich doch nicht vermeiden konnte, sogleich wieder auszulöschen. Ich ging also mit den Fußspitzen voran und mit den Fingern hinterdrein, trat mit den letzteren

stets genau in die Spur der ersteren und wischte nach jedem Schritte diese Spur mit der Hand wieder aus."

Ich war schon damals ein eifriger Turner, Schlittschuhläufer und Schwimmer, wie ich mir bis zur Stunde eine fast leidenschaftliche Liebe für jede Art körperlichen Sports bewahrt habe, und so wird mir's niemand verargen, wenn ich sobald als möglich „der" sein wollte, der wußte, „was das heißt", sich so anzuschleichen. Und da es nach Karl May nur der wissen konnte, „der es ausgeführt hat", so ging ich sofort an die praktische Ausführung und kroch nach oben angegebenem Rezept mit allen möglichen Gliederverrenkungen zunächst auf meinem Zimmer um alle Tisch- und Stuhlbeine. Doch trotz lebhaftester Phantasie erschien mir das eigenartige Experiment nicht reizvoll genug, und ich beschloß, meine Übungen ins Freie zu verlegen und gleichzeitig mit mehreren Gesinnungsgenossen einen Apatschen- oder Delawarenstamm zu gründen. Für tiefere Stimmung sorgten die bekannten 25 Pfennig-Indianerbüchlein, und bald hatten wir eine gar stattliche Zahl kriegslustiger Rothäute beisammen. Eine Schlucht in der Nähe Neustadts, ziemlich versteckt querfeldein gelegen, gab uns erwünschten Unterschlupf, und tagtäglich ging's zwischen 12 und $1^3/_4$ Uhr, welche Zeit uns für die Mittagspause freigegeben war, auf geheimen Pfaden durch wogende Getreidefelder nach Indianerart, wobei jeder Einzelne in die Fußstapfen seines Vordermanns sich zu treten bemühte, hinaus ins „Felsgebirg der Anden".

Dort angekommen, zogen wir unsere Tomahawks und Speere aus dem versteckten Wigwam hervor, zündeten ein Lagerfeuer an und rauchten, indem wir ernst schweigend im Kreis herumhockten, die Friedenspfeife, die der „schwarze Bär" dem Pfeifenschrank seines Herrn Vaters leihweise entnommen hatte. Eine zweite Rothaut, der Sohn eines Gastwirts, besorgte das „Feuerwasser", das mit der Friedenspfeife abwechselnd die Runde machte. Der „schlaue Fuchs" lag derweil droben am Rande der Schlucht und spähte nach „Bleichgesichtern" aus. Ich hatte mich bald zum obersten Häuptling der Apatschen emporgeschwungen, führte den stolzen Namen „Kriegsaar" und träumte schon von allen möglichen Skalpen und Wampungürteln und hätte sicherlich noch manche „Tat getan", wenn nicht unserm Treiben ein jähes Ende bereitet worden wäre. Eines Tages, als ich mich gerade in einen hitzigen Ringkampf mit Unkas, dem letzten Mohikaner und obersten Häuptling der gegnerischen Delawaren, eingelassen hatte, stand plötzlich das verhaßteste aller Blaßgesichter, der Pedell unserer Anstalt, der uns schon längst vergeblich nachgestrichen war, vor den verdutzt auseinanderfahrenden Häuptlingen. Am nächsten Tag

waren wir „angenagelt“, und der Leiter der Schule hielt uns eine längere Strafpredigt, worin er vor allem betonte, daß dies kindische Treiben „heranwachsender junger Männer“ unwürdig sei. Er meinte es ja recht gut, der liebe Herr, den ich heute noch verehre, und wir fühlten uns auch fortan, gehorsam seiner Weisung entsprechend, als „heranwachsende junge Männer“, warfen nicht mehr mit Speer und Tomahawk, und wenn wir rauchten, so waren's keine Friedenspfeifen mehr, sondern ganz simple Cigaretten, und auch sonst trieben wir so manches, was sich mehr für „heranwachsende junge Männer“ schickte als Kinderspiele — ob es aber Besseres war, lasse ich dahingestellt.

Doch noch heute denke ich gern zurück an jene Zeit voll romantischer Abenteuer, die unsere Phantasie im Spiel sich schuf, und gar oft im Leben, wenn es recht nüchtern und verständig um mich her zuging, erinnerte ich mich mit einer gewissen Sehnsucht jener wilden Jungenzeit und meiner stolzen Häuptlingsschaft als Oberster aller Apatschen.

Ich bin also eigentlich kein geschworener Feind der Indianergeschichten im allgemeinen, kein abgesagter Gegner des Stoffes überhaupt. Im Gegenteil, ich gebe unserer Jugend, besonders scheuen Jungen, gerne ein Buch, das sie anregt und durch Beispiele persönlichen Mutes selbst mutig und aufgeweckt macht; denn wir brauchen ein frisches deutsches Geschlecht, das den Anforderungen, welche die Zukunft stellen wird, auch mit unerschrockenem Mute und unternehmender Keckheit entgegentritt und sich nicht gleich kopfscheu machen läßt.

Noch aus einem anderen Grunde spreche ich den Indianergeschichten ihre Existenzberechtigung nicht ab. Sie bilden ein Stück Völker- und Kulturgeschichte. Ein großes Volk, dem die Natur gewisse Gaben verlieh, die es nach mancher Hinsicht sogar in hohem Grade vor uns auszeichnen, wird durch die teuflische Habsucht gold- und ländergieriger Europäer, durch den Alkoholismus und eingeschleppte Krankheiten und Laster zum Aussterben gebracht. Bietet nicht schon die nackte Erzählung dieser Tatsachen allein ein Völkerdrama von erschütternder Tragik, einen hochinteressanten Stoff für jeden Epiker? Ich sähe keinen Grund ein, warum wir unsrer lesenden deutschen Jugend dies Gebiet ganz verwehren sollten. Ich denke da an Coopers „Lederstrumpfgeschichten“, an die Erlebnisse jenes schlichten Trappers, der als Träger europäischer Kultur und unerschrockener Pionier des Westens inmitten der Urwaldwildnis ein Heldendasein lebte, das jeden deutschen Knaben anregen und fesseln wird. Auch hier finden sich mancherlei Abenteuer, heldenhafte Taten und blutige Greuelscenen. Aber

vergleichen wir Coopers Schriften, dieses Klassikers der Indianergeschichten, mit denen Karl Mays, so wird uns der Unterschied sofort in die Augen springen.

Was Cooper schreibt, wirkt wahr, wahr im literarischen Sinn. Ob es sich genau so, wie es geschildert wird, in der Wirklichkeit zutrug, ist ja für den künstlerischen Wert der Dichtung gleichgiltig — es kommt vor allem auf die Wirkung des Geschriebenen an, ob man dem Schriftsteller glaubt, was er uns sagt. Cooper schreibt wahr, er stellt die Geschehnisse so dar, wie sie seine Seele sah, schlicht und natürlich, und eben darum künstlerisch.

Karl May dagegen bringt nichts Erlebtes, nichts lebendig Empfundenes; er komponiert mit spekulierender Phantasie, um uns etwas weiß zu machen; er dichtet nicht lebensvolle Gestalten, sondern er fabriziert Puppen, wie er sie eben braucht, um den Helden — und das ist immer in letzter Linie nur er — zu verherrlichen. Gibt er einmal einer andern Person Vorzüge des Körpers oder des Geistes, so geschieht dies nur, um seine eigene Überlegenheit an ihr zu beweisen.

Der Schriftsteller May hat, so viel er auch schrieb und so viele Nebenhelden er auch außer seiner Person herzustellen bemüht war, doch keine einzige lebenswahre und darum lebensfähige Gestalt hervorgebracht. Wie verblaßt und nichtssagend ist zum Beispiel im vorliegenden Band der Perser „Dschafar", nach dem das ganze erste Kapitel genannt ist? Eine Null! Und läßt sich May einmal näher auf direkte Personenbeschreibung ein, so karikiert er gleich in so übertriebener Weise, daß jede Wahrscheinlichkeit dabei zerstört wird. So schildert er die beiden Trapper Jim und Tim Snuffle (Seite 4 und 5) als so ähnlich, daß, „wenn diese beiden Männer miteinander in ein Gebüsch gingen und einer von ihnen allein wieder herauskam, man nicht wußte, welcher es war". Denn Gestalt, Gesichtszüge, Anzüge, Schnürschuhe, Biberhüte, Regenmäntel, Messer, Revolver, Rifles — alles „war geradezu zum Verwechseln", und selbst „die Maultiere, welche sie ritten, waren in Beziehung auf Farbe, Größe, Bau und Gang vollständig gleich". „Eine allzu große männliche Schönheit war ihnen — den Brüdern — nicht zuzusprechen, weil leider der hervorragendste Teil ihrer Gesichter auf eine ganz ungewöhnliche Weise ausgebildet war. Sie hatten Nasen, und zwar was für welche! Man konnte mit aller Sicherheit, jede Wette zu gewinnen, behaupten, daß solche Nasen in den ganzen Vereinigten Staaten nicht mehr zu finden seien. Und nicht die Größe allein, sondern ebenso die Form war außerordentlich und auch die Farbe. Um sich solche Nasen vorstellen zu können, muß man sie gesehen

haben; beschreiben kann man sie nicht." Da haben wir's nun! Vor lauter Nasenschilderung doch kein charakteristisches Nasenbild!

Doch nun nach den großnasigen Trappern eine Gestalt aus dem Orient, die Photographie des Onbaschi Kepek, Seite 498: „Die Wangen hingen wie Säcke herab; unter den Augen bildete die Haut je einen blutrot schimmernden Beutel; es gehörte keine hervorragende Phantasie dazu, die dicken Lippen für Salamiwürste zu halten; die Äuglein waren fast garnicht mehr zu sehen. Nach unten war das Gesicht durch eine Unterkehle abgeschlossen, welche ganz gewiß das Gewicht eines fetten Bologneserschweinchens hatte, und nach oben durch einen Fes, aus dessen Fettflecken, wenn er ausgekocht wurde, sehr wahrscheinlich ein Kilo Hammeltalg gewonnen werden konnte." Und so geht es fort. „Das ausgewachsenste Walroß war ein hungriger Waisenknabe im Verhältnis zu seinem Umfang." „Die Pantoffel waren die schönsten Donaukähne mit Halbverdeck." Daß diese Schilderung besonders schön oder gar appetitlich, trotz Salami und Bologneserschweinchen, wäre, wird niemand behaupten wollen. Aber wir würden uns schon zufrieden geben, wenn wir nur glauben könnten. Doch Karl May glaubt hoffentlich — wir nehmen dies in seinem eignen Interesse an! — selbst nicht an dergleichen Mißgeburten einer witzelnden Phantasie. Anders liegt es bei zwei anderen Gestalten seiner Reiseromane: bei „Winnetou, dem roten Gentleman", dem Häuptling der Apatschen, und bei „Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah", dem Scheik der Haddedihn vom großen Stamme der Schammar; denn diese beiden Helden sollen Wesen von Fleisch und Blut gewesen sein, wie ich seinerzeit aus Old Shatterhands höchsteigenem Mund erfahren konnte.

Es sind ohne Zweifel — wenn man hier so sagen kann — Mays gelungenste Gestalten; aber ich glaube an keine von beiden. Von „Winnetou", dem „brennenden Wasser", sagte Karl May damals, als wir nach dem „roten Gentleman" forschten: „Es tut mir leid, daß ich Winnetou bereits geschildert habe. Ich war damals noch nicht recht reif dazu. Erst jetzt wäre es mir möglich, diesen Edelmenschen so darzustellen, wie er wirklich war." Ich gebe ja gern zu, daß auch ein Indianer ein Gentleman sein kann, selbst nach europäischen Begriffen, und gleich Seumes „Wilden" mag manche Rothaut Eigenschaften und Tugenden haben, an denen sich mancher Europäer ein Beispiel nehmen dürfte. Aber ich halte es für ausgeschlossen, daß ein Indianer, der nach den Sitten und Bräuchen seines Volkes, von denen doch viele nach unsrer Ethik unmoralisch erscheinen, erzogen wurde, der in Urwald und Steppe aufwuchs, ein so korrekt denkender und

fühlender Gentleman wie Mays Winnetou werden kann. Ich halte diese Entwicklung für unnatürlich; denn die Verhältnisse formen den Menschen, und auch wir sind Produkte unsrer Zeit und unsrer Umgebung, und niemand wird behaupten wollen, daß unsre im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Sitten und Bräuche, wie unsre Lebensanschauungen, immer so naturgemäße seien, daß ein Bewohner der Wildnis infolge seiner Edelnatur zu denselben psychischen Resultaten gelangen könnte. Überdies scheiden uns noch die charakteristischen Eigenschaften unsrer Rasse von jenem Indianerhäuptling, so daß es mir völlig ausgeschlossen erscheint, daß eine derartige Gestalt in Wirklichkeit je existierte.

Durch Zufall machte ich einst im Eisenbahncoupé die Bekanntschaft eines Agenten der Hagenbeckschen Menagerie, der mit mehreren Trappern jenes Gebiet bereist hatte, wo die Apatschen ihre Jagdgründe haben. Da auch ihm Mays Schriften bekannt waren, hatte er sich dort nach Winnetou, dem berühmten Apatschenhäuptling, erkundigt. Lange konnte er nichts erfahren; endlich teilte ihm ein alter Jäger mit, er habe einen Häuptling dieses Namens gekannt. Als er ihm das letzte Mal begegnet sei, habe der Indianer am Gürtel einen noch feuchten roten Lappen getragen, den er kurz vorher in das Blut eines ermordeten Kindes getaucht hatte.

Es soll nun durchaus nicht behauptet werden, daß dieser Winnetou der Winnetou Karl Mays, der mir ja überhaupt nur ein Phantom zu sein scheint, wäre; ich wollte damit nur ausdrücken, daß ich es für unmöglich halte, daß ein Indianerhäuptling die idealen Eigenschaften alle haben kann, die Karl May seinem „roten Gentleman“ beilegt.

Bei Hadschi Halef, dem arabischen Scheik, ist es nicht anders; nur daß hier die Heldenhaftigkeit des kleinen Mannes mit den dreizehn Barthaaren mehr ins Komische gezogen ist. Diesen Helden ernsthaft zu nehmen — wir haben ihn ja bereits in einigen seiner Reden kennen gelernt — fällt wohl niemand ein. Ich denke, Karl May tut es selbst nicht, wenn er auch seine Leibhaftigkeit behauptete. Mir scheint, als wäre dieser Halef mit der locker hängenden Nilpferdpeitsche, die jedem Beleidiger gleich ein paar „Kamelpfade“ quer über die „Steppe seines Gesichts“ streicht, nur so eine Art Hanskasperl, das Kara Ben Nemsi plappern läßt, wie's ihm gerade in den Kram paßt. Lassen wir ihm die unschuldige Freude! Nur sollten dem kleinen Kerlchen nicht gar so große Verstöße gegen die oft angerufene „Logik“ unterlaufen. Denn bald ist Halef von europäischen Verhältnissen, trotzdem er monatelang mit dem Europäer Karl May herumreitet und bereits samt Gattin zum Christentum bekehrt ist, so ununterrichtet, daß er, nach Mays Gemahlin „Emmeh“ sich erkundigend

(Seite 395 und folgende), fragt, ob sie von der Milch der „Kamele Butter machen und aus Palmenfasern Stricke drehen und Decken flechten und Datteln entkernen“ könne, ob sie türkisch und arabisch spräche und verstünde, ob sie „Felle gerben und Messer schleifen“ könne. Seite 422 zeigt sich jedoch dieser Sohn der Wüste über Verhältnisse der Eisenbahnen so wohl unterrichtet, daß er sie sogar in einer Satire zu verwerten versteht.

Und wer trotz allem noch an ein solches Seelenkuriosum glauben könnte, der lese Seite 270, 271 und 272 Hadschi Halefs Brief an seinen Sihdi! Ich glaube, er hat dann genug.

Läßt Karl May seine Personen sprechen, so bemerkt jeder Leser sofort den Faden, an dem all ihre Gedanken und Gefühle hängen, und gleich willenlosen Marionettenpuppen werden die Seelen dahingezogen, wo sie der Oberregisseur braucht. Der Verfasser vermag es eben nie, sich in irgend einen Charakter dichterisch zu versetzen und aus dieser Stimmung heraus zu schaffen, sondern er phantastert nur von sich aus an die Personen hin. Daß dabei oft recht kindische Dialoge, selbst zwischen ernst zu nehmenden Männern, vorkommen, kann nicht verwundern.

Was die Wahrheit der mehr allgemeinen Schilderungen von Land und Leuten betrifft, ob Karl May wirklich vierzehnmal in den Vereinigten Staaten und „in den Zwischenzeiten bei Türken, Chinesen und Niggern und auch da, wo man auf Kamelen sitzt und vor lauter Hitze die Haut und das Fell verliert“ (Seite 28) gewesen ist, das zu untersuchen, überlasse ich andern. Eine Dame in jener Trefler-Gesellschaft bemerkte zwar in einer kleinen Gesprächspause, sie glaube, Karl May sei nie über die deutschen Grenzpfähle hinausgekommen. Ich bin da anderer Meinung; aber daß May es liebt, auch in dieser Hinsicht auf Kosten der Wahrheit übergrelle Farben aufzutragen, das beweist zum Beispiel die Art, wie er die Küche eines ehemaligen türkischen Bimbaschis, also des Obersten sämtlicher Zollbeamten in Bagdad, schildert: Seite 530 kommt Halef aus der Küche und erzählt seinem Sihdi von dem Koch und seinem Geschirr folgendes: „In der Ecke steht ein Blechgefäß mit dem Wasser, mit welchem er sein Gesicht und seine Hände wäscht und aus welchem er auch zum Kochen schöpft; auf dem Boden des Wassers liegt der Schlamm mehrere Finger hoch. — Dann sah ich eine Tangara — eine Pfanne. Es war ein schwarzes, dickes Fett mit Fingerspuren drin, und als ich ihn — den Koch — fragte, wozu das sei, erfuhr ich, daß er es zum Einschmieren seiner Schuhe und Pantoffeln nehme. In derselben Tangara kocht er dann Fleisch und Gemüse.“ In der Kasserolle, die zum Braten des Fleisches dient, ist eine Salbe „zur Vertreibung der in seinem

Bette wohnenden Bakk", d. i. der Wanzen. — Recht nett! in der Tat, eine vorzüglich geeignete Lektüre für unsere Institutsfräulein!

Doch fahren wir fort in unsern Betrachtungen! Mir kommt es fast vor, als präpariere sich Karl May sogar die jeweiligen Gegenden, die er bereist, eigens für seine Zwecke. Wer diese seine Art, sich alles zurecht zu legen, kennt, der weiß z. B. S. 66, wo von einem „kahlen Abrutsch" erzählt wird, daß hier wenige Seiten später einer abrutschen wird, und er täuscht sich nicht; denn Seite 74 kommt Tim Snuffle an der „erwähnten Stelle" „wie auf einem Schlitten herabgefahren" und zwar „mitten zwischen die Indianer hinein".

Braucht Old Shatterhand eine Fährte (Seite 52 und 53), so ist sie natürlich noch am nächsten Tag zu lesen; hinterläßt er jedoch für die überlisteten Feinde eine Spur (Seite 178), so wird dieselbe in möglichster Bälde unsichtbar.

Das Lokalkolorit, das der Verfasser seinen Örtlichkeiten zu geben bemüht ist, besteht oft nur in einer Häufung fremdländischer Substantiva. Es kommt mir zuweilen vor, als habe der Schriftsteller zuerst den deutschen Text geschrieben und dann mit Hilfe eines arabischen oder persischen Wörterbuchs die entdeckten Wortformen umgetauscht.

Wie nimmt es sich doch sonderbar aus, wenn er im Text Seite 584 folgendermaßen schreibt:

„Wir sahen da Kalämkar*)-Gewebe. — Ferner Murgus**)-Wolle und herrliche Färschha***), geflammte Seide und wellige Charah†). Auch sahen wir große Ballen von Saghri††), Tscherme hamadani†††) und Puste buchara§)." Und darunter nun als Randglosse: *) Federzeichnung. **) Angoraziege. ***) Teppiche. †) Moiré. ††) Chagrin. †††) Maroquins. §) Schwarze Lammfelle aus Buchara.

Ist das nicht die reinste Wörtertabelle?

Doch nun zu dem Haupthelden aller Erzählungen selbst, zu Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsi, den wir eigentlich schon kennen lernten, da er mit dem Verfasser Karl May ein und dieselbe Person bildet. Wir werden uns darum nur noch mit zwei hervorstechenden Merkmalen beschäftigen, mit der Sucht, sich bei jeder Gelegenheit selbst zu verherrlichen und bei jedem passenden oder nicht passenden Anlaß Moral zu predigen.

Jeder Dichter wird seinem Haupthelden Züge der eigenen Persönlichkeit geben; denn Eigenanschauungen und -gefühle können wir auf jeden Fall überzeugender zum Ausdruck bringen als fremde. Es haben darum auch viele unserer Geistesgrößen

Selbstbiographien geschrieben, von Goethe herauf bis zu unsern Modernen; doch kenne ich keinen, der gleich Karl May — die genannten Herren werden mir verzeihen, daß ich Old Shatterhand hier heranziehe! — seinen eigenen Ruhm in so marktschreierischer Weise verkündigt hätte. Er nennt sich zwar selbst einen „bescheidenen Schriftsteller" und kann es nicht „fertig bringen", zu bleiben, wenn Halef ihn loben will (Seite 289), sondern er entfernt sich diskret, „um die übertriebenen Orientalismen durch seine Gegenwart nicht zu sanktionieren"; aber das hält ihn nicht ab, derartige „Orientalismen" selbst fortgesetzt in seinen Erzählungen zu verstreuen, sich in einer Art zu rühmen, die unwillkürlich an das bekannte Sprichwort vom „Eigenlob" erinnert, so daß man sich zuletzt geradezu angewidert fühlt.

Der schon zitierte Faschingsartikel läßt seinen Old Shatterhand unter anderm folgenden Monolog halten:

„Ich bin ein Christ, und der Gott der Christen ist ein gütiger Gott. Ich bin kein Zauberer und Wundermann, sondern nur ein schwacher Mensch, allerdings ein Tausendsassa, der mehr gelernt hat als Brot essen. Ich kann schießen wie keiner, reiten wie keiner, springen, gehen, schwimmen wie keiner, werde nie müde, kriege nie Hunger, bin tapfer wie Leonidas, schnellfüßig wie Achilles, schlau wie ein Fuchs und geradezu blödsinnig intelligent." Vergleichen wir diese Ausführungen mit dem, was wir von Karl Mays Taten und Kraftsprüchen bisher erwähnten, so finden wir, daß die Hyperbel, die sich der launige Parodist da geleistet hat, keine übermäßig große ist; denn Old Shatterhand schreibt sich wirklich Eigenschaften zu, die ihn zum anthropologischen Kuriosum machen müßten. Er selbst nennt seine Natur „eine wahre Hippopotamusnatur"; aber trotz der Robustität sind alle seine Sinne von einer Feinheit und Itensität, die nur von den Instinkten gewisser Bestien übertroffen werden. Old Shatterhand riecht (Seite 66) die Indianer, bevor er sie sieht, er hört (Seite 470) das „Geräusch von leisen, leisen Schritten ganz deutlich, obgleich sich die Personen noch ziemlich weit entfernt befinden". Sein Gesichtssinn ist geradezu enorm. Old Shatterhand liest aus jeder Spur, wenn sie auch noch so unkenntlich geworden ist, Dinge heraus, die ein anderer nicht sehen würde, wenn er selbst mit leiblichen Augen die Wesen mustern dürfte, welche jene Fährte zurückließen. Und dabei dieses Gedächtnis, welches sich auf den Gesichtssinn Karl Mays gründet! Nur ein Beispiel: Seite 486 kopiert Kara Ben Nemsi eine kleine Planzeichnung, welche er einem gefangenen Perser abgenommen hat.

„Einige kleine Gruppen von kommaähnlichen Strichen," sagt er selbst, „hielt ich für bedeutungslos, weil sie aussahen, als ob

sie nur gemacht worden seien, um die Feder zu probieren oder ein Haar aus ihr zu entfernen. Dennoch blieben sie meinem Gedächtnisse eingeprägt." Später, als in einer Erzählung (Seite 561) der Bimbaschi das Wort „Striche" erwähnt, fallen Kara Ben Nemsi jene Kommata, „nicht nur ihre Zahl, sondern sogar ihre verschiedene Größe und gegenseitige Lage" wieder ein. Er erkennt, daß es „nicht Kommata, sondern Worte in babylonischer Keilschrift" waren, und übersetzt die nach flüchtigem Anschauen in seinem Gedächtnis haften gebliebenen und für bedeutungslos gehaltenen Striche in folgende Worte: „romen 'a. Illai in tat kabad bad 'a. Illai — —", wörtlich zu Deutsch: „darbringen dem höchsten Gotte mit der Absicht allein zur Pracht des höchsten Gottes — —".

Das spricht doch jeder psychologischen Weisheit Hohn; aber bei Karl May verlernt man das Staunen und Wundern; denn wunderbar und zauberhaft ist alles, was er direkt sein eigen nennt, der Renner, der ihn trägt, die Waffen, die ihn schützen. Betrachten wir nur noch eine der letzteren, den berühmten Henrystutzen! Fünfundzwanzigmal schießt er mit diesem „Zaubergewehr", ohne laden zu müssen. Dabei schleppt er eine Unzahl von Patronen im Gürtel mit, wie er uns seinerzeit erzählte. Und wie schießt er? Jeder Schütze weiß, daß selbst das beste Gewehr auf größere Entfernung eine gewisse Streuung hat — bei unserm deutschen Infanteriegewehr beträgt dieselbe, wenn ich nicht irre, bis zu 100 Meter die Größe einer Faust, bis zu 250 Meter die Größe eines Kopfes, sodaß also selbst eine mechanisch unverrückbar festgeschraubte Waffe bei mehreren Schüssen nicht immer den gleichen Punkt trifft, sondern eine elliptische Fläche in den oben angegebenen Größen. Seite 331 läßt nun Kara Ben Nemsi zehn Lanzen auf hundert Schritte Entfernung nebeneinander in die Erde stecken und gibt, „ohne scheinbar genau zu zielen, schnell hintereinander zehn Schüsse ab, so schnell, dass sie nicht gezählt werden können", und trifft alle Lanzen, „bis auf ein Haar gleichweit entfernt von ihrer Spitze."

„Gestatten Sie eine Frage, Herr Doktor," bemerkte ein Herr aus unserer Gesellschaft damals im Treflersaal, als Karl May auf seinen Stutzen zu sprechen kam, „Sie erzählen da, daß Sie fünfundzwanzigmal schießen, ohne zu laden. Das ist nur bei einem Magazingewehr möglich. Ihr Henrystutzen ist keines, wie die Photographie zeigt. Ihre Behauptung scheint mir darum unmöglich." Old Shatterhand lächelte ironisch: „Das verstehen sie nicht, mein Herr!" „Bitte, ich bin Offizier, Beamter der Artillerie-Werkstätte, und die Beschäftigung mit allen möglichen Schußwaffen ist mir Lebensberuf." „Mag sein! Sie können in Ihrem Beruf ja

ganz tüchtig sein; meinen Henrystutzen begreifen sie darum doch nicht. Das ganze Geheimnis liegt zwischen Lauf und Laufmantel. Vielleicht erfahren Sie einmal später davon. Ich habe nur noch zwei große Lebenszwecke zu erfüllen: eine Mission bei den Apatschen, deren Häuptling ich bin, und eine Reise zu meinem Halef, dem obersten Scheik der Haddedihn-Araber. Dann aber werde ich vor den deutschen Kaiser treten: „Majestät, wir wollen einmal miteinander schießen." Ich werde ihm meinen Henrystutzen vorführen. Derselbe wird in der gesamten deutschen Armee eingeführt werden, und kein Volk der Erde wird dann je den Deutschen widerstehen können."

Es ist nun eigentlich eine unangenehme Sache für den Kritiker, immer wieder persönlich werden zu müssen; aber die eigentümliche Lage der ganzen Angelegenheit zwingt dazu, da Held und Autor ein und dieselbe Person sind. Was letzteren, den Schriftsteller Karl May, als solchen betrifft, so kann man getrost behaupten, daß derselbe keine Spur einer sich immer mehr vervollkommnenden dichterischen Entwicklung durchgemacht hat, so daß man von einem Wachstum — ich meine von einem künstlerischen — seiner Werke sprechen könnte. Er ist eben kein wahrer Dichter, er ist ein phantastischer Macher, und seine Werke lesen sich trotz des buntesten Wechsels von Personen und Ländern eins wie das andre: Erfundene Abenteuer, heimtückische Feinde, hundertmal überwundene Gefahr, Gefangenschaft und endliche Befreiung aus der verzwicktesten Lage — das ist die Disposition für alle siebenundzwanzig Bände. Daß Karl May im Laufe seiner schriftstellerischen Tätigkeit gelernt hätte, lebenswahre, durch die Verhältnisse ihrer Umgebung und durch die Grundanlage ihres Wesens charakteristisch gestaltete Menschen von Fleisch und Blut — im literarischen Sinn! — zu schaffen, davon ist nirgends etwas zu bemerken. Im Gegenteil, der künstlerische Wert seiner Schriften, wenn man überhaupt von einem solchen reden will, bewegt sich in absteigender Linie. An Winnetou und Halef glaubt unsere urteilslose Jugend noch; den somnambulen Alten im „Jenseits" nimmt auch sie nimmer ernst; der langweilt sie höchstens.

Ein Leser mit feingebildetem und ästhetisch geläutertem Geschmack wird einen Mayschen Band überhaupt nach den ersten hundert Seiten schließen; aber auch unsere stoffhungrigen Jungen müssen an den letzten Schriften Mays müde werden. Wie jedermann, der einmal irgend etwas aus seiner Feder las, bekannt sein wird, liebt es der Verfasser, zwischen den epischen Teil seiner Romane hin und wieder seinen religiösen und moralischen

Gefühlen freien Lauf zu lassen und zwischen selbstgefälligen Schilderungen seiner Heldentaten und blutiger Grausamkeiten viele seitenlange Sermone über das Dasein Gottes, über Gottes- und Nächstenliebe und ähnliche theologische Fragen einzuschachteln, also an Stellen, wo sie zum mindesten deplaciert erscheinen müssen. „Ich bin ein Christ und gönne selbst dem verächtlichsten Menschen das Leben; denn ich weiß, daß Gott allein der gerechte Richter ist. Außerdem bist du eine so armselige Kreatur, daß es mich ekelt, mich mit einer Strafe für dich zu befassen.“ (Seite 481.) Das ist nun freilich eine eigenartige christliche Liebe, und die fast zehn Seiten lange Predigt, die er (Seite 606 beginnend) dem alten Bimbaschi hält, daß dieser zuletzt zu weinen beginnt und vom Atheisten zum gottvertrauenden Christen wird, glaubt man ihm nicht mehr. „Ein wirkliches Leben lebt nur der, welcher in Gott und seiner Liebe lebt.“ — „Gott verlangt nichts, nichts von uns als nur Liebe, Liebe und immer wieder Liebe.“ Ich verspürte wenig von dieser Liebe in den Worten, welche Karl May bei unserem persönlichen Zusammensein dem Weltreisenden und Reiseschriftsteller Eugen Wolf widmete. Es waren recht gallige Bemerkungen, die da über den vermeintlichen Konkurrenten von seinen Lippen fielen, und ich bin nicht ganz sicher, ob mir Old Shatterhand nicht bei seinem nächsten Besuch in München auf die Bude steigt und mir den berühmten Jagdhieb handgreiflich demonstriert.

Wo der Autor in seinen moralisierenden Ergüssen tiefgründend zu werden vermeint, wird er in Wahrheit platt: „Gott ist das absolute Ich; wer ihn leugnet, vernichtet sich in Wirklichkeit selbst; eine Lächerlichkeit, denn wer leugnet, muß doch existieren.“ (Seite 549.) Unserer Jugend schaden diese Stellen nun an sich allerdings nicht; denn unter zehn liest sie kaum einer; sie springen darüber hinweg, das Predigen ist ihnen „zu fad“, es steht ihm auch gar nicht an, dem „Tausendsassa“, der alles niederschmettert, der alten Indianerhäuptlingen mit einem einzigen Schuß beide Knie durchlöchert, der sollte nicht predigen wie ein Pfarrer auf der Kanzel! nein, das sollt' er nicht! — Aber mein lieber Junge, du redest, wie du's verstehst. Der „Herr Doktor“ meint's ja gar nicht so, wie du es nimmst, und gewisse Kreise denken eben anders darüber. Noch vor wenig Jahren zählte Karl May seine wärmsten Gönner unter der deutschen Geistlichkeit. Protestantisch oder katholisch — die konfessionelle Klippe wußte der Autor glücklich zu vermeiden; die Liebe der Geschlechter war ebenfalls völlig aus den Mayschen Schriften verbannt — erst in den letzten Werken treten die beiden Frauen „Hanneh“ und „Emmeh“, die beiden

„Unvergleichlichen", auf — dazu der beständige fromme Augenaufschlag zu dem „Allmächtigen, Allgütigen, Allweisen!" Kein Wunder, wenn ihn theologisch, aber nicht ästhetisch gebildete Kreise für einen musterhaften Jugendschriftsteller hielten und der Verbreitung seiner Werke Vorschub leisteten. Wenn ich auch nicht glaube, daß ein hoher geistlicher Würdenträger — so erzählte uns nämlich Karl May persönlich — ihm etwa Folgendes geschrieben habe: „Sehr geehrter Herr! Wir wollen eine Kirche bauen; der Grund ist gelegt; aber das Geld ist alle. Bitte, bauen Sie das Gotteshaus aus!" und daß er sie dann wirklich ausbaute — wenn ich auch nicht an diese verhängnisvolle Freundschaft glaube, weiß ich doch aus eigner Erfahrung, daß sich z. B. hier in München ultramontane Vereinigungen der Schriften Karl Mays aufs Wärmste annehmen. So veranstaltete der sogenannte „katholische Lehrerverein München", zu dem sich allerdings kaum der vierzigste Teil der gesamten großstädtischen Lehrerschaft bekennt, eine Weihnachtsausstellung empfehlenswerter Jugendschriften, bei welcher der „ganze May" als empfehlenswert aufgelegt wurde. Erst seit neuester Zeit wird man nach dem Verbot der Rektorate unserer Mittelschulen, Karl Maysche Schriften zu lesen, auch in diesen Kreisen anscheinend etwas stutzig. Seither war es ein „frommes" Buch; das genügte; der literarische Wert kam erst in zweiter Linie oder gar nicht in Betracht.

Damit stünden wir vor dem Schlusse unserer Ausführungen, die sich länger hinausdehnten, als am Anfang beabsichtigt war, und wir hätten nur noch die Frage heranzuziehen, deren Beantwortung den Kern unserer Darlegung bildet, die Frage:

Dürfen wir unserer Jugend Karl Mays Schriften in die Hand geben?

Es wird den geneigten Leser, der uns bis hierher folgte, nicht überraschen, wenn wir diese Frage mit einem entschiedenen **„Nein!"** beantworten und zwar einzig und allein aus literarischen Gründen:

Die Reiseromane Karl Mays sind keine wahren Dichtungen; sie entbehren jedes tieferen, poetischen Gehalts. Sie sind nur geeignet, die ungesunde und ungeordnete Stoffgier jugendlicher Leser in roher Weise zu befriedigen und damit, indem sie jedes künstlerische Interesse schon im Keime ersticken, direkt unkünstlerisch zu wirken und den literarisch-ästhetischen Geschmack zu vergiften. Sie erzielen ferner den kleinen Leser zu einem sprunghaften Vorwärtshasten, zu einem mißoder leichtfertigen Überschlagen ganzer Seiten, die ihm wegen mutigen religiöser oder moralischer Tendenzpredigten uninteressant

erscheinen müssen, und ertöten auf diese Weise schon von vornherein die Fähigkeit, mit Ruhe und Sammlung an ein dichterisches Kunstwerk heranzugehen und sich in dieses zu vertiefen; sie verhindern also jeden reinen Kunstgenuß, der immer nur ein Resultat liebevoller Hingabe an die dichterische Eigenart und ernsthafter Nachschöpfung des lebenswahr Vorgeführten sein kann.

Aus all diesen Gründen wirken Karl Mays Schriften auch direkt unmoralisch und unsittlich; denn sie trüben im unverdorbenen Kinde das Gefühl für Wahrhaftigkeit, wenn sie nicht gar durch „hinreißende Beispiele" den kleinen Leser zum Lügner und Windbeutel abrichten. Sie lassen sich lange täuschen, sie glauben die haarsträubendsten Geschichten, unsere guten, dummen Jungen, denen die Schläfen brennen und die Augen flammen, wenn sie ihren Helden in Gefahr sehen, sie glauben ihm lange — aber hat er einmal ihr Vertrauen verscherzt, dann hat er bei ihnen ausgefressen für immer, und gar zu gerne ist unsere rasche Jugend dann dabei, die Fehler des Einzelnen zu verallgemeinern und den Glauben an die Wahrheit des Geschriebenen überhaupt zu verlieren. „'s ist ja nur eine G'schichte!" Wie oft hört man diese unkindliche Weisheit aus dem Munde unserer Kinder, denen doch die großen Wahrheiten des Lebens vor allem in den reinen veredelnden Gestalten vor die Seele treten sollten, wie sie die Besten unseres Volkes schauten und wiederschufen.

Karl May ist ein Krösus unter den deutschen Schriftstellern. Er hat sein Schäfchen im Trockenen, und es sollte ihm — wenigstens vom pekuniären Standpunkt aus — wenig daran liegen, ob ihm noch ein paar Hunderttausender mehr oder weniger in den Schoß fallen. Wir mißgönnen ihm den Mammon nicht. Möge er ihn in Ruhe genießen! Möge er aber auch unsere deutsche Jugend in Ruhe lassen und sie nicht mehr durch Verbreitung seiner phantastischen und unwahren Stücke ästhetisch und moralisch verbilden; denn unsere Zukunft braucht wohl ein mut- und kraftvolles Geschlecht, das vor den großen Aufgaben, die sie ihm stellen wird, nicht feige zurückbebt; aber sie braucht ein Volk, das auf dem Boden der Wirklichkeit steht, das den Kopf nicht voll phantastischer Abenteuer hat, sondern das Leben menschlich nimmt, doch verklärt von den Schimmer unserer großen, deutschen Kunst.

Ich maße mir nun nicht an, auch nur zu glauben, daß meine kritischen Bemerkungen es vermöchten, den schädlichen Einfluß, den die Schriften dieses sogenannten deutschen Jugend- und Volks-

schriftstellers auf unmündige Leser aller Altersklassen ausüben, in Zukunft hintanzuhalten. Unkraut ist ja bekanntlich lebenszäher als Edelgewächs, und ich weiß recht wohl, daß Karl May nach wie vor gelesen werden wird, wo immer es eine künstlerisch ungebildete stoffgierige Masse gibt, und wenn auch nicht mehr durch maßgebende Kreise sanktioniert, so doch im geheimen. Daran zweifle ich keinen Augenblick; aber ich bin schon hoch befriedigt, wenn es mir gelungen ist, Eltern und Erzieher auf die verderblichen Wirkungen Mayscher Romane aufmerksam und zu gewissenhafter Selbstprüfung angeregt zu haben. Denn wir alle, denen es um die Zukunft unseres deutschen Volkes zu tun ist, haben die heilige Pflicht, insbesondere unsere deutsche Jugend, zu wahren und zu hüten vor allem, was ihr Schaden bringen könnte, vor allem, was sie auf Abwege führt oder ihnen Fallstricke legt auf dem Wege, der sie emportragen soll zu den reinen Höhen deutscher Kunst.

47. Jahrg. Juli und August 1905. Heft 7/8.

Pädagogisches Archiv

Monatsschrift für Erziehung und Unterricht

an

Hoch-, Mittel- und Volksschulen

zugleich

Centralorgan für die gesamten Interessen des Realschulwesens

herausgegeben

von

Professor Dr. Ludwig Freytag

Berlin

(Direktor Dr. Krumme bis Juli 1894;

Professor E. Dahn bis Dezember 1902)

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1905

292. v. Kleist, H., Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Kritisch-durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. Band I bis III bearbeitet von Erich Schmidt. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Der wegen seines umfassenden Wissens und seiner kaum zu übertreffenden Arbeitskraft bewundernswerte Professor Erich Schmidt hat diese beiden ersten Bände der neuen Kleistausgabe mit einer 3 Bogen starken biographisch-literarischen Einleitung versehen, die uns den unglücklichen Dichter in jeder Beziehung wesentlich näher führt, ohne (erfreulicherweise!) in den bei den Goetheforschern üblichen Vergötterungston zu verfallen. Desgleichen geht jedem einzelnen Stücke eine literarische Einleitung voraus, die für jeden, der sich nicht Kleistforscher nennen kann, ebenso angenehm wie notwendig ist; auch hier ist die Würdigung eine durchaus angemessene, ohne Überschwang, gerecht und objektiv. Den Schluß jedes Bandes bilden kurze, mitunter reichlich knappe erläuternde Anmerkungen.

Außer der Biographie enthält der erste Band: Die Familie Schroffenstein, das Fragment Robert Guiscard, Amphitryon und Der zerbrochene Krug, der zweite: Penthesilea, Das Käthchen von Heilbronn und Die Hermannsschlacht. Die „Penthesilea" zu würdigen, war sehr schwer, denn bei aller Genialität im einzelnen ist das Stück als ganzes doch ungenießbar. Der dritte Band umfaßt: Prinz Friedrich von Homburg (seltsamerweise das beliebteste Stück des Dichters) und die Erzählungen: Michael Kohlhaas, Die Marquise von O ..., Das Erdbeben in Chile, Die Verlobung in St. Domingo, Das Bettelweib von Locarno, Der Findling, Die heilige Cäcilie und Der Zweikampf.

Daß die Verlagshandlung ihre Rezensionsexemplare in gutem Einband abgibt, soll mit besonderem Dank anerkannt werden.

Berlin. C. Schröder.

293. Ellendt, G., Prof. Dr., Direktor des Königl. Friedrichs-Kollegium in Königsberg i. Pr. **Katalog für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten,** nach Stufen und nach Wissenschaften geordnet. 4. neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Halle, 1905, Waisenhaus.

Ein Katalog dieser Art kann viel Gutes stiften, denn es gibt sehr viele, sonst höchst gediegene Kollegen, denen die Jugendliteratur wenig vertraut ist und die doch in die Lage kommen, für eigene oder fremde Kinder solche Bücher anzuschaffen oder gar die Verwaltung einer Schülerbibliothek zu übernehmen. Wer aber einen solchen Katalog herausgibt, übernimmt eine große Verantwortlichkeit, denn er soll für das, was er empfiehlt oder verwirft, mit seinem guten Namen einstehen, und er wird da nicht selten in eine schwierige Lage kommen. Ich entsinne mich, einmal ein Buch zur Besprechung erhalten zu haben, das mir absolut mißfiel; aber aus Furcht, dem mir direkt unsympathischen Verfasser unrecht zu tun, schrieb ich drei oder vier Rezensionen hintereinander und verwarf sie endlich alle, um anderen Berufenen das Urteil zu überlassen. Man mag dies Verfahren als pedantisch mißbilligen; ich halte es heute noch für die Pflicht eines vornehmen Menschen.

Herr Direktor Ellendt sieht die Jugendliteratur ungefähr ebenso schwarz an wie die Herren Wolgast und Konsorten; merkwürdig, wie sich die Extreme berühren! Nun, jedenfalls kann man erwarten, daß ein Mann der Wissenschaft, dem es sein Amt vergönnt, seine ganze Muße der Jugendliteratur zu widmen (schriftstellerisch ist er wenigstens nach Ausweis des Kürschnerschen Literaturkalenders von 1902 nicht aufgetreten), es mit diesem Ehrenamt, vor dem ich mich kreuzen und segnen würde, sehr schwer, sehr ernst, sehr objektiv nimmt. Und verantwortlich ist Herr Direktor Ellendt für seinen Katalog unbedingt, denn er sagt (Vorwort S. VIII) ausdrücklich, und zwar mit gesperrter Schrift, daß seine Zusammenstellungen durchweg auf eigener Lektüre beruhen. Allen Respekt! Ich hatte mir eingebildet, mich auch zu den berufenen Kennern zählen zu dürfen; aber vor dieser Riesenbelesenheit muß ich schweigend zurücktreten.

Über die Einrichtung einer Schülerbibliothek wird im Septemberhefte gesprochen, und da bescheide ich mich; ich will nur kurz erwähnen, daß ich eine Gesamtbibliothek den Klassenbibliotheken nach mehr als 20jähriger Erfahrung vorziehe.

Schon beim Lesen der Vorrede berührte es mich seltsam, daß der Verfasser in die von den Wolgastianern mit lautem Lärm angestimmte Jeremiade über die

Minderwertigkeit der Jugendliteratur einstimmt, und es fiel mir auf, daß er (S. VI) es entsetzlich findet, wenn ein Quartaner (?) seinen Eltern und Geschwistern Ebers' „Uarda" vorliest (?). Ein Quartaner liest so etwas vor? Respekt vor einem so seßhaften Quartaner! Aber ich hatte immer gemeint, an Ebers' Romanen (wie man immer über sie denken mag) sei die Keuschheit jedenfalls anzuerkennen.

Daß der Verfasser die Literatur über die Literatur beherrscht, erkenne ich willig an; allerdings bestärkt mich diese Übersicht aufs neue in der Überzeugung, daß ich ein Ansuchen, so etwa „Tausend empfehlenswerte Bücher" aufzustellen, unbedingt von mir weisen würde. Denn zweifellos ist vielen unseres Standes ein pedantischer Zug eigen, der uns nicht eben liebenswürdig macht. Ich weiß noch wie heute, daß mir vor vielen Jahren ein Vorgesetzter die Aufnahme von Märchenbüchern in die Schülerbibliothek zum Vorwurf machte. „Das ist wertlose Unterhaltungslektüre! Die Jugend soll lernen, nichts als lernen!"

Den Schluß der Vorrede bildet ein richtiger „Index librorum prohibitorum" oder „Verzeichnis von ‚Jugendschriften', welche für die Schülerbibliotheken nicht geeignet sind". Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß es zwar nicht schön, aber menschlich ist, wenn man denkt: „Dies und das gefällt mir nicht, also taugt es nicht." Aber bitte, privatim! Wer das nicht bloß öffentlich ausspricht, sondern sogar drucken läßt, hat meines Erachtens die selbstverständliche Pflicht, sein Verdammungsurteil auch zu begründen. Das bloße persönliche Gefallen reicht hier nicht aus, und mich dünkt, es ist gerade hier die einfache Pflicht, festzustellen: Was ist an dem Verfasser bzw. an dem Buche gut, was ist schlecht, und welches Urteil überwiegt? Herr Direktor Ellendt hat sich leider die Sache recht leicht gemacht; in den meisten Fällen denkt man an das Wort: Roma locuta, causa finita est.

Selbstverständlich wird Herr Direktor Ellendt darauf hinweisen, daß sein Urteil auf Überzeugung beruht. Ohne Zweifel! Aber er durfte nicht vergessen, daß die Männer, für die doch sein Buch in erster Linie geschrieben ist, nämlich für Kollegen (an einen Absatz im Laienpublikum kann er schwerlich gedacht haben), doch wohl eine Begründung fordern können. Wäre er auch eine allgemein anerkannte Autorität, so dürfte er sich von dieser Pflicht nicht entbinden.

Unmöglich kann ich auf jedes einzelne Buch eingehen, habe auch keinen Raum und keine Veranlassung dazu; ich greife nur das wichtigste heraus, und selbstverständlich nur dann, wenn ich ihm auf Schritt und Tritt folgen kann. Da muß ich ihm in einem Falle prinzipiell recht geben: es handelt sich um „Erzählungen für Christenkinder" oder dergleichen. Es herrscht in diesen oft sektiererisch angehauchten Schriften (leider meist in protestantischen, was ich als Protestant mit Bedauern zugeben muß) ein so süßlich frömmelnder Ton, daß er abstoßend wirken muß. Aber Ausnahmen gibt es auch hier; auch hier gibt es gesunde Kost, und man darf nicht über alle Schriften von Barth, Glaubrecht usw. ausnahmslos den Stab brechen. Seltsamerweise empfiehlt der Verfasser eins der bei Steinkopf veröffentlichten Büchlein, das durchaus den oben gemäßigten Charakter trägt; unvergleichlich wertvollere hat er übergangen.

Das Urteil über Brandstädters Schriften hat auf mich wie ein Keulenschlag gewirkt. Das „Hindurch zum Ziel" kenne ich nicht; alle anderen aber habe ich mit großer Freude gelesen, alle Schüler schwärmen für sie, und ebenso die Erwachsenen, denen ich sie zu lesen gab: durchweg hochgebildete, großenteils sogar gelehrte Männer und gebildete Frauen; es ist eine stattliche Reihe! Was der Verfasser (der ausnahmsweise 12 Zeilen für Brandstädter verwendet) einwirft, ist leider geradezu oberflächlich; ich will sie herſetzen: „Brandstädters „Jugendromane" (wo nennt denn Brandstädter seine Erzählungen so?) leiden an vielen Mängeln, die nicht nur dem alten (!), sondern auch dem jungen Leser auffallen müssen (!). Dazu gehört vor allem die Einführung unwahr geschilderter Persönlichkeiten, die überdies, zwar anders benannt aber von großer Familienähnlichkeit (?), in verschiedenen Büchern vorkommen. Menschen wie „Herr Wolfgang Müller", der „Schuster Laudabo", „Herr Theobald Jodlinger", „Schmörgel" u. a. sind in Wirklichkeit unmöglich (so?), bilden auch nicht einmal, wie beabsichtigt (?), komische, sondern nur alberne Figuren. Nicht geschmackvoll ist die Anlehnung einzelner Personennamen an die Namen mancher, in unserer Provinz wenigstens, bekannter Männer (aha!), die Nennung oder greifbare Bezeichnung höherer Lehranstalteu der Provinzialhauptstadt (?); die Schilderung von Schulkonferenzen mit undenkbaren Personen (?), Unterhaltungen und Verhandlungen."

Es sieht ganz so aus, als ob gegen Brandstädter eine ganz spezifische, private Antipathie vorherrschte; denn der erste Grund ist absolut hinfällig. Um eines solchen Vorurteiles willen einen unserer ersten Jugendschriftsteller in Bausch und Bogen verdammen und jeden, der nicht mittun will, indirekt für einen Dummkopf erklären, ist ein starkes Stück.

Nur für sehr wenige Schriftsteller verschwendet der Verfasser einige Zeilen; für die meisten genügt die Anführung des bloßen Titels. Wenn Bücher ohne jede Begründung verurteilt werden wie die Bearbeitungen der erstklassigen englischen Autoren, wie die beiden prächtigen Bücher von Flodatto (Durch Dahome, Alpenzauber), die Bücher von Oskar Höcker, die Kindergeschichten von Houwald, die von Bachem-Köln veröffentlichten Jugendschriften — da hört der Spaß auf! Ohne weiteres werden die mit vollem Recht gefeiertsten Jugendschriftsteller zum Orkus hinabbefördert, ohne jede Begründung! Man kann sich trotz des von Herrn Direktor Ellendt ausgesprochenen Anathems ruhig darauf verlassen, daß die bei Hirt, Meidinger, Bachem, Trewendt, Abel & Müller, Roth veröffentlichten Jugendschriften das Anathem nicht verdienen; die überwiegende Mehrzahl ist im Gegenteil des besten Lobes würdig. Und wenn z. B. der Verfasser ein Buch verwirft wie die Bearbeitung von Coopers „Die beiden Seelöwen", so hört für mich überhaupt jedes Verständnis auf. Nur die konfessionell scharf gefärbten Bücher gehen auch mir gegen den Strich; aber sie kommen bei den oben erwähnten Verlegern fast gar nicht vor, und die von Bachem veröffentlichten können unbesorgt auch von Protestanten gelesen werden.

Es werden weiterhin, ohne daß ein Wort beigefügt würde, verworfen: die drei Bücher von Sonnenburg (Meidinger), sämtliche Schriften von Tanera (!) (meist bei Hirt), der gute alte Chr. v. Schmid, Niemann, Zobeltitz usw. usw. Nur auf einige wenige Schriftsteller verwendet der Verfasser einige Zeilen: auf Nieritz eine halbe Seite, auf Franz Hoffmann unerhörterweise 2 Seiten!! Über Franz Hoffmann und den entschieden höher stehenden Nieritz will ich mich nicht näher auslassen, weil ich es schon vor 2 Jahren getan habe; ein allgemein verwerfendes Urteil kann auf keinen Fall verantwortet werden. Ich habe mich eben erst wieder davon überzeugt, daß namentlich Nieritz wahre Meisterwerke der Erzählungskunst geliefert hat. Natürlich gibt es bei beiden auch minderwertiges; dann soll man aber mit Gewissenhaftigkeit sichten und scheiden! Über solche Pedanterie ist der Verfasser aber durchaus erhaben. — Mit Karl May wird er auf 8 Zeilen fertig; auch sie mögen hier stehen: „Es gibt schon seit 1899 eine May-Frage, die ich hier nicht des weiteren aufrollen will. Der Verleger ließ dann im Jahre 1902 eine Broschüre von 159 Seiten zum Preise von 10 Pfennig erscheinen unter dem Titel „Karl May als Erzieher" und „Die Wahrheit über Karl May" oder „Die Gegner Karl Mays in ihrem eigenen Lichte". Von einem dankbaren May-Leser." Die „Kölnische Volksztg." veröffentlichte dazu in der Beilage zur 3. Abendausgabe des 24. Januar 1902 einen Kommentar! Für Schülerbibliotheken sind Mays „Predigten an die Völker" (wie er seine Schriften selbst nennt) mit ihrem „meist Selbstgesehenen und Selbsterlebten" — „Gift". Etwas noch Stärkeres zu leisten ist nicht möglich; es grenzt unmittelbar an Injurie. Und diese Grobheit, ohne auch nur ein Wort der Begründung! Wenn die Schriften eines so hochsinnigen Schriftstellers Gift sind, was sind dann die Leute, die sie empfehlen? Natürlich Giftmischer! Wenn ich weiß, daß ein Schriftsteller der Liebling der weitesten Kreise ist, vom Arbeiter bis zum Gelehrten, vom einfachen Mädchen bis zur hohen Dame, dann muß doch wohl an dem besagten Schriftsteller „etwas dran sein", auch wenn ich persönlich ihn nicht leiden mag, und ich überlege mirs denn doch doppelt und dreifach, ehe ich ihm die ärgste Beschimpfung ins Gesicht schleudere, die es für einen anständigen Autor gibt! Meinen Sie nicht auch, Herr Direktor Ellendt?

Eine Reihe vortrefflicher Bücher ist dem Index entgangen, weil der Herr Direktor sie nicht zu kennen scheint. Um so besser; ich werde mich hüten, sie hier aufzuzählen, aus naheliegenden Gründen.

Es folgt nun das „nach Stufen geordnete Verzeichnis" derjenigen Bücher, die der Verfasser erlaubt bzw. empfiehlt. Zu meiner Befriedigung gestehe ich, daß ich fast durchweg einverstanden bin. Nur in Einzelheiten weiche ich von ihm ab. Die Sachen des Vielschreibers Ferdinand Schmidt würde ich weglassen, denn er ist meist trocken und rein lehrhaft, nebenbei auch oft stark tendenziös; das beste aber hat der Verfasser ausgelassen „Die goldene Insel der Internationalen". Aber die Zahl der Unterhaltungsbücher ist über alle Maßen gering, und ich zweifle nicht daran, daß die

Schüler der so eingerichteten Bibliothek bald ganz den Rücken wenden, falls kein energischer Druck auf sie ausgeübt wird. Daß er Amyntors „Gerke Suteminne“ empfiehlt, wundert mich; daß er Johanna Spyri und Adalbert Stifter duldet, hat mich gefreut, aber auch gewundert. Von Ebers leidet er nur Homo Sum, von F. Dahn nur „Deutsche Treue“. Die Märchen von E. M. Arndt scheint er nicht zu kennen. Daß er aber von den Übersetzungen der mittelhochdeutschen Epen und Lyriker und der Edda (!) keine anderen kennt als die von Simrock, sollte man kaum für möglich halten. Die Übersetzungskunst eines ganzen Menschenalters scheint für Herrn Direktor Ellendt nicht vorhanden zu sein. Simrock steht überhaupt bei ihm in Gunst, ja, er ist ihm der Übersetzer κατ' ἐξοχήν; mit ihm scheint er die Übersetzungskunst abzuschließen. Selbst von Tegnérs Frithjofssage existiert für ihn keine andere „Nachdichtung“ als die völlig verunglückte von Simrock, dessen hohe Verdienste um die Folklore wahrlich nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß er ein mittelmäßiger Poet war. Aus dieser seltsamen Vorliebe für das Veraltete ist auch wohl die Tatsache zu erklären, daß Herr Direktor Ellendt die Vossische „Luise“ unter die den Schülern zu empfehlenden Bücher aufgenommen hat.

Wäre der Verfasser nicht zwei Jahre älter als ich, so würde ich ihm dringend raten, bei einer neuen Auflage seines Buches jüngere Kräfte zum Beistand heranzuziehen. Aber dieser Rat dürfte in den Wind gesprochen sein; wer sich mit 65 Jahren in eine solche, sagen wir Befangenheit eingemauert hat, wird auch wohl so bleiben. So kann ich jedem Leser nur den Rat geben, das Buch mit Interesse, aber auch mit großer Vorsicht zu benutzen.

Berlin. **L. Freytag.**

Rückständigkeiten

Gesammelte Aufsätze

von

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.
aus der Beuroner Kongregation

Mit zehn Vollbildern.

Ravensburg
Verlag von Friedrich Alber
1906.

Aus den letzten Tagen Karl Mays.

Im „Allgemeinen Wahlzettel für den deutschen Buch- und Musikalienhandel“ (Leipzig, 55. Jahrgang. Verlag: Naumburg; „als Manuskript“) hat sich s. Zt. ein Dialog abgesponnen, der an Liebenswürdigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Gegenstand der Unterhaltung war die Lieferungsausgabe von „Karl Mays illustrierten Werken“, die eben von Adalbert Fischer, dem Inhaber der Firma H. G. Münchmeyer in Dresden eingeleitet worden war und mit ihrem pikant-erotischen Bilderschmuck schon in der ersten Nummer („Deutsche Herzen und Helden. 1. Teil: Eine deutsche Sultana“) über ihren geistigen und sittlichen Gehalt von vornherein jeden Zweifel benahm. Der Prospekt kündete diese Fabrikmache an als „wertvolle Bereicherung einer jeden Haus- und Familienbibliothek“. Nähere Textprüfung ergab ohne weiteres ihre Etikettierung als Kolportageschund, der jeden künstlerischen Wertes ermangelt. Erleichtert atmete daher die May'sche Gemeinde auf — kein gutes Zeichen, daß sie so groß ist — als vulgo Shatterhand alle Sortimenter, „welche dabei etwa an seine bekannten

‚Reiseerzählungen' dächten", aufmerksam machte, daß er gegen die Firma Münchmeyer gerichtlich vorgegangen sei; denn aus dieser Erklärung schien Mays Unschuld an der Existenz der fraglichen Hintertreppengeschichten hervorzugehen. Dem Schärfersehenden entging jedoch die nichtssagende diplomatische Fassung nicht, und so brauchte sich niemand über die „Entgegnung" Fischers zu wundern, worin versichert wird, daß der beliebte Abenteuer-May wirklich der Verfasser der umstrittenen Fabrikate sei, die er „lange vor" den Reiseerzählungen geschrieben und zwar „in seiner besten Schaffensperiode, wie der enorme Absatz dieser Werke ca. eine Million (!) Exemplare zur Genüge" beweise. Die ganze Ausgabe „der zu Karl Mays besten und ureigensten Schöpfungen gehörenden Werke", so erfahren wir hier, soll ungefähr 200 Lieferungen in 6—7 abgeschlossenen Serien umfassen.

Die Gegenerklärung Mays ließ nicht auf sich warten:

„Vor ca. einem Vierteljahrhundert gründete ich bei H. G. Münchmeyer in Dresden zur Belehrung und ethischen Hebung des betreffenden Arbeiterstandes das Wochenblatt ‚Schacht und Hütte'. Münchmeyer gab damals zwei anständige Journale heraus, deren Mitarbeiter keineswegs Kolportageschriftsteller waren. Ich schrieb auch Beiträge für sie und konstatiere, daß es dem Genannten fern gestanden hat, mich als Kolportageschriftsteller zu betrachten. Als er größere Sachen von

mir wünschte, lag nicht der geringste Grund vor, ihm diese Bitte abzuschlagen. Ich schrieb die Erzählungen, um welche es sich hier handelt."

„Münchmeyer wußte, daß ich keine Zeit hatte, die Korrekturen oder gar dann die fertigen Werke wieder durchzulesen, und so entdeckte ich nur durch Zufall, daß er mein heimlicher Mitarbeiter gewesen war. Er hatte geändert, weil sein Verlangen nach Liebesszenen vernachlässigt worden war. Ich brach mit ihm und habe seitdem kein Wort mehr für ihn geschrieben. — Diese Werke waren so geschrieben, daß sie später ohne alles sittliche Bedenken Aufnahme in meine ‚Gesammelten Werke' finden konnten . . ."

„Herr Fischer liefert nämlich diese Werke nicht nach meinen Originalen, sondern Umarbeitungen, und zwar ist diese Veränderung so außerordentlich eingreifend, daß z. B. bei ‚Deutsche Herzen, deutsche Helden' der Unterschied zwischen Original und Fischers Ausgabe wenigstens zwölfhundert Seiten betragen wird."

Wir hatten zwar, so lange der Prozeß schwebte, kein Recht, Mays Wahrhaftigkeit anzuzweifeln, mußten aber doch gestehen, daß uns eine derartige Behandlung und völlige Umarbeitung seiner Geistesprodukte kaum glaublich erscheinen kann. Eine öffentliche Anklage, für die kein Wort zu scharf gewesen, wäre in einem solchen Falle die künstlerische und doppeltmoralische Pflicht des mißhandelten Autors gewesen. Zwölfhundert Seiten, was will dagegen das bißchen stilistische Verbesserung im ‚Türmer' heißen, um derentwillen Gumppenberg so großen Allarm geschlagen! Ein eigentümliches Zwielicht

bringt in die Gegenerklärung ein Sätzlein aus dem ‚Mahdi', das da lautet: „Ich bemerke, daß ich nicht eigentlich schriftstellere, sondern Erlebnisse niederschreibe." Im übrigen werfen wir die Frage auf, ob ein Werk sich so ohne weiteres mit „Liebesszenen" spicken läßt, wenn es in seiner ganzen Anlage geschlossen und einwandfrei ist? Die neuen „illustrierten Romane" sind in ihrer Wurzel krank. Zwölfhundert Seiten pro Werk einschalten, bedeutet eine vollständige Ummodelung; wenn Münchmeyer Romane schreiben konnte und laut folgerichtiger Anwendung der May'schen Behauptung tatsächlich schrieb, zu was brauchte er dann einen andern, etwa um sein liebes Geld loszuwerden? Aber vielleicht war es der klingende Namen! Nun, alles in allem zugegeben — wobei dann allerdings ein für unsere Zeit einfach unerhört raffinierter Betrug unterstellt werden werden muß — bleibt für May der Vorwurf schriftstellerischer Nachlässigkeit, unkünstlerischen „Zeitmangels" und industrieller Arbeit bestehen. Seltsam klingt der Satz: „Natürlich konnte ich nicht eher zum Prozesse schreiten, als bis das gedruckte Beweismaterial vorhanden war", wenn man weiß, daß „Die Liebe des Ulanen" noch vor einem Jahre in neuer illustrierter Ausgabe erschien. Zu den Angaben seines Partners berichtet Fischer mit Bezug auf das diplomatische „Vierteljahrhundert": „Das Werk ‚Deutsche Herzen und Helden' schrieb er vor ca. 15 Jahren und ‚Die Liebe

des Ulanen' vor ca. 13 Jahren. Die Auflösung der Verbindung könnte also nur 1886/87 stattgefunden haben." Münchmeyers „Mitarbeiterschaft" habe nach seinem, Fischers, Wissen lediglich in „Korrekturen" und Kürzungen bestanden, während der jetzige Herausgeber selbst — abgesehen von „Abrundung des Stils und Verkürzung von Langatmigkeiten" — seine „Streichungen" besonders auf die „Liebesszenen" gerichtet habe. Wir wissen nicht nur aus Fischers Erklärungen, sondern auch von ganz zuversichtlicher Seite, daß May schon seit Jahren mit gerichtlichem Einschreiten gedroht hat, ohne zur Tat zu schreiten; diesmal aber mußte er sich notgedrungen das Faktum des Prozesses notariell und redaktionell beglaubigen lassen.

Das ist also der Dialog, und was meint dazu der tertius gaudens? Die Spannung der Abenteuerfreunde und Sportästhetiker berührt uns nicht; mag der Rechtsstreit fallen, wie er will, sein Endergebnis hat auf die einmal bestehenden „Gesammelten Werke" keinen Einfluß. Zwar wird May selbst als Sieger den Kampfplatz nicht ungeschlagen verlassen, aber das eine wollen wir festhalten: Er verleugnet seine von Münchmeyer ausstaffierten Kinder; ein gespanntes Verhältnis zwischen Autor und Verlag besteht und bestand — gleichgültig seit wann — in der Tat. In Kürschners Literaturkalender zählt er, der bekanntlich auch unter den Pseudonymen K. Hohenthal, E. v. Linden, Latréaumont in

deutscher und französischer Sprache In- und Ausländisches in beängstigender Masse geschrieben, die umstrittenen Machwerke nicht auf. Was wir einem Jörgensen, einem Verlaine, einem Huysmans anerkennend zugestehen, wollen wir auch hier gelten lassen: man muß literarische Sünden abbüßen und der Welt gegenüber völlig abtun können, und wäre es auch nur durch stillschweigendes Bessermachen. Forderung ist jedoch dabei: offene, ehrliche Aussprache.

Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn Fischer gegen May im Rechte geblieben wäre, denn ein Katholizismus, wie er aus den „Gesammelten Werken" des Dresdener Reiseschilderers sich Zeile um Zeile nur gar zu geschäftig und geschäftlich hervordrängt, ist nicht das Ausquellen einer vollen Seele, die geben muß, weil sie für andere miterhalten hat, sondern nichts als stark aufgetragene Tünche, im höchsten Falle aber nur rhetorische Verbrämung, die noch dazu in affektierter Deklamation vorgetragen wird. Wie sich Dr. Rody („Wahrheit", Mai 1900) soweit einnehmen lassen konnte, daß er gar von „Wanderapostolat" und „Laienmission" Kara ben Nemsi's spricht und dessen „Bekehrungen" in Bausch und Bogen für baare Münze nimmt, ist uns ganz unerklärlich. Der pointierte Katholik hat schon oft gezeigt, daß er auch sehr indifferent sein kann. Wir gedenken dabei nicht seiner Mitarbeit an Zeitschriften wie z. B. „Der gute Kamerad", sondern der Beteiligung an aus-

gesprochen kirchenfeindlichen Unternehmungen. Roseggers „Heimgarten", in dessen zweitem Jahrgang (1877/78) er eine morgenländische Erzählung „Die Rose von Kahira" und eine Humoreske „Die falschen Exzellenzen" zum besten gab, hatte bereits genugsam bewiesen, weß Geistes Kind er sei, indem er sich schon mit den ersten Nummern gegen die katholische Kirche wandte. Mays Erzählung, die den 2. Jahrgang eröffnet, schließt sich fast unmittelbar an Anton Schlossars „Sehet ein Mensch!" an (Ende des 1. Bandes), worin der Abfall eines Mönches und seine Flucht mit einem Weibe künstlerisch verklärt und gerechtfertigt wird, eines Mönches, der nach dem Hinscheiden der Geliebten seinen Fehler sühnt durch den Tod auf Seite — Gustav Adolfs, und dessen Leben sanktioniert wird durch seines früheren Priors Wort: „Er hat den Frieden gesucht, er hat ihn gefunden". Hier stehen Mays Produkte im gleichen Einbande z. B. mit den pietätlosen und unverschämten „Nachrichten" des Professors Jul. Schanz über Pius IX. Diese „Rose von Kahira" nun ist nicht interpoliert, sondern ein waschechter Karl May mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, ja sogar eine geradezu typische Zusammenfassung aller seiner künstlerischen und unkünstlerischen Fähigkeiten. Da ist die glänzende Schilderungsgabe, das flotte Kolorit, die oft mit einem einzigen Striche ausgeführte Kennzeichnung, die reiche Drapierung, die Wahrheit der geographischen und

sozialen Szenerie, das packende Arrangement der Einzelsituationen im frappierenden Wechsel der Bilder und Aufregungen, der entzückende Stimmungsansatz orientalischer Natur und Landschaft, die entschieden-kraftvolle Entwicklung und über allem sprühend der lebensfrohe zündende Humor. Aber da ist auch der gänzliche Mangel psychologischen Tiefganges, die bloße Erzählung roher Ereignisse, die ermüdende Wiederholung schematischen Kampfes brutaler Leidenschaft und fischblütiger Berechnung, die oberflächliche Anschürfung großartige Seelenkonflikte bergenden Grundes, die nervenschädliche Spannungskünstelei, die Übertreibung der Gemütsbewegung, die mit dem Scheine purer Wahrheit prahlende Konstruktion, die Ausschlachtung der Effekte, die geistige Enterbung der gegenwirkenden Mitwelt, die Lösung des aufs höchste geschürzten Knotens durch großherrlichen Schutzbrief, Rücksicht auf das Konsulat und schlimmsten Falls die bekannten Schießproben, ferner der rein äußere, grundlose und unbegründete, jeder Wirklichkeitsempfindung bare Zusammenhang der treibenden Tatsachen und schließlich die Renommisterei, Pose bis zum Ekel, aus der jene Satire überlegener Köpfe nur zu fühlbar herausweht. Ja, das ist alles so ganz Karl May und zwar in einem verhältnismäßig kleinen und knapp geschlossenen Rahmen von verblüffender Erfindung, die vom tiefblickendsten Künstlerpsychologen Anspannung seines höchsten Könnens fordern mußte, aber hier in

ein paar Selbstverständlichkeiten abgetan und zum Schluß mit einer tränenreichen Rührszene vertuscht wird. Eines aber ist hier nicht: der in späteren Sachen oft so widerlich-aufdringliche Katholizismus, aber dafür haben wir hier eine recht kräftige Dosis erotischer Sinnlichkeit, die gerade, weil sie noch innerhalb des Erlaubten zu balancieren sucht, von einer gewissen Lüsternheit nicht freizusprechen ist. Der Schreiber dieser Zeilen ist ein Mönch, aber er hat schon öfters über die Fabel gespottet, daß man mit der Annahme des Mönchtums das Menschentum in sich vernichte; er weiß es wohl, daß die Welt, in die er noch gerade so sonnig hineinschaut, wie in seinen Studienjahren, kein Kloster ist, und verlangt daher nicht vom Laien, was Gott in der Berufung von ihm fordert. Die bräutliche Liebe ist und bleibt ein Angelpunkt der irdischen Poesie. Aber wie diese Liebe puritanisch-platonisch keinen Sinn hat, darf sie auch nicht einfach — wie in der großen Masse der Lyrik — rein sinnlich sein, sondern muß das harmonische Bewußtsein von der Ausgleichung der Geschlechter beim Streben zum letzten Ziel und Ende in der Ebenbildlichkeit Gottes voll keuschen Stolzes und zarter Hingebung in sich tragen. Mays Liebe aber in dieser Episode aus seinem Wanderleben ist nicht die christliche, sondern eine recht und schlecht mohammedanische, zur hellen Lohe entzündet *nur* durch die weichen Formen eines weiblichen Körpers, der die selbstsüchtige, ohne weiteres zur Tat schreitende Begierde

nach Besitz entflammt, ehe das Recht des Dritten geprüft und der Wunsch von den Vorstellungen des voreingenommenen Geistes gesondert ist. Wir halten in moralischer Hinsicht von der neuen und neuesten Kunst nicht sehr viel und sind weit davon entfernt, den ethischen Anschauungen z. B. eines Sudermann das Wort zu reden, aber wie unendlich hoch steht in seinem „Es war" die selbstlose, mitten im Schmutze knospende Liebe des kaum gereiften Weibes über Mays Verlangen nach Leïlet, der Rose von Kahira. Der sentimentale Verzicht am Schluß ist so, wie er dasteht, nichts als unwahre Theatralik.

Aber wie gesagt, es müssen sich auch literarische Sünden büßen lassen, und Kara ben Nemsi gibt die Münchmeyer'schen Produkte auf. Wir hätten daher auch diesen „alten Kohl" nicht mehr aufgewärmt, wenn wir nicht hätten zeigen müssen, daß uns keine persönliche Beeinflussung irgend welcher Art in unserer kühlen Aufnahme der May'schen Entrüstung leitete. Im Prinzip darf die Richtung unseres Reiseromanciers nicht verdammt werden; May hatte, wie der tolle Jules Verne in Frankreich, eine große Aufgabe zu erfüllen, indem er zumal die Jugend von dem sittlich Bedenklichen ablenkte. Diesem Berufe ist er um vieles gerecht geworden, dafür unsern Dank. Aber seine Begabung reichte weiter; er war bestellt, der Überkultur und der zu tief bohrenden psychologischen Problemkunst durch kraftstrotzende, natur-

wüchsige Tatenfreude das Gleichgewicht zu halten. Das hat er ja zum Teil getan, allein er hätte die Literatur sich mehr verpflichtet, wenn er nur ein Drittel seiner Werke mit gleichem Arbeitsaufwand geschrieben, wenn er mehr in die Tiefe als in die Breite gegangen wäre, wenn er den Sardonyx seines Talentes nicht nur oberflächlich geritzt, sondern kräftig abgeschnitten hätte, um die Doppelschicht der Kamee zur vollen Wirkung gelangen zu lassen. Immerhin steht er jedoch Kulturromanen Dahn'schen Schlages gegenüber achtunggebietend da.

Er hätte so viele Gelegenheit gehabt, das oder jenes seiner Stücke aus der persönlichen Triebfeder heraus in eine höhere Sphäre, zum klarwirkenden, vom Herzen zum Herzen sprechenden, voll ergreifenden Kunstwerk zu erheben. Aber er hat es sich leicht gemacht und durch eine billige Ausrede seinem dichterischen Gewissen über die Skrupeln hinübergeholfen: „Ich kann es unmöglich hindern, wenn sich das Leben und die Wirklichkeit nicht nach schriftstellerischen Regeln richten und sich selbst vom scharfsinnigen Kritikus nicht den Gang der Ereignisse vorschreiben lassen".

Zwei Jahre nachdem dies veröffentlicht war, ging durch die deutschen Blätter folgende Riesenannonce: „In Sachen Karl May contra H. G. Münchmeyer sind an Kgl. sächsischer Notariatsstelle folgende Erklärungen abgegeben worden:

a) Ich, Karl May, erkläre hiermit, daß Herr Verlags-Buchhändler Adelbert Fischer bei Ankauf der Firma

H. G. Münchmeyer nach Wortlaut des ihm vorgelegten Kaufvertrags annehmen mußte, alle Rechte an meinen bei dieser Firma erschienenen Werken miterworben zu haben.

b) Ich, Ad. Fischer, erkläre hiermit: Dafern (!) in den bei H. G. Münchmeyer erschienenen Schriften des Herrn Karl May etwas Unsittliches enthalten sein sollte, stammt das nicht aus der Feder des Herrn K. May, sondern ist von dritter Seite früher hineingetragen worden.

In Folge dieser Erklärung unter b) zieht Herr Karl May seinen Prozeß gegen Herrn Adelbert Fischer freiwillig zurück."

Das ist ein drolliges „do, ut des", ein Kompromiß, der alle bisher gegen May erhobenen Vorwürfe endgültig bestätigt. Es genügt den Wortlaut der „Erklärungen" ins Auge zu fassen: a) „alle Rechte", auch das der Änderung? b) „Dafern (!) . . . etwas Unsittliches enthalten sein sollte" — ei, ei! Karl May zieht seinen Prozeß „freiwillig" zurück, und der Verkauf der Schundromane geht lustig weiter. Wem jetzt noch nicht die Augen aufgehen, dem ist nicht mehr zu helfen.

Zum Schluß muß ich noch eine alte Schuld bezahlen. Als seiner Zeit in den „Hist. pol. Bl." mein Aufsatz gegen Karl May erschien, ward mir des Abenteurers Gedichtband „Himmelsgedanken" in Prachtband anonym zugesandt, wohl als Gegendemonstration. Um den liebenswürdigen Geber nicht länger mehr harren zu lassen, spreche

1) 1901 Bd. 127 Heft 11 vom 1. Juni

ich endlich über Mays Lyrik meine Ansicht aus, obwohl sie sich deckt mit dem, was der haarscharfe Cardauns schon vorgebracht: diese „Himmelsgedanken" sind nett und glatt, aber nur gerade so, daß von ihnen gilt, was Camill Hoffmann im „Lit. Echo" (Dez. 1902) ausspricht: „Die Wissenschaft vom Dilettanten wird immer feiner und verwickelter . . . schon macht der Dilettant fehlerlose Verse. Seine Bücher vermögen zu täuschen, wenn man nicht näher hinhorcht". Ob May in ihnen den Ausdruck tiefer künstlerischer und religiöser Stimmung suchte? Wir haben keine Anhaltspunkte dafür, wohl aber dafür, daß sie in kritischer Lage etwas beweisen sollten. Aber sie kamen zu spät. —

Mit diesen Ausführungen werden wir wohl wieder einmal den Zorn der Maygemeinde auf uns laden. Tut uns leid, aber wir können das Urteil nicht ändern, das am Schlusse der meisten Bücher Shatterhands hieß: Schade um den Mann!

Der Schulfreund

Monatsschrift zur Förderung des Volksschulwesens und der Jugend-Erziehung.

62. Jahrgang 10. Heft

Juli 1907

Karl May und die Erzieher.

Betrachtungen zu einer alten Streitfrage von **L. Schulmann.**

Im „Berliner Kritischen Beobachter auf dem Jugend- und Volksschriftenmarkte" (Jahrg. 3, 1907, Nr. 4) erhebt ein unbekehrter May-Leser die Frage: Ist Karl May literarisch und moralisch gerichtet? Im Maiheft des „Hochlandes" wird im Briefkasten von einem neuerdings stattgehabten „Umfall" der Karl May-Kritik gesprochen; leider ist uns der Artikel, auf den die Hochlandsredaktion hier anspielt, nicht zugänglich gewesen. Die Beantwortung der im Berliner Kritischen Beobachter aufgeworfenen Frage zwingt uns, in der Karl May-Debatte hier das Wort zu ergreifen, um dem Gedanken nicht Raum zu geben, als ständen die katholischen Lehrer alle auf dem Standpunkte des „unbekehrten Karl May-Lesers". Denn wenn in dem „Organ der Jugend- und Volksschriften-Kommission des katholischen Lehrerverbandes Brandenburg-Pommern" die Frage eine glatte Verneinung erfährt, so möchte der Schulfreund wenigstens sofort dagegen Stellung nehmen und seine Leser auf einiges in Karl Mays vielgelobten Schriften aufmerksam machen.

Zwar wissen wir, daß es fast aussichtslos ist, mit einem überzeugten oder unbekehrten Karl May-Leser über sein Schriftsteller-Idol zu diskutieren. Wer für Old Shatterhand so warm eintritt, wie der May-Leser in dem angeführten Artikel, dem fehlen, um es von vornherein mit dürren Worten zu sagen, die einfachsten Begriffe von literarischer Wertigkeit. „Wer übrigens nicht begreift", sagt der unbekehrte Karl May-Leser, „daß die Begeisterung für May existiert, der hat vielleicht selbst noch wenig von K. May gelesen und ist auch nicht mit richtigen May-Lesern zusammengeraten." Die May-Gemeinde zu bekehren, wird also nicht gelingen. Aber wir denken, daß doch noch sehr viele im Enthusiasmus nicht bis zur blinden Bewunderung fortgeschritten sind und hoffen, für diese nicht Zeit und Papier verschwendet zu haben. Mehr noch ist es der Gedanke an

unsere Jugend, genauer gesagt die Sorge um die literarische Nahrung unserer Knaben, die uns die Feder in die Hand gibt. — Skizzieren wir nun den Artikel des „Kritischen Beobachters".

Zunächst weist der Verfasser auf die immense Verbreitung der May-Schriften hin. „Die Gesamtauflage seiner Werke übersteigt heute eine und eine halbe Million; der größte, rein buchhändlerisch genommene Erfolg, von dem wir seit einem Menschenalter und darüber hinaus wissen. — Schon diese aufsehenerregende Verbreitung der Werke läßt darauf schließen, daß Karl May ein ungewöhnlich beliebter Schriftsteller geworden ist." Allerdings, erlauben wir uns zu bemerken; aber weiß der „Unbekehrte" denn nicht, daß ganz ähnliche Erfolge mit dem „Scharfrichter von Berlin", dem „Schloß am Starnberger See", dem „Räuber Leichtherz", dem „Jäger vom Jagdschloß Meyerling" und dergleichen Kolportageschund erzielt worden sind? Ich will keinen Vergleich zwischen den Erzeugnissen Kara Ben Nemsis und diesen Kolportageromanen gezogen haben, obschon Karl May, wie bekannt, in seinen Anfängen auch Kolportageschriften verfaßt hat; aber der Schluß von der Beliebtheit der Schriftsteller aus der Verbreitung ihrer Schriften gibt doch eine sehr falsche Bewertung ihrer Qualität. Höchstens kann man aus der starken Verbreitung so wertloser Schriften Schlüsse auf die geistige Trägheit der großen Massen ziehen, die für einen Schundroman oft 10 Mark ausgeben (100 Hefte à 0,10 Mark) und vor der geringsten Ausgabe bei einem wirklich wertvollen Buche zurückschrecken. Höchstens müssen wir bei dem riesigen Absatze Karl Mayscher Bücher bedauern, daß die Summe von Zeit, Geld und geistiger Tätigkeit sich nicht besseren Zwecken und Zielen zugewandt hat.

Der „Unbekehrte" gibt dann die Lobsprüche wieder, die man den Schriften K. Mays gespendet hat: „farbenreiche, humorvolle, lebensvolle Reisenovellen", die „auf jedes Alter und Geschlecht, auf Personen jeden Ranges und Standes einen unwiderstehlichen Reiz ausüben, die ernsteste Lebensauffassung und gründlichste Kenntnis der geographischen und ethnographischen Verhältnisse verraten und von vorbildlicher sittlicher Reinheit und inniger Christusgläubigkeit durchweht sind. Von vielen Lesern wurde bald erkannt, daß May in seinen Schriften auch *erzieherisch in echt christlichem Geiste wirken wolle*." Das ist's. Mit seinem „christlichen Hauche" hat Karl May alle Bedenken gegen die abenteuerlichsten Fabeleien weggeblasen. Fast wäre er Katholik geworden, meint der „Unbekehrte", um gleich darauf resigniert zu gestehn: „Zurzeit scheint aber May keiner Konfession angehören zu wollen, weil er von Protestanten und Katholiken „gestäupt und hinausgeworfen" worden sei. — So schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!

* * *

Nun ist ja bekanntlich ein heftiger Streit um Karl May entbrannt. Die Gegnerschaft sei durch literarischen *Neid* entstanden,

andere hätten den Kampf mit sachlichen Waffen geführt; das habe May nicht geschadet. „Zu einem Vernichtungswerke hatten aber jene sich verschworen, die jeden hassen, der auf irgend eine Weise wahre christliche Kultur verbreiten will. Wenn man hier einwendet, auch katholische Kreise hätten heftig gegen May agitiert, so muß man dies bedauernd zugestehen (!! Von uns gesperrt. Der Ref.), aber gleichzeitig betonen, daß auf dieser Seite doch zumeist geschäftliche „Mißverständnisse" und nicht Haß gegen Mays christliche Lebensauffassung den Kampf entfacht haben."

So der „Unbekehrte". Wir müssen gestehen, daß wir sein Bedauern keineswegs teilen. Es ist gegen Karl May keine „raffiniert betriebene Preßfehde" in Szene gesetzt worden, wie nachher gesagt wird, sondern es haben Leute, die es ehrlich mit unseren literarischen Zuständen meinen, durch öffentliche Aufklärung die May-Verhimmelung in die gebührenden Grenzen zurückverwiesen. Wir halten das für eine gute Tat, und gute Taten soll man nicht bedauern. Wohl aber bedauern wir, daß neuerdings katholische Kreise sich mit der Rehabilitation literarisch gerichteter Erzeugnisse zu blamieren suchen.

Es wundert uns auch gar nicht, daß der „Unbekehrte" zu folgendem Ergebnis kommt: „Karl May hat lediglich wieder gezeigt, daß auch in der modernen Welt, die echtes und werktätiges Christentum für überwunden hält, noch Hunderttausend gläubig auf den Christusprediger hören. Und die große Zahl der katholischen Karl May-Leser ist wieder ein glänzendes Zeugnis dafür, daß man auf katholischer Seite auch ohne „starre dogmatische Formeln" den tiefen Gehalt des Christentums hochschätzt. Sollen nun die Katholiken etwa, um nicht literarisch rückständig zu gelten, von Karl May lassen? Allen Respekt vor den großen Geistern unter den modernen Literaturkritikern; aber ihr Urteil über den Wert Karl Mays kann nicht Unfehlbarkeit und nicht blinden Autoritätsglauben beanspruchen. Wer mit seinem Karl May schon Jahrzehnte verwachsen ist und damit die besten Erfahrungen gemacht hat, wird nicht davon lassen, ja wird, man denke sich das Schreckliche, ihn auch heute noch weiter empfehlen. (Von uns gesperrt. Der Ref.) So kann noch mancher Pfennig statt für ein „modernes" Buch für K. May ausgegeben werden. Man braucht sich auch wirklich des May nicht zu schämen, weil er literarisch minderwertig sei. Die schon einmal angedeuteten literarischen Vorzüge sind May nicht abzustreiten. Sie sind es eben, durch die die Werke fesseln. May ist literarisch nicht tot."

Wozu doch das werktätige Christentum nicht alles herhalten muß! Gerade die in der Hervorkehrung eines prononziert christlichen Standpunktes liegende Aufdringlichkeit hat unseres Erachtens seinerzeit die katholischen Gegner Mays mobil gemacht, nicht die oben erwähnten geschäftlichen Mißverständnisse. Aber man ist mit „seinem May" „verwachsen", „Jahrzehnte" schon, und möchte aus seiner Lieblingsecke, wo man mit Spannungsfreuden die Fahrten des Unwiderstehlichen

verfolgt hat, nicht aufgescheucht werden. Tritt man ins klare Licht des Tages, in den Sonnenschein echter Kunst, dann verfliegt das fade Netz der Abenteuer wie ein bestaubtes Spinngewebe.

* * *

Ueber die gegen May erhobenen Anklagen, er habe früher unsittliche Romane geschrieben, zitieren wir die durch Riesenannonze in deutschen Zeitungen veröffentlichten „Erklärungen":

„a) Ich, Karl May, erkläre hiermit, daß Herr Verlags-Buchhändler Adalbert Fischer bei Ankauf der Firma H. G. Münchmeyer nach Wortlaut des ihm vorgelegten Kaufvertrags annehmen mußte, alle Rechte an meinen bei dieser Firma erschienenen Werken miterworben zu haben.

b) Ich, Ad. Fischer, erkläre hiermit: Dafern in den bei H. G. Münchmeyer erschienenen Schriften des Herrn Karl May etwas Unsittliches enthalten sein sollte, stammt das nicht aus der Feder des Herrn K. May, sondern ist von dritter Seite früher hineingetragen worden.

Infolge dieser Erklärung unter b) *zieht Herr Karl May seinen Prozeß gegen Herrn Adalbert Fischer freiwillig zurück.*"

P. Ansgar *Pöllmann* knüpft in seinen „Rückständigkeiten"[1]) hieran die Bemerkungen:

„Das ist ein drolliges „do, ut des", ein Kompromiß, *der alle bisher gegen May erhobenen Vorwürfe endgültig bestätigt.* Es genügt, den Wortlaut der „Erklärungen" ins Auge zu fassen: a) „alle Rechte", auch das der Aenderung?, b) „Dafern (!) . . . etwas Unsittliches enthalten sein sollte" — ei, ei! Karl May zieht seinen Prozeß „freiwillig" zurück, und der Verkauf der Schundromane geht lustig weiter. Wem jetzt noch nicht die Augen aufgehen, dem ist nicht mehr zu helfen."

Ganz unsere Meinung.

* * *

Wir gönnen jedem sein Privatvergnügen. Wem's Vergnügen macht, der möge sich jeden Tag eine halbe Stunde auf den Kopf stellen und mit den Füßen in der Luft herumstrampeln. Aber er soll nicht kommen und sagen: Das ist eine sehr gesunde Uebung, und das müßt ihr auch tun; besonders ist es der Jugend heilsam. — So ist es uns auch im Grunde genommen gleichgültig, ob jemand „seinen Karl May" jeden Tag exekutiert und mit ihm aufs schönste, innigste und harmonischste „verwächst". Aber er soll nicht kommen und sagen: Das müßt ihr auch machen. Steht eine solche Zumutung in einem Jugendschriftenkommissions-Organ, wird eine Lobrede auf den christlich-erziehenden Einfluß der May-Lektüre gehalten, dann müssen wir Karl May ein wenig näher kennen lernen.

[1]) Ravensburg, 1906, S. 147.

Da fällt mir denn rechtzeitig die folgende schöne Geschichte ein: Kara Ben Nemsi Effendi kauert, von Gefahren wolfsgierig umlauert, im dichten Strauchwerk des nubischen Oedlandes. Sein Henrystutzen, der getreue und treffsichere Begleiter, wird ihn schon herausreißen. Unbeweglich auf seinem Rosse haltend, späht zweihundert Meter weit Scheik Ibrahim, der Hundesohn, nach ihm aus. Stundenlang liegt Kara Ben Nemsi da; zwar fürchtet er sich nicht, da er weiß, daß er alle diese Gefahren später seiner enthusiastischen Gemeinde beschreiben muß und folglich heil und gesund aus allen Schrecken hervorgehen wird. Aber dieser verflixte Ibrahim, dessen stechende Aeuglein über der mißgestalteten Gesichtsgurke er unangenehm sozusagen auf sich ruhen fühlt, ist ihm doch höchst unbequem. Der sitzt unbeweglich und späht. Stiege er doch mal herunter! Kara Ben Nemsi könnte, der lästigen Aufsicht ledig, sein windschnelles Roß besteigen, das friedlich in der Mulde grast, die just tief genug ist, daß Ibrahims Aeuglein es *nicht* erspähen. Ibrahim darf auch nicht ein bischen weiter nach vorn reiten; der Hundesohn könnte sonst den ganzen in Spannung aufgelösten Band Karl May'scher Romane mit unzeitiger Entdeckung verderben. Also muß der Kerl herunter.

Das einfachste wäre, wenn Kara Ben Nemsi ihm eine Kugel in den Kopf jagte. Aber das geht nicht. Aus zwei Gründen. Erstens hat er diesen Schuft, den Ibrahim, noch weiter in seinem Buche nötig, zweitens verbietet ihm die Tötung eines Feindes, selbst eines Halunken, wie Ibrahim nun einmal einer ist, sein christliches Gewissen, sein zartes, christliches Empfinden, das fast — katholisch ist.

Mit der Geistreichigkeit, die ihm eigen ist, ersinnt Kara Ben Nemsi etwas anderes. Wann muß ein Reiter von seinem Roß herunter? Nun, wenn er Leibschmerzen bekommt und eben einmal vom Roß herunter *muß*! Das ist eine einfache Tatsache, einfach und ganz natürlich. Es fehlt also nur, daß Ibrahim Leibschmerzen bekäme. Von selbst bekommt er sie nicht; aber Kara Ben Nemsi wird sie ihm verschaffen. Wie? Wieder sehr einfach. Ibrahim hat einen Ledergürtel umgeschnallt, die blinkende Metallschnalle gibt ein sehr bequemes Ziel auf die Magengegend. Also lädt Kara Ben Nemsi seinen Henrystutzen, und zwar mit genauer Berechnung der Pulvermenge, der Kugelgröße und was weiß ich, so, daß die abgesandte Kugel mit einem sanften, fast freundschaftlichen Stoß auf die Magengegend Leibweh erzeugen muß, zielt eine Viertelsekunde, trifft ganz selbstverständlich genau und der Erfolg ist der vorausberechnete. Der Hundesohn muß eiligst von seiner Mähre herunter und schon jagt Kara Ben Nemsi Effendi in Staubwolken gehüllt triumphierend durch die sandige Oede.

* * *

„Aber", wird mir der geschätzte Leser entgegenhalten, „das steht doch nirgends im Karl May!" Und ich muß gestehen, daß ich nicht mehr weiß: Habe ich dies oder etwas ähnliches einmal in einer

Parodie auf Kara Ben Nemsi (etwa in den „Münchener Neuesten Nachrichten", die sich einst liebevoll des gewaltigen Geschichtenschreibers in einer Fastnachtsnummer annahmen) gelesen, oder hat mir mein boshafter Freund Hans dergleichen erzählt? Auch dieses Dilemma ist echt Karl Mayſche Leſeſtimmung. Es genügt, wenn man die Empfindung hat: Ja, so könnte es in einem seiner Bücher stehen. Man sollte den guten Mann weniger ernst und mehr parodistisch nehmen. Das Problem Karl May ist schon seit einem Jahrhundert gelöst: Baron von Münchhausen war ihm bedeutend über. Aber dieser erfaßte die Wahrheit des Spruches Shortness is the soul of wit, und Karl May schreibt weitschweifig, wie nur ein schlauer Spekulant auf Zeilenhonorar schreiben mag. Dadurch verlängern sich seine an sich nicht übeln, launigen Einfälle zu lästigen Bandwürmern. Der christliche Einschlag bei den vielen abenteuerlichen und mit der Wahrscheinlichkeit auf gespanntem Fuß stehenden Geschichten kommt dem feiner beſaiteten Gemüte geradezu widerlich vor. Es ist kein gutes Zeugnis für den Geschmack des deutschen Michels, daß das Mäntelchen des Christentums bei Karl May ihm so das Gefühl fälschte, daß er in Enthusiasmus verstarb und in Kara Ben Nemsi eine Art Prophet und Priester feierte. Zahlreiche Briefe in der kostbaren Broschüre Karl May als Erzieher (Freiburg 1902, Fehsenfeld) beweisen dies. In Brief 2 schreibt ein Regierungsrat:

„. . . . Gottesliebe und Menschenliebe, das sind die leuchtenden Brennpunkte, um die sich Ihre Erzählungen bewegen, die hellen Sterne, die Ihrem Denken und Handeln bestimmend voranschweben und Ihnen, wie einst den Kämpen aus dem Morgenland, stets den rechten Weg zeigen. Ihre Schriften sind nicht in erster Linie „Reiseerzählungen", sondern „Reden an die Völker", Predigten des Gottvertrauens und der Menschenliebe, lebendiger und wirksamer, wie viele, denen diese Worte als Stichworte voranstehen. Praktisches Christentum treiben heißt: seine Macht und seine Wirkungen auf die Menschen im realen, bewegten Weltgetriebe zur Geltung bringen, nicht bloß das Gute lehren oder glauben, sondern das Gute tun. Ihre Schriften sind Taten, wie sie unsere Zeit braucht, Apologien Gottes und des Göttlichen im Menschen, Missionspredigten edelster und wirksamster Art. Darum wird auch Segen von ihnen ausgehen für viele."

In Brief 3 bezeugt „der Sie hochverehrende Bibliothekar": „Ich füge noch an, daß hiesige Gymnasiallehrer Ihre Werke als Studium zur Belebung des Stils empfehlen." Ein katholischer Pfarrer schreibt in Brief Nr. 5: „Sie sind der größte Schriftsteller Deutschlands, ein Säkularmensch . . . . Sie sind ein großer Theologe", usw. Wie muß sich Kara Ben Nemsi ins Fäustchen gelacht haben, als sie alle, alle kamen, um ihn zu loben: Schwestern und Patres, der Arzt, der Missionar, der Yankee, der Schuldirektor, die städtische Lehrerin, der Staatshauptkassierer, der Erzieher und Herausgeber eines neuen Lesebuchs in Bayern mit drei Ausrufezeichen, der Sekretär und

Administrator, der Kulturinspektor, der Bürger und der Lehrling. Schmunzelnd läßt er sich die Lobreden von drei Rechtsanwälten amtlich beglaubigen und druckt 178 Stück in der Broschüre ab. Für 10 Pfennig kann sich jeder das froschgrüne, 159 Seiten starke Dokument der May-Verhimmelung kaufen, sich vom „dankbaren May-Leser" durch alle Phasen eines im Grunde unlösbaren Konflikts zerren lassen und endlich die Wahrheit des alten Satzes aufs neue erkennen: De gustibus non est disputandum.

* * *

Immer stärker mehren sich die Schriften, in denen Fragen behandelt werden, wie die folgenden: Wie werde ich energisch? Wie stärke ich meinen persönlichen Einfluß? Das Geheimnis des Erfolges und viele ähnliche. Im Gesichtskreis dieser für die Dummen berechneten Bücher mit gutem Absatz liegt auch die Lösung für die merkwürdige Tatsache des Erfolgs der May-Schriften.

May kann alles. Aus den unglaublichsten Gefahren geht er als Sieger hervor. Geht es gar nicht mehr anders, dann bannt er die wüstesten Rot- oder Schwarzhäute mit einem fürchterlichen Blick und schreitet lächelnd davon. Das berühmte Mittel, daß die umsichtigsten Feinde gerade in seiner Nähe die verbrecherischen Pläne zu seiner Vernichtung enthüllen, kommt ihm oft zu statten; meist aber weiß er auch hier geschickt und prahlerisch das Blaue vom Himmel herunterzuholen. Verblüfft steht der Leser vor der Unübertrefflichkeit Old Shatterhands. „Sie sind mein Ideal!" Dieses naive Geständnis kommt in zahlreichen Zuschriften an Karl May zum Ausdruck.

Den fürchterlichen Spott in diesem Satze: „Sie sind mein Ideal", den merken die guten Begeisterten gar nicht.

* * *

Karl May freilich ist von sich selbst überzeugt. Oder tut er nur so? Wie könnte er sonst auf Reisen seine Verehrer zu sich entbieten? Ernst Weber-München erzählt von einer solchen Zusammenkunft in ergötzlicher Weise. Der Schriftsteller Karl May hatte ihn begeistert; der Mensch enttäuschte ihn schwer. Man lese doch[1]) die Anekdote, die May von seinen Locken zum besten gibt! Ein solcher Mann kann nicht mehr literarisch ernst genommen werden. Bestenfalls hat ihn der Erfolg so umnebelt, daß er sich wirklich seine Größe und Bedeutsamkeit einredet. Sonst müßten ihn der Takt und die einfachsten Regeln der Bescheidenheit davon abhalten, Schwachköpfigkeiten in die Oeffentlichkeit zu bringen und sie sogar noch durch Sperrdruck auffällig zu machen, wie die folgende der „Anna L." (S. 96/97 der May-Broschüre): „Nächst dem lieben Gott und meinem geliebten Mütterlein sind Sie meinem Herzen das höchste." Und weiter: „Ich wollte Ihnen nur danken und sagen, wie lieb ich Sie habe.

[1]) Zur Jugendschriftenfrage. Herausgegeben von den Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen. Leipzig 1903. (S. 24 f.)

Mein heißester Wunsch ist natürlich, Sie einmal sehen zu dürfen, und doch glaube ich nicht, daß ich den Mut finde, die Verwirklichung dieses Wunsches herbeizuführen, auch wenn sich mir Gelegenheit dazu böte. In Gedanken aber bin ich immer bei Ihnen, wie bei einem geliebten Vater oder Bruder. Noch ein Herzenswunsch, dessen Erfüllung nur von Ihnen abhängt, drängt sich mir in die Feder. Ich möchte nämlich so gerne, ach so furchtbar gerne Ihr Ave Maria singen können. Eine Melodie habe ich mir zwar zusammengestellt, aber es ist doch nicht diejenige, die Winnetous letzten Augenblick verschönt hat, und nach dieser sehne ich mich so sehr, so sehr. Aber damit bin ich ja auf dem besten Wege, Sie zu belästigen. Deshalb bitte ich Sie, diesen Wunsch als nicht ausgesprochen zu betrachten. Zu Weihnachten wünsche ich mir eine Photographie von Kara Ben Nemsi. Old Shatterhand besitze ich schon. Das war damals eine Freude, als ich sie so ganz unvermutet auf meinem Geburtstagstische fand."

Neben diese bezeichnende, unreife Schwärmerei tritt dann als würdiges Gegenstück der Mann aus Brief 30, der „Präsident des intellektuell hervorragendsten Vereines im Lande", wie der dankbare May-Leser (oder wohl Kara Ben Nemsi selbst) in liebenswürdiger Unverfrorenheit hinzufügt, der jammert, daß er den in der Stadt anwesenden und seine Verehrer empfangenden Schriftsteller-Halbgott nicht sehen soll: „Ach, könnte ich doch von meinem Arbeitstische auf einige Augenblicke fort! Wie unendlich gern möchte ich die paar Schritte hinuntereilen, um einen einzigen Blick zu richten auf meinen langjährigen, obgleich nie gesehenen Freund, dem mein ganzes, ganzes Herz gehört! Doch die Pflicht des Dienstes erlaubt es nicht, und ich muß mich auf diese wenigen eiligen Worte beschränken."

Gewiß darf und soll ein Schriftsteller auf den Widerhall stolz sein, den sein Wort im Volke erweckt; er darf und soll auch auf sein Werk an sich stolz sein, und die Wertschätzung der Person forderte Goethe schon mit dem bekannten Spruche: „Nur Lumpen sind bescheiden." In diesem Falle ist aber doch die Ueberhebung einfach mitleiderregend.

Vollends die anspruchsvollen Sätze, die im Eingang der mehrfach erwähnten Schrift „Karl May als Erzieher usw." an Kritiker und Leser gestellt werden, übersteigen das Maß einer stolzen Bescheidenheit um ein beträchtliches. Da wird nicht im einfachen Tone der Behauptung, sondern im Jargon der preußischen Kriegsartikel folgendermaßen gesprochen:

„Zunächst die höchst notwendige allgemeine Bemerkung, daß diese Werke nicht oberflächlich gelesen werden dürfen. Wer sie verstehen und gar über sie referieren will, hat sie zu studieren. Sie sind nämlich etwas ganz anderes, als das, was sie dem leichtfertig darüber hinfliegenden Auge zu sein scheinen. Die Wogen und Wellen dieser scheinbaren „Reiseerzählungen" werden von einer geheimnisvollen

Kraft bewegt, der man mit liebendem Fleiß nachzugehen hat. Sie sind einem noch unerforschten, heiligen Waldesfrieden entstiegen und streben einer bisher noch welt- und erdenfremden Mündung zu. Der nicht oberflächliche, sondern ernste Leser, welcher in die Tiefe dringt, wird einen goldhaltigen und an Perlen reichen Grund gewahren."

Das ist, wenn man es nicht als eine Dreistigkeit ersten Ranges auffassen mag, die Sprache eines literarischen Charlatans, der anders seine Sache nicht mehr führen kann, als daß er seine Leser zu verblüffen sucht.

* * *

Zu der oben mitgeteilten Phantasie im May-Stile sei hier angeführt, was Karl May „wirklich erlebt" an einem Tage („Am Rio de la Plata"). Wir geben den Auszug in der prägnanten Form wieder, wie sie Heinrich Wolgast in der 3. Auflage seines bekannten Buches „Das Elend unserer Jugendliteratur" [1]) bietet:

„Karl May landet vormittags, von New-York kommend, in Montevideo, geht in ein Hotel, wo er sich in ein Buch über Land und Leute vertieft . . . Ein reicher Grundbesitzer kommt auf sein Zimmer und bietet ihm, da er ihn für einen berühmten Parteigänger des unruhigen Landes hält, ein Geschenk von 5000 Pesos gegen die Verpflichtung, für seine Truppe die Gewehre durch ihn zu beziehen. Der Uruguyaner wird schließlich von dem ehrlichen Deutschen hinausgewiesen und bestellt nun aus Rache einen Bravo, der noch am gleichen Tage unserem Helden sein Messer in den Leib zu jagen versucht. Inzwischen rüstet May sich zum ersten Rundgang durch die Stadt, ein Empfehlungsbrief von dem Chef eines New-Yorker Exporthauses an einen Geschäftsfreund in Montevideo fällt auf den Fußboden, das Siegel bricht, und May hat Gelegenheit zu lesen, daß der Yankee ihn, den verwegenen, aber stockdummen Dutchman, seinem Freunde für die Ueberbringung landesverräterischer Kontrakte an einen Bandenführer im Innern empfiehlt. May gibt, nachdem er das Siegel vorsichtig wieder geschlossen, den Brief bei dem Kaufmann ab. Dieser lädt ihn zum Abendessen ein und sucht ihn im selben Moment bei der Auszahlung eines Wechsels zu betrügen. Eine Drohung mit der Polizei macht den Mann gefügig; trotz des Zwischenfalls wird die Einladung, wegen der geheimen Absicht, die der schurkische Amerikaner mit dem ehrlichen Dutchman hat, aufrechterhalten. Im Kontor ist May Zeuge gewesen, wie der Kaufmann einen barfüßigen, zerlumpten Teesammler, mit dem er abrechnet, auszubeuten sucht. Diesem Teesammler bietet er draußen Geld, um ihn aus der Abhängigkeit des Kaufmanns zu befreien. Der arme Kerl zeigt ihm zum Dank den obenerwähnten Bravo, der bereits auf der Straße Posto gefaßt hatte. Auf dem Wege zur Villa des Kaufmanns tritt er mit der andächtigen Menge in eine Kirche, wo er das stümper-

[1]) Leipzig 1905, S. 160—161.

hafte Spiel des Organisten durch geeignete Registrierung verbessert und der staunenden Schar ein paar Fugen vorspielt. Dicht vor der Villa des Kaufmanns überfällt ihn der gedungene Mörder; aber er tritt vor dem Messer zur Seite, schlägt dem Schuft die Waffe aus der Hand und schleudert ihn selbst gegen die Mauer. Leider muß er in der nächsten halben Stunde seinen Gastfreund ähnlich behandeln, als dieser ihn hindern will, den verräterischen Brief an den Bandenführer zu lesen. Der Diener erhält noch am Ausgang für eine Unverschämtheit eine Ohrfeige, die ihn 5 oder 6 Schritte von der Stelle fliegen läßt. Auf der Straße angelangt, befreit er ein junges Mädchen aus den rohen Händen eines Mannes. Aber dieser Ueberfall war fingiert, und das Mädchen, das er ritterlich nach Hause begleitet, ist von dem Bravo gedungen, und hier wäre er doch wohl noch dem Messer zum Opfer gefallen, wenn nicht der vorsorgende Teesammler mit seinen biedern Gefährten sich eingefunden, um den neuen Freund zu warnen und den Bravo mit Mays Hilfe zu fesseln. Zum Schluß des ereignisvollen Tages führen ihn die zerlumpten Gesellen in ein feines Restaurant, wo der Teesammler seinem Genossen und unserm Helden auf echtem Sèvresporzellan mit silbernem Besteck ein Abendessen von sieben Gängen mit feinsten Bordeauxweinen servieren läßt. Der zerlumpte Teesammler ist nämlich ein reicher Grundbesitzer, der an dem Leben im Urwalde Gefallen findet und seinen neuen Freund nun gewinnt, mit ihm eine Reise nach dem Gran Chacos zu unternehmen, wo nach alten Urkunden in einem See und einem vermauerten Schacht Schätze aus der Inkazeit verborgen liegen."

Man kann sich denken, daß nach dem reichen Speisezettel des ersten Tages die übrigen nicht zurückstehen. Wer einen Band Karl May gelesen hat, weiß das. Er kennt dann auch alle übrigen. Und entgegen dem diktatorischen Worte der May-Broschüre kann man sich nach *einem* May alle anderen schenken. In allen wird ein sehr christlicher Held durch Gefahren jeder Art gepeitscht. Das Neugierbedürfnis des naiven Menschen wird in ausgiebiger Weise befriedigt. Mehr nicht. Die Stoffgier wächst, und jeder echte May-Leser ist für alle literarisch-künstlerische Wirkung rettungslos verloren. Das ist die tief beklagenswerte Wirkung dieser entnervenden Lektüre. Karl May ist literarisches Morphium.

Wer wird sich diesem schädlichen Mittel überantworten?

Wer hat die Stirn, unserer Jugend dieses Gift zu empfehlen?!

* * *

Damit verlassen wir das unerquickliche Thema, zu dem noch so sehr viel zu sagen wäre, und kommen wieder zur Frage des „Unbekehrten" zurück: „Ist Karl May literarisch und moralisch gerichtet?"

Wir antworten: May wird solange nicht gerichtet sein, als eine subalterne Auffassung vom literarischen

Wert sogar in solchen Köpfen vorherrscht, die mit ihrem Urteil an die Oeffentlichkeit treten.

May wird leben und florieren, solange man Stoffgier mit literarischem Interesse verwechselt, Spannungsmache mit der durch folgerichtige Entwicklung erzeugten Spannung gleichstellt und minderwertige Machwerke wegen des „Wehens des christlichen Geistes" empfiehlt.

Rundschau

auf dem Gebiete der

Jugend-, Volks- und Geschenk-Literatur

für katholische Eltern, Lehrer und Erzieher.

Nummer 69. | Jährlich 6 Nummern. Preis bei Bezug durch den Buchhandel 60 ₰, direkt unter + Band 80 ₰, einzelne Nummern je 15 ₰. Anzeigenpreis für die einspaltige Nonpareille-Zeile oder deren Raum 20 ₰. | 16. Jahrgang, Nr. 4.

Karl May — ein Jugendschriftsteller?

Der Kulturmensch kann ohne Bücher nicht mehr leben; er braucht sie zur Ernährung des Geistes genau so, wie Speise und Trank zu der des Leibes. Und seit der Möglichkeit ihrer schnellen und leichten Herstellung und billigen Erlangung besteht auch die Anerkennung und Wertschätzung des Buches als eines der wichtigsten Erziehungsmittel. Wer vermag die Zahl der Bücher anzugeben, die im Laufe der Jahrhunderte in den mannigfaltigsten Absichten „für die Jugend" geschrieben worden sind? Ihre Zahl ist Legion, aber nur sehr, sehr wenigen kann die sichtende Kritik das Prädikat „Für die Jugend" auch wirklich zuerkennen. Und grade in den letzten Jahren hat man in der Jugendbibliothek mächtig aufgeräumt, hat armweis hinausgeworfen, Plunder auf Plunder geschichtet und nur das, was unsere Zeit als wirklich gut und dauernd wertvoll erkannte, in den leer gewordenen Gestellen gelassen. Um manche Bücher hat sich ein heißer Kampf entsponnen, um einige dauert er noch fort. Und der umstrittensten einer von allen „Jugendautoren" ist Karl May. Rückhaltlose Bewunderung und Wertschätzung auf der einen, ebenso energische Verneinung und Verdammung auf der andern Seite — das ist die Meinung über ihn. Ich will nun hier nicht das schon oft gehörte Für und Wider abwägen — ich möchte die Sache einmal von einer andern Seite betrachten und die Frage stellen: Ist denn Karl May überhaupt als „Jugendschriftsteller" aufzufassen, das heißt als ein Autor, dessen Werke in erster Linie für unsere Jugend bestimmt sind? Ich stehe nicht an, diese Frage schlankweg zu verneinen!

„Aber ich bitte Sie", wird mir mancher Gegner antworten, „sehen Sie sich doch mal seine Indianerbücher an! Wie werden die von der Jugend verschlungen! Sollen die Schwarten etwa für jemand anderes bestimmt sein?" Nun, daß ein Buch nicht für die Jugend geschrieben zu sein braucht, um von ihr gelesen zu werden, darauf komme ich noch zurück. Grade an den „Indianerbüchern" aber möchte ich meine oben aufgestellte Behauptung erhärten.

Indianerzählungen hat es schon gegeben, noch ehe Chateaubriand seine „Athala" schrieb. Als neues Moment brachte der geniale Franzose in diese Erzählungen die fast dämonisch-schöne Schilderung einer Natur hinein, wie sie so fremd und wunderbar bis dahin noch nicht beschrieben worden war. Diese überwältigende Naturdarstellung ist es, die Chateaubriands Erzählungen, welche der uns so fremden Wertherstimmung entsprossen sind, auch heute noch anziehend macht. Ein späterer Darsteller der roten Rasse, Cooper, wußte das menschliche Mitgefühl für das untergehende Volk jenseits des Ozeans wachzurufen. Er nahm sich der Seele des Indianers an, er machte ihn zur moralisch-ästhetischen Persönlichkeit, ihn, den eine tiefe Tragik umweht, der unter der ehernen Faust der Zivilisation verblutet. Das erklärt den Erfolg der Cooper'schen Bücher, die noch heute zum eisernen Bestande der Knabenlektüre gehören. Ob Cooper bei seinen Lederstrumpf-Erzählungen in erster Linie an die Jugend gedacht hat? Gewiß nicht! Seine Schriften sind psychologisch-kulturhistorische Dokumente, und sie erfüllen für die Geschichte seines

Heimatlandes dieselbe Aufgabe, die die Werke Scotts für die schottische Geschichte erfüllt haben. Daß seine Bücher eine derartige Bedeutung für die Jugend erreicht haben, liegt an dem oben angegebenen Grunde, und an einem andern, auf den ich noch zu sprechen komme.

Auf Coopers Bahnen nun wandelt Karl May, aber er wächst weit, weit über den Amerikaner hinaus. Hatte Cooper versucht, uns die Psyche des roten Mannes näher zu bringen, so steckt sich Karl May neben diesem ein weit höheres Ziel; er will die rote Rasse mit der weißen versöhnen, versöhnen durch die erbarmende Menschheitsliebe, die allen, ob roter, schwarzer oder weißer Haut, eigen, wenn sie auch bei dem einen nur als Funke glimmt, bei dem andern als helles, mildes Licht erstrahlt. Das Rassenproblem wird bei May zum Menschheitsproblem. Daher mußte sich auch der Kreis seiner Betrachtung weiter erstrecken. Und so sehen wir ihn denn um die Seele des Morgenlandes werben und in dem zuletzt erschienenen „Und Friede auf Erden" auch dem gelben Menschenbruder die Hand entgegenstrecken. Damit ist der Ring geschlossen, der die Rassen der Erde unter dem Himmel derselben Liebe vereint.

Diese Liebe ist es, die den rohen, gewalttätigen Naturmenschen zum Edelmenschen macht, die ihn Schritt um Schritt zur Höhe führt, bis er sich in den Armen dessen findet, der gesagt hat: „Du sollst alle Menschen lieben!" Immer und immer wieder begegnen wir dieser Entwicklung vom Niedern zum Hohen, vom Gemeinen zum Edlen, die notwendig auch eine Entwicklung zur Ethik und Moral des Christentums sein muß, als dessen werktätigen Apostel sich Karl May freudig bekennt. Das ist's, was er uns stets aufs neue sagen will: „Im Christentum liegt die völkervereinende Kraft, die alle Rassen verbinden kann und soll; aber nicht in einem hohlen, phrasenhaften Wortchristentume, sondern in schaffender, opferfreudiger, erbarmender Christenliebe!" Er sagt selbst in einem seiner Werke („Durchs wilde Kurdistan): „Ich war der Gast von Juden, Moslemin und Heiden; bei ihnen allen habe ich Liebe und Barmherzigkeit gesät. Ich ging wieder fort und war reich belohnt, wenn es hinter mir erklang: „Dieser Fremdling kannte keine Furcht; er konnte und wußte mehr, als wir und war doch unser Bruder; er ehrte unsern Gott und liebte uns; wir werden ihn nie vergessen, denn er war ein guter Mensch, ein wackerer Gefährte; er war — ein Christ! Auf diese Weise verkündige ich meinen Glauben!" Wenn die Erkenntnis, daß diese Art und Weise christlicher Betätigung die rechte ist, auch den Herzen der Jugend frühzeitig eingeimpft wird — um so besser. Gerichtet aber sind des Dichters Worte an uns, die Erwachsenen!

Wie oft hat man nicht über die Ich-Form der Mayschen Bücher gespottet! Und mit welchem Unrecht! Wer ist denn dieser Ich, dieser Old Schatterhand und Kara ben Nemsi anders, als die gewaltige, brennende Menschheitsfrage? Und die als Fabelwesen verhöhnten Winnetou, Hadschi Halef Omar und wie sie alle heißen mögen — was sind sie anders als Völkerseelen? Die Menschheitsseele aber, die Karl May sucht, ist in Marah Durimeh verkörpert, einer Gestalt von einer so gewaltigen poetischen Schönheit, wie ich sie gleich unergründlich und schicksalsvoll ein zweites Mal nicht kenne. In ihr ist der nie erlöschende Gottesfunke, der allen Völkern eigen, Fleisch geworden. Sie ist „voll von jener Liebe, die den Sohn des Vaters auf die Erde trieb, um ihr die frohe Botschaft zu verkünden, daß alle Menschen Brüder sind und Kinder eines Vaters." An der Vereinigung aller Rassen in dieser Menschheitsseele, dieser Menschheitsliebe mitzuwirken — das ist Karl Mays Lebenszweck, und zu ihm will er auch uns erziehen.

Man könnte sagen, daß diese Deutung der May'schen Lebensarbeit nach dem Muster so mancher literarischen „Erklärer" aufgestellt ist, die um jeden Preis einen symbolischen Sinn in alles und jedes hineindeuten müssen. Nun, ich lasse den Dichter selber sprechen! Im vierten Bande des Romans „Im Reiche des silbernen Löwen", der der psycho-biographische Versuch einer Darstellung seines bisherigen inneren Lebens ist, antwortet der Dichter auf die Frage des Ustad: „Du bist Old Schatterhand, Du bist Kara ben Nemsi?" — „Nein, ich war es! In diesen zwei Namen habe ich denen, die es lösen wollen, ein Rätsel aufgegeben,

aus dessen Tür das von seinen psychologischen Fesseln befreite Menschheits-Ich wie ein im Freudenglanze strahlender Jüngling hervorzutreten hat. — Dieses so oft verspottete und verhöhnte „Ich" in meinen Werken war nicht die ruhmeslüsterne Erfindung eines wahnwitzigen Ego-Erzählers, welcher „unglaubliche Indianer- und Beduinengeschichten" schrieb, um sich von den Unmündigen und Unverständigen beweihräuchern zu lassen."

Damit ist die Frage, ob Karl May ein Jugendschriftsteller sei, beantwortet. In dem oben zitierten Bande sagt er auch selbst: „Über alle Maßen unglaublich ist die Blindheit derer gewesen, die sich in den ihnen sehr erwünschten Irrtum hineinlogen, daß diese meine Bücher zur vagen Unterhaltung der unerwachsenen Jugend, nicht aber ganz im Gegenteile für die geistigen Augen klar und ruhig denkender Leser geschrieben seien!" Ja, klar und ruhig müssen die sein, die Karl May auf seinen noch von niemand betretenen Pfaden folgen, die sein Suchen nach der Menschheitsseele verstehen, seinen Kampf für die Seele, für die Charakterbildung gegenüber dem Intellektualismus würdigen wollen." Dieses Ringen nach den Rechten der so oft mißhandelten und dem allmächtig herrschenden Geiste gegenüber vielfach so stiefmütterlich behandelten Seele zieht sich durch alle May'schen Bücher hindurch. Vom Kinderseelchen, dem „Sonnenscheinchen" der „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" bis hinauf zur Seeleninkarnation seiner letzten und reifsten Werke lassen sich dieser Kampf und diese Entwicklung Schritt um Schritt verfolgen. Und weil er für die Seele eintritt, für sie schreibt und schafft, darum findet auch sein Wort die Seelen, darum fliegen sie ihm zu, dorthin, wo Herz zu Herz und Seele zu Seele spricht. Die hohen Auflagen der May'schen Werke — es sind in Deutschland mehr als anderthalb Millionen Bände verbreitet — sprechen am besten dafür.

Dieses Hinüberklingen von Seele zu Seele ist es auch, was die unter dem Zwange des Intellektualismus oft hart seufzende Jugend dem Dichter zuführt. Es ist Karl May nie eingefallen, sich in die Schülerbibliotheken, in die Auswahlkataloge der Jugendschriftenausschüsse zu drängen. Seine Werke sind, das betone ich noch einmal, für die Erwachsenen geschrieben. Aber die Jugend fühlt, daß ein ihr Verwandter aus des Dichters Büchern spricht, und sie eilt dorthin, wo diese Töne erklingen. Der Geist mag dressiert und geformt und emporgebildet werden — die Seele hat andere Wege zu gehen! Und die, führen zu sonnigen Höhen hinauf, wo der Menschheit Pulse schlagen und ein reiner, gewaltiger Odem weht. Nicht das Abenteuerliche und Außerordentliche nur ist es, was die Jugend an Karl May anzieht. Das kann sie in den berüchtigten Zwanzigpfennigheften, viel abenteuerlicher und blutrünstiger haben. Nein, sie fühlt, daß aus diesen Büchern etwas ganz anderes, etwas Reines und Hohes spricht, etwas, was halb unbewußt in jedem reinen Kinderherzen schlägt, was voll und bewußt jedes guten Menschen Herz durchbebt. Das Menschlich-Edle und Kindlich-Reine, das aus diesen Büchern spricht, ist es, was die Kinder und alle, die ein Fünklein Himmelslicht aus dem sonnigen Kinderlande ins harte, kalte Leben hinübergerettet haben, dem Dichter zuführt. Darum konnte ein Elsässer Professor dem Verleger schreiben: „Ist es nicht wunderbar, daß Karl May ebenso sehr dem reifen Manne, wie dem Tertianer und dem Backfischchen gefällt? Fürwahr, eine wunderbare Lektüre!"

Außer dem eben angeführten hat noch ein zweiter Grund daran mitgewirkt, Karl May grade unter der Jugend eine so große Gemeinde zu gründen.

Wer eine Schülerbibliothek zu leiten hat, der wird die merkwürdige Erfahrung gemacht haben, daß wirklich gute Bücher, die ausdrücklich für Kinder geschrieben sind und aus dem Kinderlande erzählen — Pole Poppenspäler z. B. — wenig verlangt werden. Bücher aber, die von Leiden und Kämpfen der Großen berichten — Reisen, Kriegserzählungen usw. — werden viel und gern gelesen. Wo aber etwa Cooper oder Karl May vorhanden sind, da wird diesen vor allen andern der Vorzug gegeben. Wie erklärt sich diese Erscheinung?

Die irrtümliche Meinung ist noch immer verbreitet, daß Kinder sich hauptsächlich für Kinder interessieren. Daher werden den Kindern Kinderbücher vorgelegt, und — von ihnen zurückgewiesen! Das Kind nimmt seine Ideale aus der Welt der Erwachsenen. Es will wachsen und schwärmt und begeistert

sich für den, der über seine Umgebung hinauswächst. Die Männlichkeit ist es, die ihm imponiert. Und nun gar die Indianer! Jägervölker gehören der menschlichen Kinderzeit an; ihre Weltanschauung und Lebenserfahrung sind unentwickelt, ihre Leidenschaft ist primitiv und bewegt sich in engen Grenzen. Da sie eine Vergangenheit nicht haben und die Zukunft nicht kennen, hängen sie fest an der Gegenwart und verteidigen die bedrohte mit heldenhafter Zähigkeit. Ihre Seele, die Kinderseele der Menschheit, ist der Seele unserer Jugend nahe verwandt. Und hier liegt der Grund der Anziehungskraft, die grade die Indianer auf unsere Knaben ausüben: sie interessieren sie nicht deshalb, weil sie Indianer, sondern weil sie ein Volk von Knaben sind und doch Männer in all' ihrer Kindlichkeit.

Und nun hebe man aus der Menge der gewöhnlichen Gestalten einen heraus, einen, der über die andern hervorragt, der alles in sich vereint, was die ganze Rasse dem Knaben anziehend macht — und er wird ihm zujubeln und ihn als Muster nehmen. Daher die Wirkung, die ein Winnetou, ein Halef Omar auf unsere Knaben ausüben müssen! Es sind Gestalten, die einer nationalen Jugendzeit angehören, Gestalten, die unter den Händen eines Meisters moralisch und ästhetisch vollendete Persönlichkeiten geworden sind.

Das sind die psychologischen Gründe, die Karl May zu einem Jugendschriftsteller gemacht haben, ihn, dessen Bücher für innerlich gereifte und denkende Erwachsene bestimmt sind. Und die Gemeinde derer, die in seinen Büchern keine verlogenen Abenteuergeschichten, sondern Wegweiser auf dem Pfade zur Welterneuerung, zur allumfassenden Menschheitsseele sehen, wird immer größer. Die „Münchn. Allg. Zeit." hat Recht, wenn sie schreibt: „Der Name Karl May bedeutet heute eine Macht. Wir müssen diesen Sohn des Sachsenlandes wohl ebenso auffassen, wie den Autor der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" oder den der „Welträtsel". Und wenn auch an vielen der tiefe Gehalt dieser Werke noch verloren geht — in einer stillen Stunde steigt doch der eine oder andere in Märchengestalt gekleidete Gedanke wieder auf, und dann erfüllt sich, was Karl May in dem mehrfach zitierten vierten Bande des „Silbernen Löwen" sagt: „Sie — die in Märchengestalt gekleidete Wahrheit — hat scheinbar so gar nicht viel zu sagen, daß man sie gerne hier und da zu Worte kommen läßt. Sobald sie spricht, denkt man sich zunächst nichts dabei. Doch wenn sie fortgegangen ist, beginnt man unwillkürlich nachzusinnen. Dann kommt es freilich an den Tag, daß dieses sogenannte Märchen ein Himmelskind gewesen ist, welches, wenn man dies gewußt hätte, nicht fortgewiesen worden wäre. Nun aber hat es doch gesprochen, und was es sprach, sitzt fest!" H K.., Str.

Beilage zur:

Katholische Schulzeitung für Norddeutschland

26. Jahrgang Nr. 31 · 29. Juli 1909

Wir Katholiken und die deutsche Literatur.

Von

Heinrich Falkenberg.

Das Früher ist nicht mehr, wir müssen mit der Gegenwart rechnen.
Pius X.

Wir sind überhaupt in den Volksbildungsbestrebungen rückständig.
Phil. Huppert.

Bonn 1909.
Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag.

Die Gesamtheit der Kritiken über Ferreres-Geniesse: „Der wirkliche Tod und der Scheintod" bildet allein schon einen Beweis literarischer Inferiorität; wirklich wissenschaftlichen und verständigen Kritiken bin ich m. W. nur zweimal begegnet. Daß dieses Werk übrigens gerade von der Zentral-Auskunftsstelle der katholischen Presse in Koblenz herausgegeben ist, ist ein grausamer Scherz.

Die Behandlung des „Türmer", zumal in der pädagogischen Presse, ist mehr als anfechtbar.

Der „Türmer" hat sich längst zum ersten Organ für Nörgelei und Weltverbesserung entwickelt trotz Maximilian Harden; schon deshalb ist seine Wirkung auf weitere Kreise eine mehr als bedenkliche. Wenn man seine Kompetenz auf den Gebieten der Politik, der Rechtspflege, des Schulwesens usw., auf denen ich mir kein Urteil erlauben darf, nach der Gediegenheit seiner Erörterungen religiöser Fragen und Zustände beurteilen darf, so ist er auch auf natürlichem Gebiete nur als ein Volksfeind zu bezeichnen. Seine Stellungnahme in religiösen Dingen ist derart, daß er für ein weiteres katholisches Publikum unmöglich ist. Zum Beweise führe ich einige Belege nur aus den letzten Bänden an:

Polemik gegen die konfessionellen Schulen VIII, S. 240. Lob des Pantheismus des Spinoza IX, 237. Rechtfertigung der Unkirchlichkeit IX, 162. Der Kampf der Frau um ihre Körperschönheit X, 238. Erziehungsprinzipien sind schuld an Lüsternheit und Prüderie, nicht die menschliche Armseligkeit X, 88. Türmers Tagebuch betr. Sache Schell-Commer, Hetzerei gegen Rom X, 821—33; Gerhard Amyntor, Reform der Kirche ohne Mythen und Legenden X, 323, — Verwerfung von Inspiration, Offenbarung, Prophetentum usw. X, 3—11. Dasselbe X, 423—29. Plumpe Angriffe gegen Kirche und Dogma, bes. die Lehre von der Hölle (Jentsch) X, 251—64. Äußerst giftige Verteidigung des Modernismus X, 855—66. Über portugiesischen Klerikalismus X, 794 ff. Über D. Fr. Strauß X, 669—71.

Mehr und Schlimmeres hat wohl kaum die Gartenlaube in ihren schlimmsten Zeiten geboten; und nun lese man alle die katholischen Lobsprüche, im günstigsten Falle die gewundensten Anerkennungen!

Statt weiterer Beispiele will ich nur noch hinweisen auf die Hilflosigkeit der Kritik gegenüber Karl May.

Zuerst die tollsten Jubelhymnen; ich erinnere nicht nicht, vor dem großen Zusammenbruch auch nur eine einzige Kritik gefunden zu haben, die an dem „großen Apologeten" gefunden hätte, daß sein ganzes Christentum ist: nicht Stehlen und Morden und viel, viel aufgepappte Marienverehrung, daß dagegen von dem unermeßlichen christlichen und katholischen religiösen Leben, von Morgen- und Abendgebet bis zum Kirchenbesuch, Missionswesen und Charitas, vom inneren Leben zu schweigen, nicht die Spur zu finden ist, also vom Katholizismus höchstens die Karikatur. Von einer halbwegs zutreffenden literarischen Bewertung war noch weniger zu finden, und doch trifft die cum grano salis zu nehmende Kritik des Dürerblattes (Nr. 2 S. 18): „der ekelste der Kolportageschreiber", auf manchen der vielgelesenen Bände zu. Ungehindert ließ man den Verleger Fehsenfeld kolossale Summen aus unseren Vereins- und Privatkassen herausholen.

Nach den Enthüllungen, die den Verfasser moralisch unmöglich machten, fiel die Kritik in das andere Extrem: sie ignorierte ihn vollständig, seine Bücher wurden so ziemlich boykottiert. Wieder mit Unrecht; denn sie sind als sittenrein und nicht blutrünstig für unsere Bibliotheken als Lesestoff namentlich für die sensationslüsterne männliche Jugend vielfach ein unentbehrlicher Notbehelf; darüber kann sich nur entrüsten, wer nicht weiß, in welch ungeheuren Mengen selbst die besseren Kreise, die wirklich hochgebildeten eingeschlossen, Kriminal- und Detektivromane, Sherlock Holmes u. a. und auch Karl May konsumieren.

Neuerdings findet Karl May wieder Zutritt dort, wohin er absolut nicht gehört, in unsere periodische Literatur, den „Deutschen Hausschatz" und die „Epheuranken". Aber keine warnende Stimme erhebt sich, obgleich wenigstens die Erzählung „Schamah", die durch 6 Nummern der „Epheuranken" (XVIII. Jahrg.) gelaufen ist, einen Sturm der Entrüstung bei den Eltern und Erziehern hätte hervorrufen müssen, die das Blatt ihrer Jugend geben, die Kritik „literarische Roheit" (Jugendschriften-Warte 1908, 30) ist für dieses Machwerk noch zu mild. Im Gegenteil. Schreibt doch z. B. das Allgem. Literaturblatt der Leo-Gesellschaft (1907, S. 761):

„Gewiß ist allseitig mit lebhafter Freude die Kunde von der (geschwindelten!) völligen literarischen Rehabilitierung K. Mays, die ihm nach langen Kämpfen mit übelwollenden Kritikern (Dr. Cardauns!!!) von gerichtlicher Seite zuteil

wurde, vernommen und seine erneute literarische Tätigkeit (s. Deutscher Hausschatz, Jhg. 1908) begrüßt worden."

Neuestens, eben während ich dieses schreibe, wird mir die Theorie zu dieser Praxis auf den Tisch gelegt: Der „Gral" bricht in Nr. 11 S. 522 f. eine mehr als ritterliche Lanze für Karl May „vom rein literarischen Standpunkt". Ich hoffe, der Artikel ist nur aus Kourtoisie gegen die Verfasserin (M. ist wohl M. D.) aufgenommen, von der ich zu ihren Gunsten annehme, daß ihre Kenntnis des Autors sich auf einen geringen Teil seiner enormen Produktion beschränkt. Wenn aber der „Gral" weiter in dieser Weise das gerade gegenwärtig von L. Gurlitt, Otto Ernst u. a. (Lit. Umschau des Berl. Lokal-Anzeigers 1908 Nr. 150 u. 163) mit Recht betonte Prinzip übertreibt, daß das Bedürfnis nach Sensation für gewisse Altersstufen psychologisch tief begründet ist und an sich Befriedigung verdient, so gibt er seinen Gegnern böse Waffen in die Hand.

Allerdings ist die letztgenannte Kundgebung noch harmlos gegenüber einer Anzahl auf einem Prospekt abgedruckter Rezensionen aus der „Lit. Rundschau", „XX. Jahrhundert", „Natur u. Kultur" u. a., die auf den neuesten Bluff hereinfallen, daß Mays Reise-Erzählungen „figürlich resp. symbolisch zu nehmen sind", daß er schreibt, „um die Menschheitsrätsel und die Menschheitspflichten darzustellen, an deren Lösung und Erfüllung das begonnene Jahrhundert zu arbeiten hat", „er macht es seinen Lesern möglich, in der Erkenntnis hoher geistiger Werte fortzuschreiten und sich an der praktischen Idealisierung und Verfeinerung der gegenwärtigen materialistischen Lebensströmungen persönlich zu beteiligen", usw. So etwas ist doch einfach ekelhaft, wenn man Karl May, seine Werke und seine Geschichte daneben hält. Wenn die gedachten Rezensionen nicht im Inseratenteil gestanden haben, und das Publikum fällt darauf herein, so tut mir das Publikum leid und die Presse mit ihrem hohen Beruf. Die Tatsache, daß Karl May abgelehnt wird vom bayerischen Kultusminister, der auf Wunsch der Lehrerschaft die Entfernung der Mayschen Schriften aus den Mittelschulbibliotheken angeordnet hat, bis zur sozialdemokratischen Fachpresse, aber auch vom Lesepublikum selbst, das z. B. in Oberschlesien Karl May von der zweiten Stelle in der Lese-Statistik 1905 im folgenden Jahre auf die siebente zurückgedrängt hat, sollte auch die katholische Kritik zur Behutsamkeit mahnen.

Karl May ein Volkserzieher?

Eine dringende Abwehr zum Schutze unserer Jugend gegen die Verherrlichung Mays.

Von

Dr. Karl Wilker.

Langensalza
Hermann Beyer & Söhne
(Beyer & Mann)
Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler
1910

310

Vorwort.

»Und daß eben diese Greuel von Rom gegen uns geschürt werden, habe ich stets gesagt und geschrieben. Jetzt seht ihr, wie der Papst die Lämmer Christi weidet.« Martin Luther.

Während die nachfolgenden Seiten gedruckt werden, geht durch Deutschland nicht nur, sondern weit darüber hinaus ein Sturm tiefster Entrüstung. Und das mit Recht! Denn der Mann, vor dessen Unfehlbarkeit Millionen sich demütig beugen, der Mann, dessen Autorität diesen Millionen unerschütterlich feststeht, dieser Mann, verehrt als Heiliger Vater, hat es nicht für unter seiner Würde gehalten, in niedrigster Weise unsere Reformation zu beschimpfen. Schon einmal hat er — in seinem Einheitskatechismus — den protestantischen Geist den »Geist unbeschränkter Freiheit und des Widerspruchs gegen jede Autorität« genannt, und seine Vertreter »Männer, aufgebläht von einer eitlen und stolzen Wissenschaft«. Und nun die Borromäus-Enzyklika vom 26. Mai 1910! Nach ihr sind unsere Reformatoren »Männer irdischen Sinnes, deren Gott der Bauch ist«. Nach ihr »ahmten sie jenen Gottlosen nach, denen die Drohung gilt: Wehe euch, die ihr das Böse gut nennt und das Gute böse! und nannten den Tumult der Aufrührer und jene Zerrüttung von Glaube und Sitte Erneuerung und sich selbst Erneurer der alten Ordnung.« Welche Verkehrung aller sittlichen Begriffe! Noch mehr: unter dem Namen evangelischer Freiheit soll lasterhafte Verdorbenheit und Zuchtlosigkeit — »corruzione di vizi e perversione della disciplina«, »vitiorum luem ac disciplinae eversionem«, sich breit gemacht haben. Kurz: wir Nichtkatholiken sind perverse Menschen! Das behauptet

der Unfehlbare nicht bloß, sondern er läßt es in feierlichster Form allen Gläubigen verkünden.[1])

Es lag mir fern, als ich das Nachstehende über Karl May schrieb, es irgendwie zur kath. Kirche in Beziehung zu bringen. Sind doch unsere Begriffe von Toleranz ein wenig anders als die des Römers. Es war nur ein Akt der Notwehr gegen die Verherrlichung des Mannes, dessen Namen nicht so leicht vergessen sein dürfte, wo von den Feinden und Verderbern unserer Jugend gesprochen wird; des Mannes, dessen ganzes Werden und Leben und Wirken der Forscher nach der gerichtlichen Feststellung nur betrachten kann als das eines psychopathischen oder als eines verbrecherisch veranlagten Mannes.

Nun aber ergibt sich folgende bemerkenswerte Tatsache: es sind dieselben Leute, die uns einen Karl May als einzigartigen Volkserzieher darzustellen wagen, und die jetzt begeistert mit ihres heiligen Vaters Worten uns die Perversen zu schimpfen haben. Zu zeigen, wo wir diese Perversität zu suchen haben, wird, ohne daß es von vorneherein beabsichtigt wurde, von selber aus unserer folgenden Arbeit sich ergeben.

Die Gegner Karl Mays unter den Katholiken sind auch Gegner dieser Enzyklika, über die ein Lehrer der katholisch-theologischen Universität Tübingen sagt: »Wahrlich, einem Katholiken tut es weh, auf dies alles hinweisen zu müssen, aber wo die Wahrheit so schreiend verletzt und die Gerechtigkeit so offensichtlich verkürzt wird, wie gerade in dieser unglücklichen Borromäus-Enzyklika, da kann man nicht mehr schweigen. Unsere protestantischen Mitbürger sollen sehen, daß wir ihre Entrüstung teilen.« — Wir freuen uns dieser Worte und sind überzeugt, gerade dieser Katholiken volle Beistimmung zu finden. Mögen die anderen fortfahren, nicht nur unsere Kultur zu beschimpfen nach dem Vorbild des Mannes, der in Rom sein einsam abgeschlossenes Leben endet, sondern auch sie zu verderben — wir werden uns zu wehren wissen in diesem Kampf um unsere heiligsten Güter!

Als ein Vorspiel zu dem päpstlichen Schmähbrief kann man in gewisser Weise den Kompetenzkonflikt in Elsaß-Lothringen ansehen, auf dessen Einzelheiten einzugehen uns hier nicht möglich ist. Nur soviel: die Bischöfe Dr. Fritzen von Straßburg und Benzler von Metz ver-

[1]) Es wäre uns ein leichtes auf Grund gerichtlicher Feststellungen, eine Fülle von Perversitäten nachzuweisen unter denen, die unsere Reformatoren und uns mit ihnen nach päpstlichem Geheiß pervers schimpfen. Aber man erlasse uns das!

sandten als Weihnachtsüberraschung an alle katholischen Lehrer ihrer Diözesen »zur gefl. Kenntnisnahme« ein Opus des Prälaten Nigetiet, Schulrat, Seminardirektor a. D., Ehrenpräsident des katholischen sowohl wie des neutralen Lehrervereins in Elsaß-Lothringen, für das die Bezeichnung Pamphlet noch eine gelinde ist. In diesem Aufsatz, überschrieben »Die Vorgänge im Landesverband« (Katholischer Schulfreund« No. 24 vom 15. Dezember 1909, Druck von Paul Even in Metz) wird den Lehrern, die den Mut hatten, sich dem Deutschen Lehrerverein anzuschließen »feiges und unselbständiges Mitgehen« vorgeworfen. Alle Gründe werden mit der pathetischen Frage: »So heute, und im Lichte der Sterbekerze?« abgetan. Das neu geknüpfte Band ist ein »unsittliches«. Und weiter: »Es war gemein, die eigene Persönlichkeit wegzuwerfen. Wie wird dein Waschlappengesicht zu den Charakterköpfen des Himmels passen?« Also: deutsche Bischöfe erklären sich mit diesen Beschimpfungen deutscher Lehrer einverstanden! (Daran hindert keine spätere Entschuldigung etwas, die die Form nicht eben anständig findet.) Noch mehr: sie ziehen im Anschluß daran gegen den Deutschen Lehrerverein, gegen annähernd 150000 Kulturträger, los als gegen einen Verband schlimmster Heiden und Ketzer, unbeirrt durch das energische Eingreifen des Staatssekretärs.

Die einzig richtige Antwort gaben die Elsässer Lehrer, die am 29. Dezember 1909 mit 89 von 101 Stimmen durch die Vertreterversammlung ihren Anschluß an den allgemeinen Deutschen Lehrerverein beschlossen und mit 93 gegen 8 Stimmen gegen das bischöflich wohlaufgenommene Nigetietsche Pamphlet protestierten. (Selbst eine den Lehrern doch nicht allzufreundlich gesinnte konservative Zeitung, die »Kreuzzeitung«, mußte sagen: »Die beiden deutschen Bischöfe [haben] sich zum Sprachrohr der Leidenschaften einer skrupellosen demokratisch gesinnten Klerisei gemacht.«)

Was hat das alles mit der vorliegenden Arbeit zu tun? In dem »Katholischen Schulfreund« (1908, S. 481) heißt es, daß »der katholische Lehrerverein notwendig sei, um die konfessionelle Schule zu erhalten, sich und die Jugend vor schlechter Lektüre zu bewahren und die eigene Freiheit der katholischen Lehrer zu verteidigen.« Die beste Lektüre für eben diese Herren aber ist Karl May, eben der Karl May, der vom Deutschen Lehrerverein als Volksverderber, aber nicht als Volkserzieher betrachtet wird.

Und nicht nur das! Unsere Arbeit verfolgt soziale und nationale Ziele. Die Karl May-Verehrer aber sind auch die Sonderbündler unter den katholischen Lehrern, die hier, um einen Ausdruck Wil-

helm Reins zu gebrauchen (Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht, Jahrg. XXXVII, No. 17 vom 21. Januar 1910, S. 159), die »Interessen einer unduldsamen, französisch gefärbten Priesterschaft« vertreten. Wir wollen Deutsche sein, Träger einer hohen Kultur, und nicht ein Volk, das im Fahrwasser derer schwimmt, deren Ziel und Heimat Rom und immer wieder Rom ist!

Juni 1910.

Karl Wilker.

Am 12. April ds. Js. fand vor dem Königlichen Schöffengericht Charlottenburg die Hauptverhandlung eines Prozesses statt, den der bekannte Schriftsteller Karl May in Dresden gegen den Schriftsteller und Redakteur des »Bund« (Organ der gelben Gewerkschaften) Rudolf Lebius in Berlin angestrengt hatte wegen Beleidigung. Diese soll begangen sein dadurch, daß der Angeklagte in einem Brief an die Kammersängerin Fräulein vom Scheidt in Weimar behauptet habe: May sei ein geborener Verbrecher.

Dieser Prozeß verdient nun in mehr als einer Beziehung auch die vollste Aufmerksamkeit des Kinderforschers und Pädagogen; denn er wirft ein Licht auf die Persönlichkeit des zeitweise in Deutschland gelesensten Schriftstellers, das als Individualitätenbild gewürdigt werden muß; er wirft ein Licht auf den ganzen ekelhaften Schundlektürefabrikations- und -verbreitungsbetrieb; er wirft ein Licht auf den Geschmack eines großen Publikums; er wirft nicht zuletzt ein Licht auf pädagogisches Verständnis oder besser Unverständnis selbst unter solchen Männern, die sich den Namen eines Pädagogen beilegen dürfen, ohne daß er ihnen streitig gemacht wird. So ist das folgende Kapitel auch wieder ein Beitrag zu dem großen Kapitel von der Wertschätzung der Pädagogik in Wissenschaft und Leben. Es zu schreiben, erscheint uns um so notwendiger, als von den Anhängern Karl Mays mehr als einmal behauptet ist: der Mann ist ein Volkserzieher, und sogar einer der besten.

Doch zunächst das Leben dieses Mannes.[1]) »May ist als Kind

[1]) Den folgenden Mitteilungen liegt ein dem Gericht zugegangener Schriftsatz des Beklagten zugrunde. Da die Behauptungen über May nicht widerlegt wurden, sind wir zur Wahrung der Interessen des höchsten nationalen wie Familiengutes, zur Wahrung der sittlichen Gesunderhaltung der Jugend verpflichtet, sie hier der weiteren Öffentlichkeit zu unterbreiten. Während der Korrektur geht die Nachricht durch die Presse, daß Karl May Revision gegen das Lebius freisprechende Urteil eingelegt habe. Eine Korrektur der Lebiusschen Darstellungen muß darum dem zweiten gerichtlichen Urteil vorbehalten bleiben.

blind gewesen, ein schwacher, beinahe elender Knabe bis in das sechste Jahr« heißt es in einer Reklameschrift, in der er dem deutschen Volke als Erzieher präsentiert wird.[1]) Seine Mutter war Hebamme und gebar noch zwei Töchter, der Vater genoß in seiner Heimat keinerlei Ansehen, »er ließ sich von seiner Frau .... ernähren und streifte in den Wäldern als Vogelsteller und Schlingenleger herum« (Lebius). Etwas anders wird die Sache allerdings von Franz Weigl, dem Führer der »christlichen« (d. h. römisch-katholischen) Lehrer in Bayern, dargestellt in einer Broschüre, mit der wir uns hernach noch zu beschäftigen haben werden, aus der hier vorerst aber folgende treffliche Anmerkung (S. 39) Platz finden soll: »Es ist interessant, wie May von dem eng begrenzten erzieherischen Beruf der Schulstube in diese großen volkserzieherischen Aufgaben geworfen wurde(!). Karl May, geboren am 25. Februar 1842 in Hohenstein-Ernsttal in Sachsen, ist der Sohn armer Webersleute und besuchte die Volksschule und zwei Seminare, blieb aber nur kurze Zeit Lehrer und wendete sich der Schriftstellerei, der großen volkspädagogischen Arbeit, wie jeder Schriftsteller seinen Beruf auffassen sollte, zu.« Das klingt in der Tat so überzeugend und gewinnend, wie man es garnicht besser wünschen kann. Nur müßte der Autor für eine dritte Auflage seiner nachher zu würdigenden Schrift die folgenden Tatsachen nicht ganz übersehen, da wir doch nicht annehmen können, daß er bisher nach dem Prinzip verfuhr: »Der Zweck heiligt die Mittel.«

Allerdings erhielt Karl May durch die Fürsprache des Hohensteiner Pfarrers eine Freistelle im Lehrerseminar zu Waldenburg, wurde aber wegen verschiedener Diebstähle entlassen, und fand, da man keinerlei Anzeige erstattete, in einem zweiten Lehrerseminar Aufnahme, wo er auch sein Examen bestand. Der Übergang zum Volkserzieher-Werden war nur nicht so einfach, wie man nach Weigl vermuten möchte. Der Lehrer Karl May kam zum Weihnachtsfeste heim mit Festgeschenken für seinen Vater — bestehend in einer Uhr und in einer Meerschaumpfeife, die er beide seinem Logiswirte entwendet hatte. Am zweiten Weihnachtstage wurde dieser gepriesene Jugendbildner im »Gasthof zu den drei Schwanen« zu Hohenstein inmitten einer Partie Billard vom Brigadier verhaftet und mußte nun das Schulzimmer auf sechs Wochen mit dem Gefängnis vertauschen. Auch dann erfolgte, wie man nach

[1]) Max Dittrich, Karl May und seine Schriften. Eine literarisch-psychologische Studie für Mayfreunde und Mayfeinde. 2. Aufl. Dresden, C. Weiskes Buchhandlung, 1904. 127 S. Preis 1,20 M. S. 30.

Weigl vermuten könnte, noch nicht die Zuwendung zur Schriftstellerei. Es scheint vielmehr, daß May erst noch Erfahrungen sammeln mußte. Entlassen aus dem Gefängnis, verschaffte er sich durch einen Einbruch bei einem Schmiedemeister das nötige Handwerkszeug, vor allem einen Ring mit 50 Dietrichen. Er verübte einen Einbruch bei einem Uhrmacher in Niederwinkel, der ihm vier Jahre Kerker und Überweisung ans Arbeitshaus eintrug. »Das Zuchthaus wurde für Karl May, wie sich später erwies, die hohe Schule des Verbrechertums. Hier lernte er die tausenderlei Kniffe und Pfiffe, mit denen er später den Behörden und der bürgerlichen Gesellschaft ein Schnippchen nach dem andern schlug« (Lebius).

1869 wurde May aus dem Zuchthaus entlassen, stahl wieder lustig drauflos und wurde steckbrieflich verfolgt. In den Wäldern seiner Heimat fand er in dem Deserteur Krügel, einem ehemaligen Schulkameraden, der gerade die Regimentskasse der Freiberger Jäger um hundert Taler erleichtert hatte, einen würdigen Kumpanen, mit dem ewige Treue geschworen wurde. Nun begann — mit anderen Bekannten vereint — ein Räuberleben: vor allem die Marktfrauen mußten arg darunter leiden. Diebstähle und Betrügereien wurden verübt. In Waldenburg erbeutete man für 520 Taler Goldwaren. Gewildert wurde und auch lustig gezecht. »Den Hauptschlupfwinkel der Räuber, der nie entdeckt worden ist, bildete eine mit Moos und gestohlener Leinwand wohnlich austapezierte Höhle in dem herrschaftlich Waldenburgischen Walde, Abteilung VI, zwischen Grüntal und Langenberg, oberhalb der Kirche« (Lebius). Schließlich erbaten die Städte Hohenstein und Ernsttal eine militärische Razzia, die von Feuerwehrleuten und Turnern dieser Städte mitgemacht wurde, nur fing man May nicht: er hatte gelegentlich die Uniform eines sächsischen Gefangenenaufsehers erbeutet; die zog er nun an, fesselte seinen Freund Krügel und transportierte ihn in aller Ruhe durch die Militärketten hindurch. Ein andermal entkamen beide dadurch, daß sie, als zwei Gensdarmen ins Wirtshaus, wo sie rasteten, traten, durchs Fenster sprangen, um auf den Pferden ihrer Verfolger auf und davon zu kommen. »May gefiel sich in seiner Räuberhauptmannsrolle so sehr, daß er durch seine Prahlereien und Renommistereien oft seine Sicherheit aufs Spiel setzte. So schrieb er einmal im »Gasthof zur Katze« zwischen Glauchau und Ernsttal auf den Wirtstisch: »Hier haben May und Krügel gesessen und haben Brot und Wurst gegessen.« Als die Wirtin den Teller wegnahm, fiel ihr beim Anblick des Verschens vor Schreck fast der Teller aus der Hand. Im Harzer Kegelschub in Hohenstein fand man eines Morgens einen

Zettel auf der Kegelbahn mit Mays Schriftzügen. Der Zettel enthielt die Worte: »Heute habe ich hier genächtigt. Karl May, Räuberhauptmann.«

Was sagen die Herren Weigl und Genossen zu diesen schriftstellerischen Leistungen ihres literarischen Lieblings? Leicht ist es unsereinem wahrlich nicht, immer den nötigen Ernst in dieser tieftraurigen Geschichte zu wahren. Aber sehen wir weiter, was Lebius aufdeckt.

Die beiden Helden, von denen zuletzt die Rede war, machten neue Geschäftchen: auf höchsteigene Faust wirkten sie als Feldmesser im Altenburgischen, wo sie Bahnlinien durch die schönsten Bauerngrundstücke absteckten, erst wenn das Geld im Beutel der Bauern zu klingen anhob, um den »Beamten« einen harten Händedruck zu übermitteln, wurden die Bahnlinien umgelegt. Ein Hermsdorfer Bauer wurde auf diese Weise von dem »Volkserzieher« Karl May um 800 Taler gebracht. — Ein anderer Streich: bei einem Bäcker in Milzen erschien der genannte Krügel als Amtsdiener und lud ihn zum nächsten Tag aufs Amtsgericht zu Glauchau. Während der Bäckermeister als gehorsamer Diener der Obrigkeit unterwegs ist, erscheint der »Gerichtsdiener« in Person des Weiglschen Volkserziehers Karl May, um eine Haussuchung wegen Falschmünzerei, derenthalben auch der Bäckermeister in Untersuchungshaft gehalten werde, vorzunehmen, bei der alles Geld, über 1000 Taler, im Namen des Gesetzes beschlagnahmt wurde.

Als die heimischen Wälder denn doch unsicher wurden, reiste man nach Leipzig, wo man selbstredend im ersten Hotel Wohnung nahm. Zur Auswahl bestellten die beiden Helden sich eine Menge kostbarer Pelze, mit denen sie nach dem Süden aufbrachen, ohne freilich vorher ihre Rechnungen zu begleichen. Nun trat also der »Reisebeschreiber« Karl May seine erste Auslandsreise an, die ihn bis nach Mailand führte, wo er am Nervenfieber erkrankte und seine Heldentaten ausplauderte in den Fieberanfällen, so daß Freund Krügel schleunigst den sächsischen Penaten wieder zustrebte, wo er freilich, alsbald erwischt, sechs Jahre auf der Feste Königstein verleben sollte. Er entfloh, wurde von neuem aufgegriffen und zu $22\,^1/_2$ Jahren Zuchthaus verurteilt. 1877 wurde er begnadigt, ward Waldarbeiter und blieb das bis zu seinem 1908 erfolgten Tod. Der reiche Schriftsteller Karl May bedachte (bis 1907) alljährlich seinen Freund mit einer Geburtstagsdedikation von 500 Mark. Diesen edlen Zug wollen wir ihm hoch anrechnen, Herr Weigl! — Karl May selbst wurde später auf vier Jahre im Zuchthaus zu Waldheim untergebracht, von

dort am 2. Mai 1874 entlassen, aber noch zwei Jahre unter Polizeiaufsicht gestellt.

Von diesen ganzen zehn Jahren scheint der Mann, der es übernimmt, Karl Mays pädagogische Bedeutung dem deutschen Volke, insbesondere seinen Lehrern, klar zu machen, Herr Franz Weigl in München, auch nicht den Schimmer einer Ahnung zu haben. Er erklärt: Lehrer und Schriftsteller; »Volkserzieher« sagt er mehr als einmal.

Erst jetzt beginnt die produktive Tätigkeit dieses Autors, dem Weigl in seiner Schrift eine Apotheose bereitet: er schrieb gleichzeitig für den Verleger des »Deutschen Hausschatzes«, Pustet in Regensburg, fromme Reiseerzählungen und für einen anderen Verlag »unsittliche Räubergeschichten«, um Geld zu verdienen. Die Herausgabe der Reiseerzählungen in Buchform durch Fehsenfeld in Freiburg machte sowohl Autor wie Verleger zu reichen Leuten. »Seine nunmehrige Frömmigkeit[1]) und sein Ruhm als Schriftsteller und Weltreisender trugen May die Freundschaft vieler Fürstlichkeiten ein. Die Prinzessin von Waldenburg, eine fromme Dame, lud ihn mehrmals auf ihr Schloß ein, wobei er dann im fürstlichen Wagen von der Bahn abgeholt wurde. Hätten die fürstlichen Herrschaften geahnt, daß ihr Gast der gefeierte Dr. Karl May und der berüchtigte Einbrecher und Räuber Karl May, der noch vor wenig Jahren die fürstliche Residenz in Angst und Schrecken versetzte, eine Person waren, sie hätten sich nicht schlecht entsetzt. Auch heute verkehrt May in ersten Dresdener Kreisen. Er steht im Briefwechsel mit Fürstlichkeiten, selbst mit Angehörigen regierender Häuser« (Lebius).

Was die Weltreisen Karl Mays angeht, so ist festzustellen, daß er (außer nach Mailand) erst 1900 zum ersten Male aus Deutschland herauskam, was aber (nach Weigl) G. Brugier, einen katholischen Pfarrer zu Konstanz, nicht hindert, in seiner bereits 1898 erschienenen »Literaturgeschichte« die folgende Weisheit auszupacken: ». . . Ein anderer Sachse ist der fast überfruchtbare Karl May, dessen farbenreiche, lebensfrische, aus eigener Anschauung (!) geschöpften Reisenovellen und Abenteurerromane namentlich auf den jugendlichen Sinn einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. Ob May uns in die Wüste Sahara, unter »Würger« führt,

[1]) May soll Protestant, nicht Katholik sein. Nach seinem eigenen Bekenntnis in Kürschners Literaturkalender (vergl. S. 21) ist er Katholik, wenn er auch als Protestant getauft und konfirmiert wurde. Die Katholiken haben ihn als »Christen« (d. h. für sie als römischen Katholiken) aufgenommen und verherrlicht. In welcher Kirchenliste die Buchstaben seines Namens stehen, ist gleichgültig.

oder wie in »Deadly Dust« (tödlicher Staub) in die Prärien und Felsengebirge Nordamerikas, in die Wälder Ceylons oder unter die Buren im Transvallande, in die blaue Südsee oder in das »himmlische Reich« der Chinesen: immer malt er mit wahrhaft photographischer Treue Land und Leute, so daß eine jede Schilderung ein Visum in seinem Reisepaß ist mit dem Atteste: Er ist dort gewesen, er hat es erlebt.« Wir kennen diese Literaturgeschichte nicht näher. Wenn aber noch mehr derartige Forschungsergebnisse dort aufgereiht sind, muß es schon ein Prachtwerk sein, auf das sich Herr Weigl mit allem Stolz berufen kann. Selbst Mays Biograph, Dr. Droop in Halensee, schreibt bei aller Wohlgeneigtheit für May (wir kommen noch darauf zurück)): »Solange wir in seinen Werken pure Phantastereien erblicken, denen er den gefälschten Stempel realer Erlebnisse aufdrücken will, müssen wir ihn für einen Betrüger halten.« Aber die Dummen werden bei uns ja selbst unter den Gebildeten nicht alle.

Ähnlich wie mit den Weltreisen steht es mit Karl Mays Weltsprachenkenntnis. In den älteren Jahrgängen des bekannten Kürschnerschen Lexikons[1]) beherrscht er neben anderen die malayische, chinesische, arabische, indianische Sprache. In Wirklichkeit vermag dieser »Weltreisende« noch kein Wort Englisch zu sprechen. Die deutsche Muttersprache und die Anfangsgründe des Französischen genügen ihm, sich den Ruf eines Vielsprachlers beizulegen. Und ehrerbietig standen vor diesem Genie nicht nur unreife Jungen, nein auch gereifte Männer.

Über die Familienbeziehungen dieses gefeierten Mannes, bei dem alles und alles tiefinnerste Religiosität ist (nach Weigl), ist noch folgendes aus dem Schriftsatz des Beklagten anzuführen: »Der Vater Mays war charakteristischerweise, als Militär, Feuerwehr und Gendarmerie zur Mayjagd aufgeboten wurden, auf seinen Sohn sehr stolz. Er platzte fast vor Eitelkeit darüber, der Vater einer solchen Berühmtheit zu sein. Das soll ihm nur einer nachmachen, sagte er. Tausende suchen ihn und keiner erwischt ihn. Er muß doch mehr Verstand haben als all die Leute zusammengenommen, die sich an der Treibjagd beteiligen.

Der Vater war auch einer derjenigen, die ständig und heimlich Nahrungsmittel in die Waldhöhle der Räuber brachten. Später, als May reich wurde, bekümmerte er sich weder sonderlich um seinen Vater noch um seine beiden in sehr ärmlichen Verhältnissen lebenden

[1]) Auch Josef Kürschner war römisch-katholisch.

Schwestern. Seine jüngere Schwester, die ebenfalls Hebamme geworden ist und als Witfrau acht Kinder zu ernähren hat, hat außer einem kleinen Weihnachtsgeschenk nie einen Pfennig Unterstützung von Karl May erhalten.«

Sehr bezeichnend für die sittlichen Qualitäten, die doch »dieser begeisterte Idealist, dieser unentwegte Forscher und Sucher nach der »Menschheitsseele«, dieser eifrige Verkünder des nahenden »Edelmenschen«, (der er für Weigl ist) haben muß, ist endlich auch die Art und Weise, in der Karl May eine Ehescheidung mit seiner ersten Frau, mit der er 23 Jahre zusammenlebte, herbeiführte. Wir glauben diese Geschichte um der Vollständigkeit willen hier bringen zu müssen, da sie recht bemerkenswerte Schlaglichter auch auf die Phantasterei dieses »erklärten Lieblings vieler Millionen« (wie Weigl mit großer Befriedigung leider mit Recht immer wieder durchblicken lassen darf) wirft. Der sechzigjährige Karl May entbrannte in Liebe zu seiner Privatsekretärin und wollte sie heiraten. Er ließ sich also von seiner erster Frau scheiden, indem er gegen sie den Vorwurf erhob, sie habe ihn fortgesetzt bestohlen und sei eine Verschwenderin — Vorwürfe, die diese nicht abwehrte, denn — und nun beginnen diese Phantastereien, über die sich freilich kein Kenner Karl Mayscher Werke mehr wundern kann, die aber die Suggestionskraft von noch so närrischen Ideen (oder gerade von solchen) aufs schlagendste beweisen: diese Frau ließ sich einreden, sie befände sich nicht auf derselben hohen sittlichen Stufe wie ihr bisheriger Mann und seine jetzige Frau. »Dadurch entstehe die Gefahr, daß die drei im Jenseits nicht in derselben geistigen Sphäre leben würden. Es gebe aber ein Mittel, Frau Emma May auf eine höhere sittliche Stufe zu heben. Sie müsse eine Zeit der Prüfung und des Leides durchmachen. Als Frau Emma May darauf einging, erhielt sie die Weisung, sich auf ein Höhenhotel bei Bozen zu begeben und während der folgenden Zeit sich weder mündlich noch schriftlich zu verteidigen. Daraufhin eilten May und seine jetzige Ehefrau spornstreichs nach Dresden und leiteten die Ehescheidung unter den erwähnten falschen Behauptungen ein. Frau Pollmer[1]) antwortete nur deshalb nicht, weil sie glaubte, es handele sich um eine spiritistische Prüfung. Als aber das Gericht die Ehescheidung aussprach, wurde Frau Pollmer doch argwöhnisch. Sie fuhr nach Dresden und beauftragte den Rechtsanwalt Dr. Thieme, einen ehemaligen Staatsanwalt, sich ihrer Rechte anzunehmen. Auf Grund der Briefe Karl Mays und sonstiger Unter-

[1]) Mays erste Frau.

lagen gelangte Herr Thieme zu der Überzeugung, daß hier ein großer Schwindel verübt worden sei, und daß Karl May und seine jetzige Frau wegen Meineids ins Zuchthaus kommen würden. Inzwischen aber wurde die Emma May wieder von Karl May und seiner jetzigen Frau im spiritistischen Sinne bearbeitet. Sie erklärten der Frau Emma May, sie hätte ihre erste Prüfung gut bestanden, nunmehr habe sie noch eine Prüfung abzulegen. Sie habe zum Beweise edler Vertrauensseligkeit sämtliches Prozeßmaterial vom Rechtsanwalt Thieme abzuholen und Karl May auszuhändigen. Frau Emma Pollmer tat das sofort. Statt des erhofften Lohnes erhielt sie aber den Befehl, gewissermaßen noch eine sittliche Nachkur an sich vorzunehmen. Sie sollte nunmehr auf ein paar Jahre nach Weimar ziehen[1]) und dort im Geiste Schillers und Goethes leben und sich so auf diese Weise sittlich vervollkommnen« (Lebius). Das sind »seelische Qualitäten«, Herr Franz Weigl? Wir möchten allein diesen Unfug schon nicht in der Presse breit getratscht sehen, weil er in unermeßlichem Umfange nicht »volkserzieherisch«, sondern volksverzieherisch, volksverderbend wirkt. Wir tun es aber auf diesem Wege für die verantwortlichen Fachkreise, da Karl May vor Gericht sich nicht von diesen Vorwürfen gereinigt hat.

Wir haben nunmehr noch die literarische Tätigkeit des gefeierten Autors, soweit sie in dem dem Gericht eingereichten Schriftsatz des Beklagten Lebius zur Rede steht, zu berücksichtigen. Wir bringen auch diese beiden Absätze im Wortlaut:

»... Der Münchmeyersche Verlag zu Dresden, der die unzüchtigen Räubergeschichten Mays gedruckt hatte, wollte den Ruhm Mays auch für sich geschäftlich ausnutzen und rührte die Reklametrommel für seine (unzüchtige) Maylitteratur. Dadurch wurden katholische Kreise auf die Kolportageschriften aufmerksam, und Pustet stellte May vor die Wahl, entweder sich von dem Verdacht zu reinigen, jene Unzüchtigkeiten geschrieben zu haben, oder seine Tätigkeit für den »Deutschen Hausschatz« einzustellen. In dieser Not gab May das lächerliche Märchen zum besten, die beanstandeten Unzüchtigkeiten seien in seine Kolportageromane vom Verleger Münchmeyer eigenhändig hineingeschrieben worden. Er strengte auch eine Klage gegen den Münchmeyerschen Verlag an, um sein Verfasserrecht zu wahren. Sobald er den Prozeß gewänne, wollte er die Romane im Interesse der Sittlichkeit aus dem Buchhandel zurückziehen.«

»Der Prozeß endete in tragikomischer Weise. May verglich sich mit dem Verlag Münchmeyer Nachfolger. Dem Verlag wurde

[1]) Hier wohnt sie zurzeit noch.

von May gestattet, die unsittlichen Stellen nach eigenem Gutdünken fortzulassen oder stehen zu lassen. Dagegen mußte der Verlag an May alle Manuskripte aushändigen. Das war für May natürlich die Hauptsache, denn jetzt konnte er die Manuskripte beiseite schaffen, und nun beweise einer einmal, ob die Unzüchtigkeiten in den Mayschen Romanen von May geschrieben sind oder von einem anderen. In der Münchmeyersache hat May aber noch einen wenig christlichen Schritt weiter getan.[1]) Er hat die frühere Inhaberin der Firma wegen angeblich rückständiger Honorare vorläufig auf 300000 M. verklagt, was den wirtschaftlichen Ruin der Frau Münchmeyer bedeuten würde. Man bedenke: der schwerreiche, kinderlose, alte May will hier in höchst unchristlicher Weise um einer zweifelhaften Geldforderung willen eine Familie ruinieren. In diesem Prozeß schwur Dittrich[2]) zugunsten Mays, und außerdem schwur May einen Sammeleid von sieben Eiden.«

Das alles hindert allerdings Weigl nicht, in May den Antagonisten, den »unerbitterlichsten Widersacher« »der Schund- und Giftliteratur« zu sehen, ganz selbstverständlicherweise und mit der ihrem Autor gewiß glänzend gelungenen und genügenden Motivierung: »Es gibt doch gewiß nichts, was allem Edelmenschlichen in der Weise widerspricht, wie grad' diese Literatur und dieses Gift!«

Aus dem Prozeß geben wir noch folgende Mitteilungen wieder, und zwar zunächst aus der »Kölnischen Volkszeitung« (Jahrg. 51, No. 300 vom 13. April 1910), über deren Stellung zu Karl May wir noch zu reden haben. Sie findet diesmal nur Worte nüchterner Berichterstattung:

Vorsitzender zum Privatkläger May: Wollen Sie die Strafen zugeben? Privatkläger May: Ich habe das, was mir hier vorgeworfen wird, nicht getan. Wenn das der Fall wäre, wäre ich nicht mehr am Leben; denn wenn ich mit solchen Vorwürfen durchs Leben gehen sollte, hätte ich schon längst den Revolver gebraucht. Vorsitzender: Wollen sie sich nicht eingehender zu den Strafen äußern? Privatkläger May: Nein. Ich bin vorbestraft, aber das, was mir hier vorgeworfen wird, habe ich nicht getan. Vorsitzender: Also Sie bestreiten, daß die hier vorgetragenen Strafen von Ihnen verbüßt worden sind? Privatkläger May: Ich will hier nicht sagen, was mir in meinem späteren Prozeß schaden könnte. Verteidiger Rechtsanwalt Bredereck: Gibt der Privatkläger zu, daß er Räuberhauptmann gewesen ist? Karl May: Das ist nicht wahr. Verteidiger Rechtsanwalt Bredereck: Es handelt sich hier um keine persönliche Beleidigung. Der Privatkläger ist ein bekannter Jugendschriftsteller und

[1]) Wir führen das folgende noch an im Hinblick auf eine Äußerung Mays in der Verhandlung und gewissermaßen zur Illustration für die geschäftlichen Vorteile der Schundlektürefabrikation.

[2]) Der Verfasser der S. 8 genannten, später noch zu würdigenden Reklameschrift.

es liegt deshalb ein öffentliches Interesse vor. Der Privatkläger ist nicht ein Herr Hinz oder Kunz, sondern ein auf dem Gebiete der Jugendliteratur bekannter Mann. Deshalb beantrage ich, daß die von mir angebotenen Beweise erhoben werden. Privatkläger Karl May: Ich habe für die Jugend nichts geschrieben außer den sechs Büchern, die bei Spemann erschienen sind. Ich schreibe für sehr erwachsene Leute und bin ein Christ und gottesgläubiger Mensch. Ich führe meine Leser zum Glauben — eben weil ich früher bestraft worden bin. Ich bin nicht bestraft wegen innerer Schlechtigkeit. Ich will mich aber darüber nicht auslassen. — Rechtsanwalt Bredereck: Der Privatkläger hat zunächst unsittliche Bücher geschrieben. Erst als er sah, daß mit Unsittlichkeiten kein so großes Geschäft zu machen ist, hat er sich auf die Tugend geworfen, und zwar bevorzugt er die katholische Literatur. Von manchen katholischen Zeitungen ist May deshalb gelobt und gepriesen worden. Es ist deshalb interessant, daß May evangelischen Glaubens ist. Aus allen diesen Gründen muß gestattet werden, das ganze Beweismaterial aufzurollen. — Vorsitzender Amtsrichter Wessel: Weshalb wurde denn der Brief überhaupt geschrieben? Angeklagter Lebius: Es wäre wünschenswert, wenn endlich einmal Klarheit geschaffen würde. In ganz Deutschland sind jetzt Prozesse von Karl May anhängig gemacht worden. May bestreitet das gegen ihn Vorgebrachte, und dann schreiben wieder 100 Zeitungen in Deutschland, May ist verleumdet worden.

Der Gerichtshof zieht sich darauf zurück, wie man annimmt, um über die Beweisanträge zu beraten. Nach kurzer Beratung verkündete der Vorsitzende jedoch sofort das Urteil, das auf 15 M Geldstrafe lautete. Rechtsanwalt Bredereck: Ich habe bisher nur zu den Beweisanträgen gesprochen, und ich habe mir ausdrücklich vorbehalten, zu der Anklage selbst noch eingehend zu plaidieren. Zu meinem Schlußplaidoyer habe ich noch nicht das Wort erhalten. Vorsitzender: Dann will ich das Urteil noch einmal aussetzen. Privatkläger Karl May: Ich denke, es ist eben ein Urteil verkündet worden. Vorsitzender: Es ist kein Urteil verkündet worden. Was haben sie noch zu sagen? Sie können sich doch nur auf den Brief beziehen, der die Beleidigungen enthält. Rechtsanwalt Bredereck führt nunmehr zur Verteidigung aus, daß er für seinen Klienten den Schutz des § 193 in Anspruch nehme. Karl May wandte sich nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause der Schriftstellerei zu. Aber auch hier konnte er das Stehlen nicht lassen und die angesehene Zeitschrift »Über den Wassern« nenne Karl May einen literarischen Dieb.[1]) Er habe über Asien, Amerika und Afrika geschrieben, ohne daß er jemals Deutschland verlassen habe. In seinem Hause habe er ein Museum eingerichtet, das von Fürstlichkeiten besucht werde. Unter diesen Umständen müsse man doch in Betracht ziehen, ob der Ausdruck, daß dieser Mensch ein geborener Verbrecher sei, eine Beleidigung enthalte. Auch ohne Eingehen auf die Beweisanträge beantrage er die Freisprechung.

Wir vervollständigen diesen Bericht aus weiteren Pressemitteilungen:

Der Beklagte Lebius führte zur Charakterisierung des Klägers folgendes an: Die Redaktion des Dresdener Adreßbuches habe vor einiger Zeit bei dem Polizei-Präsidenten von Dresden angefragt, ob May tatsächlich der Doktortitel zustände. Dieses sei geschehen, weil Karl May an die Redaktion des Dresdener Adreßbuches

[1]) Diesen Nachweis erbrachte der Benediktinerpater Dr. Ansgar Pöllmann. Wir können ihn übergehen, da es sich dabei um mehr literarische Gesichtspunkte handelt. (Über den Wassern, Münster 1910, No. 4.)

das Ansuchen richtete, ihn als Doktor Karl May aufzunehmen, er habe seinen Doktor in Frankreich, nach späteren Angaben in Amerika, gemacht. Der Polizeipräsident habe darauf erwidert, daß die ganze Sache Schwindel sei. May selbst sei ein literarischer Hochstapler und gefährlicher Verbrecher. Wenn dies selbst ein Polizeipräsident wörtlich antworte, so habe er nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, die wahre Persönlichkeit des May an die breiteste Öffentlichkeit zu ziehen. Die Bücher des Klägers, welche nicht nur von der deutschen Jugend verschlungen würden, seien die Vorläufer der jetzigen Schundliteraturseuche und der Nick Carter- und ähnlichen Geschichten. Dieser tiefgehenden Einwirkung eines solchen Mannes auf die deutsche Jugend müsse mit aller Schärfe entgegengearbeitet werden. (Vorsitzender zu May): Haben Sie noch etwas zu sagen? Karl May: Ich könnte hier noch ein oder zwei Stunden sprechen. Was mir zur Last gelegt wird, ist alles Lüge.

Nach kurzer Beratung verkündet der Vorsitzende das Urteil dahin, daß der Privatbeklagte freizusprechen sei. Die Kosten des Verfahrens fallen dem Privatkläger zur Last. Dem Beklagten ist der Schutz des § 193 zugebilligt worden. Eine Überschreitung desselben hat das Gericht nicht als vorliegend angesehen, zumal der Kläger selbst zugegeben habe, daß er verschiedentlich vorbestraft sei.

Soweit dieser denkwürdige Prozeß! Freilich: ob er auch nur einen der vielen Verehrer Karl Mays die Augen öffnet, läßt sich bezweifeln, denn diese Leute haben sich so vollständig berauscht an den Produkten ihres Auserkorenen, daß sie aus diesem Rausche nie mehr zur Nüchternheit erwachen. Aber von deutschen Erziehern zu fordern, macht Augen und Ohren auf, halten wir für unsere Pflicht und Schuldigkeit.

Aus den verschiedenen Äußerungen der Presse mögen hier noch folgende Platz finden:

Die »Straßburger Post« schreibt (No. 430 vom 14. April 1910) unter anderm:

Die eigentliche Literatur und literarische Kritik hat sich früher nie mit Karl May ernstlich befaßt. Er kam zunächst durch die bekannte katholische Verlagsfirma Franz Pustet in Regensburg als Mitarbeiter an deren Deutschen Hausschatz und machte sich im weiteren Verlaufe gerade in katholischen Kreisen beliebt und berühmt. Allmählich kamen besonnenere Männer zu einem Mißtrauen gegen diesen so gefeierten Vertreter katholischer Literatur, und hauptsächlich war es der frühere Chefredakteur der »Köln. Volkszeitung« Dr. Cardauns, der gegen ihn vorging.[1]) Bei dieser Polemik kam nun zunächst ein Material zutage, aus dem hervorging, daß Karl May als Schriftsteller zwei sehr verschiedene Gesichter hatte: auf dem einen war er der fromme, gottgläubige sittliche Mann, auf dem andern der faunisch lächelnde Vertreter einer entschieden pornographischen Kolportageliteratur, die er natürlich für einen andern Verlag als den katholischen fabrizierte. Er wehrte sich sehr geschickt, und es gab Anhänger, die leidenschaftlich Partei für den nach ihrer

[1]) Cardauns, Herr Karl May von der anderen Seite. Hist.-Pol. Blätter, Bd. 129, 1902, S. 517 ff.

Meinung zu Unrecht verfolgten Mann nahmen. Aber anderseits gab man die Nachforschungen nicht auf, und so kam es zu jenen Behauptungen über seine Vergangenheit, die der Gegenstand der erwähnten Beleidigungsklage wurden, der nach Lage der Umstände May ja nicht mehr ausweichen konnte. Originell und belustigend ist dabei die Art, wie May seine Anhängerschaft, die sich ja häufig brieflich an ihn wandte, düpierte, indem er z. B. eines Tages ankündigte, er habe wieder eine große Reise vor und könne daher einlaufende Briefe nicht rasch beantworten. Ein andermal schickte er eine Postkarte, daß er eben völlig erschöpft wieder in Dresden angekommen sei, das er in Wirklichkeit garnicht verlassen hatte und dergleichen mehr.

Dem »Hannoverschen Courier« entstammen die folgenden Betrachtungen:

Er soll also wirklich ein mit Zuchthaus und schwerem Kerker vorbestrafter Räuberhauptmann sein. Karl May hatte mit genialem Scharfblick die eigenartige Psyche des konfessionellen Deutschlands erfaßt, er spielte den modernen Apostel Paulus, indem er sich in das Gewand Jules Vernes warf. Wertet man den ehemaligen »Räuberhauptmann aus dem Böhmer Walde« als Geschäftsmann, so kann man ihm eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Neben ihm ist Peter Ganter ein bloßer Narr und der Hauptmann von Köpenick ein Waisenknabe. Einzig Leo Taxil verdient ihm an die Seite gestellt zu werden: Leo Taxil, der eine ganze Kirchenversammlung zu dem Glauben zu bringen wußte, daß der Teufel des modernen Frankreich in Gestalt eines Krokodils die abendlichen Versammlungen der Freimaurer besuchte, um einem geehrten Publikum am Klaviere etwas vorzuspielen. Die Broschüre »Karl May als Erzieher« (1902 erschienen) bringt die von drei Rechtsanwälten als echt beglaubigten Dank- und Empfehlungsschreiben deutscher Lehrer, Geistlicher, Bischöfe (11 Bischöfe), Landräte, Regierungsräte, Barone, adeliger Frauen, eines Feldmarschalls. May war nirgends vor seinen Verehrern sicher, er reiste durch die deutschen Städte und ließ kurz durch die Zeitungen mitteilen, »Karl May ist für seine Leser zu sprechen«. Prinzessinen besuchten ihn. Er aber, der als der größte und kühnste Weltreisende gefeiert wurde, der in gewinnender Bescheidenheit von seinen christlichen Heldentaten unter allen Sonnen zu erzählen wußte, hatte damals die heimatlichen Penaten noch nie verlassen. Als die fortgeschrittenen, besonnenen katholischen Elemente die Gemeingefährlichkeit des ganzen Rummels erkannten, kämpften sie gegen den Strom an, allen voran die »Kölnische Volkszeitung«, aber es war zu spät. Nach wie vor lasen die Kapläne in den Jünglingsvereinen die bildenden Erzählungen Karl Mays vor, nach wie vor blieben Mays Werke die gelesensten Bücher der katholischen Borromäus-Bibliotheken, der in Regensburg erscheinende (katholische) »Deutsche Hausschatz« erlangte durch die Veröffentlichung der Mayschen Reiseromane erst Verbreitung und Berühmtheit, man las May, nichts als May, verschlang ihn.

Die erwähnte Broschüre, bei Fehsenfeld in Freiburg als dem an den erzieherischen Fakultäten Karl Mays sehr interessierten Verleger seiner Reiseromane in Buchform erschienen, ist im Buchhandel nicht mehr zu erhalten. Sie soll völlig vergriffen sein und nie wieder gedruckt werden. Da man sie wohl kaum zu einem Bibliophilenwerk hat stempeln wollen, ist vielleicht die Annahme erlaubt, daß sogar dem Verleger schon Bedenken an den erzieherischen Qualitäten seines

Autors ergriffen haben.[1]) Jedenfalls ist für uns eine Besprechung dieser Schrift dadurch nunmehr überflüssig geworden.

An anderer Stelle bringt der »Hannoversche Courier« noch die folgende Notiz:

Büffel- und Skalpromane liest jeder Junge. Sicher hat auch Karl May bei der protestantischen Jugend manchen begeisterten Verehrer, sicher hat er auch aus protestantischen Kreisen vereinzelte Anerkennungsschreiben erhalten, aber zu einer literarischen Größe, ja, zu einer öffentlich anerkannten ethischen Macht konnte er nur in der verrammelten Welt des deutschen Ultramontanismus aufsteigen. Mays Erfolge bei deutschen Katholiken sind die Frucht der jahrzehntelangen systematischen Abschließungen von all dem, was das liberale und protestantische Deutschland in religiöser, politischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht bewegt hat. . . . Der Karl May der Literatur ist im letzten und tiefsten Sinne eine Zentrumsfrucht. Das unduldsame und verhetzte katholische Volk nahm es der Verfasserin des vortrefflichen und künstlerisch wertvollen Romans »Jesse und Mariä« übel, daß sie in ihrem Bilde des Katholizismus auch dunkle Farben aufgetragen hat, über den trefflichen Sheeham entrüstete man sich, daß er in seinen Seelsorgerromanen nicht alle Geistlichen als Idealgestalten gezeichnet hat. Hansjakob mußte zu protestantischen Verlegern gehen, selbst der bekannte Roman »Lappalien« des spanischen Jesuiten Louis Colama mußte in seiner deutschen Übersetzung in einem nichtkatholischen Verlagshause erscheinen, aber Karl May konnte zum literarischen Heros des romanlesenden katholischen Volkes aufsteigen. Wäre er nicht durch Weiberverrat gefallen, als den »großen Literaten« hätte ihn seine Gemeinde dereinst zu Grabe bestattet. Wenn er jetzt von Hinz und Kunz den Eselsfußtritt erhält, so ist damit wenig Rühmenswertes getan. Es handelt sich garnicht darum, die Wahrheit über die »Person« Karl Mays festzustellen, um diese Aufgabe haben sich mit anerkennenswertem Eifer eine ganze Reihe Zentrumsblätter bemüht, sondern es handelt sich um die Hebung der literarischen Inferiorität der deutschen Katholiken. In diesem Zusammenhang will der »Fall May« verstanden und gewertet sein.

Gewiß: Wir geben gern zu, daß die Partei der Allzufrommen es gewesen ist, die den Protestanten Karl May zu dem gemacht hat, was er ist — oder dürfen wir schon schreiben: war? Nein, überall hat die deutsche Jugend diesen Karl May-Dusel, der sich zu einer wahren Epidemie entwickelt hat. In der Sozialdemokratie jammert z. B. in einem Aufsatz über das Berliner Arbeiterbibliothekswesen (Unterhaltungsbeilage des »Vorwärts« No. 74 vom 17. April 1910) ein Autor:

So ist z. B. bei den Buchdruckern der am stärksten gelesene Autor Karl May — vielleicht ist diese Erscheinung darauf zurückzuführen, daß hier die Lehrlinge an der Bibliothek teilnehmen.

Ja, warum werden denn diese Bücher überhaupt angeschafft!? Aber nicht nur hier: sogar in den Bibliotheken höherer Mädchen-

[1]) Leider nicht! Während diese Seiten gedruckt wurden, erhielten wir ein Flugblatt, das wir noch eingehend zu betrachten haben (s. S. 49).

schulen, noch nicht einmal katholischer höherer Mädchenschulen findet man Karl Mays Werke. Und auch da gehören sie zu den gelesensten! Ja, wenn sie sogar von Geistlichen und Lehrern protestantischen Bekenntnisses gelobt werden, die sich sonst nicht streng genug fassen können zum Kapitel sittliche oder unsittliche Kunst, dann muß man leider zu der Vermutung kommen, daß dieser ganze Kampf um Gesundung und Läuterung des Geschmackes unserer Jugend, der zugleich ein solcher um das Wohlergehen von Leib und Seele ist, vergeblich und umsonst geführt wird. Dennoch muß betont werden, daß die Jugendschriften-Ausschüsse des von der Borromäus-Enzyklika und ihrer Vorläuferin, dem Elsaß-Lothringischen Hirtenbrief, beschimpften allgemeinen deutschen Lehrervereins und auch die des konfessionellen Evangelischen Lehrerbundes Karl May einmütig verwerfen, während der allerchristlichste katholische Lehrerverein, der in Bayern von Franz Weigl geführt wird, May in den Himmel erhebt.

Ganz vorzüglich ist ein Leitartikel in den »Leipziger Neuesten Nachrichten« (No. 102 vom 14. April 1910) mit der Überschrift »Eine gefallene Größe«. Wir können uns nicht versagen, ihn hier ganz zum Abdruck zu bringen, wenn auch das eine oder andere daraus als Wiederholung aufgefaßt werden könnte.

Auf den Bücherbrettern zahlreicher deutscher Bürgerhäuser stehen die Reise- und Abenteuerromane Karl Mays, und in den Händen der deutschen Schuljugend befinden sich Tausende von Zehnpfennigsheften mit Verbrechergeschichten und schlüpfrigen Erzählungen aus der Feder desselben vielseitigen Schriftstellers. »Der Kolportageschund zur Linken, Karl May zur Rechten, mit solcher Hilfe ist die Nick Carter-Literatur bei uns eingezogen,« so schrieb vor Jahren der »Kunstwart«, und in der Tat ist es in der Hauptsache Karl May gewesen, der mit seinem Kleinverschleiß an Schinderhannesgeschichten jener ursprünglich fremdländischen Schundliteratur den Weg bereitet hat, für die der Nachwuchs des deutschen Volkes heute die Groschen opfert, die er früher beim Konditor zu vernaschen oder für die ersten Rauchversuche anzulegen pflegte. Die Gefahr, die damit heraufbeschworen worden ist, daß dieser literarische Schund an allen Straßenecken breitspurig ausgelegt und verhökert wird, liegt in einer Verrohung nicht nur des literarischen Geschmackes, sondern der ganzen Lebens- und Weltauffassung. Und die Folgen treten bereits in zahllosen Gerichtsverhandlungen zutage, in denen sich jugendliche Missetäter wegen Diebstählen, Raubanfällen und gar bandenmäßig unternommenen Expeditionen zu verantworten haben und dem Richter fast ausnahmslos gestehen, daß sie die Anregung zu ihrem Tun aus den bunten Heften empfangen haben, die ungehindert unter den Augen derselben Behörden verkauft werden, die die Erwachsenen vor dem Anblick eines Dramas wie Maeterlincks »Maria Magdalena« bewahren zu müssen glauben, oder die die jeweilige Staatspolitik durch die Aufführung eines leeren Schwankes, wie es der »Feldherrnhügel« ist, bedroht sehen.

Nun will es ein grotesker Zufall, daß, während dieses literarische Unkraut lustig weiter wuchert, den Ahnherrn dieser elenden Groschenhefte ein böses Schick-

sal getroffen hat. Mit dem Urteil des Charlottenburger Schöffengerichtes, welches die Klage Karl Mays gegen den Redakteur Rudolf Lebius abgewiesen hat, dürfte über die bürgerliche Existenz dieses betriebsamen »Reiseschriftstellers« ein dicker Strich gezogen sein. Es ist noch garnicht so lange her, daß Karl May in einer literarischen Fehde an der Fiktion festgehalten wissen wollte, daß er seine zahllosen Reiseromane gewissermaßen selbst erlebt, aber mindestens auf exotischem Boden dazu eingehende Studien gemacht habe. Ja, als ein frommer Anhänger der römischen Kirche ihm einst den Vorwurf gemacht hatte, daß er einen blutdürstigen Indianerhäuptling in ein unfrohes Jenseits befördert habe, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, ihn zum Christentum zu bekehren, fügte er willig auch diese Nuance seinen späteren Romanen ein, und gar mancher rote Sohn Manitus verblutete fortan als katholischer Christ, von Karl Mays Gnaden, auf blutgetränkter Prärie. Der Fiktion zuliebe, er sei wirklich ein Reiseschriftsteller und ein guter Katholik, fügte Karl May in Kürschners Literaturkalender seinem Namen die katholische Marke, einen diskreten Doktortitel und die Bezeichnung bei, er sei »Übersetzer arabischer, türkischer, persischer, kurdischer und Indianerdialekte«. Aber der Bogen war überspannt; und selbst die größte Popularität Karl Mays, der mit der einen Hand katholisierende Erbauungsschriften spendete, mit der anderen Hand Kolportageschund bot, schützte ihn nicht vor seinem Schicksal. Zuerst verschwand die katholische Marke, dann der Übersetzer und Reiseschriftsteller und 1905 knöpfte ihm die Dresdener Behörde den Doktortitel ab, wobei sich herausstellte, daß die amerikanische Universität, von der er ihn »ehrenhalber« erhalten haben wollte, garnicht existierte.[1]) Und es ging dem großen Karl May, dem Erzieher der Jugend und des katholischen Volkes, wie weiland König Nebukadnezar, der von seinem Throne herabgestoßen wurde und Gras fressen mußte.

Karl May war dadurch bescheiden geworden und er verzichtete auf eitlen Selbstruhm. So umschrieb er seine Persönlichkeit in der letzten Auflage des Zeitgenossenlexikons »Wer ist's« folgendermaßen: »Werke: Figürliche Reisebeschreibungen als Studien und Übungen für Späteres. Lieblingsbeschäftigung: Studium des sog. »inneren Menschen«. Schreibt für die Nächstenliebe und den Völkerfrieden, für die Aussöhnung des Morgen- und Abendlandes und für die Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen. Strebt nach Erkenntnis der großen allumfassenden Menschheitsseele.« Nun hat aber dieser Erforscher des »inneren Menschen« die Unvorsichtigkeit besessen, seine Studien auf diesem interessanten Gebiete zu unterbrechen und der Sozialdemokratie durch mehrere Artikel im »Vorwärts« Kriegshilfe zu leisten gegen den Redakteur Rudolf Lebius, den Vorkämpfer der sog. gelben Gewerkschaften. Und dieser nahm nun Interesse weniger an Karl Mays »innerem« als an seinem äußeren Menschen, sammelte sein Material und unterbreitete es dem Gerichte, als Karl May seinerseits Klage erhob.

Und nun vor öffentlichem Tribunal ward es offenbar, warum Karl May es so bitter nötig hatte, für die Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen zu wirken, ohne freilich sichtbare Erfolge zu erzielen. Denn nun erfuhr man, daß der vielgereiste Schriftsteller und Kenner der Indianerdialekte nur einmal Deutschland verlassen hatte, nämlich auf einer Reise nach Mailand, die er antrat, weil er als

[1]) Vielleicht ändert nun auch die königliche Bibliothek in Berlin in ihrem Handkatalog, der verschiedene Werke Karl Mays enthält, die Bemerkung: »Dr. phil.« Die weiteren Zusätze: »psd. K. Hohenthal, E. v. Linden, Latréaumont« mögen zur Belehrung ja stehen bleiben.

Räuber und Einbrecher verfolgt wurde. Man erfuhr nun, woher seine intime Kenntnis des Verbrechertums — sie war echter als sein Wissen vom Lande der Prärien — stammte, denn er hat vier Jahre Zuchthaus hinter sich wegen bandenmäßig betriebenen Straßenraubes. Und ein lustiger Zufall wollte es, daß er wenige Jahre später am Schauplatz seiner Schandtaten als Gast der Prinzessin von Waldenburg in deren Glaskutsche vorüberfahren konnte. Inzwischen hatte sich der industriöse Herr Einbrecher nämlich auf die fromme Seite gelegt, hatte fortan zwei Eisen im Feuer und wurde sogar als ein Erzieher des katholischen Volkes von zahlreichen Fürstlichkeiten empfangen und mit deren Vertrauen beehrt. Und als einer der »gelesensten« deutschen Schriftsteller, der alljährlich zu Weihnachten einen Band seiner Reiseromane von sich gab, strahlte sein Ruhm weit über das Volk der Dichter und Denker.

Ob die Entlarvung Karl Mays seine zahllosen Anhänger, die jahraus, jahrein den Weihnachtsabend seiner Weltreisen — der figürlichen Reisebeschreibungen, wie er sie heute nennt — gewissermaßen verschlungen haben, über die Qualität dieses literarischen Hochstaplers, wie ihn der Dresdener Polizeipräsident bezeichnet hat, aufklären wird, mag dahingestellt bleiben. Die Saat, die Karl May ausgestreut hat, ist längst in die Halme geschossen, und andere, die ihn an Roheit, Gemeinheit und Obscönität weit übertreffen, haben ihn längst abgelöst. In dieser Hinsicht ist der Charlottenburger Wahrspruch belanglos. Aber eine Frage sei doch zum Schluß noch gestattet: Im Falle des Schusters von Köpenick haben wir es erlebt, wie bitter schwer es eine rigorose und schikanöse Polizeiaufsicht einem Menschen, der einmal einen Fehltritt getan, macht, sich ein neues bürgerliches Leben aufzubauen. Und hier ein Straßenräuber, ein Bandit, ein Zuchthäusler, der kaum dem Gefängnis entlaufen, aus der fürstlich Waldenburgischen Glaskutsche der ganzen bürgerlichen Gesellschaft ins Gesicht grinst, der an Fürstenhöfen empfangen wird und umschichtig Traktätchen und Verbrechergeschichten auf den Markt wirft. Nachträglich, nachdem andere Leute die Vorarbeiten geliefert haben, ist es ja nicht schwer, einen solchen Menschen von seiten der Behörde als »Hochstapler und literarischen Verbrecher« zu charakterisieren. Aber wo war die wünschenswerte Sorgsamkeit der Behörden, als dieser ehemalige Zuchthäusler an Fürstenhöfen aus- und einging, und spielend das erreichte, wonach ehrliche Arbeit und emsiges Streben so oft umsonst langt. Imponierend wirkt die Rolle, die Karl May jahrzehntelang, gestützt auf die Naivität seiner Mitmenschen, gespielt hat, keineswegs.

Leider nur allzuwahr ist das, was die »Leipziger Neuesten Nachrichten« in dem letzten Absatz zu bedenken geben. Der Schuster von Köpenick machte einen dummen Streich, der ein gut Teil Heiterkeit erregen konnte und durfte, ohne viel Schaden anzustiften. Sein Leben war gesellschaftlich ruiniert und ist es noch, vielleicht nicht ohne Schuld des Publikums, das aus dem armen Schuster ein Wundertier machen mußte, von dem jedes Kind erzählen konnte. Und ihm gleich oder ähnlich geht es Hunderten, die leichtfertig von der Gesellschaft geächtet werden: Leuten, die vom Hunger getrieben, stahlen; Leuten, die in irgend einer Erregung beleidigten; unehelichen Kindern und ihren Müttern, welch beide fast Verbrechern gleich geachtet und verachtet werden. Dem Manne, der aber Zuchthaus und Gefängnis

kennt und es nur versteht, gutmütige Menschen — und das sind wir im Grunde alle — zu belügen und zu betrügen, singt man die preisendsten Lobeshymnen. Dem Manne, der alle unsere Erziehungsarbeit gefährdet durch seine »volkserzieherische« Tätigkeit, die man ihm nachrühmt, treten nicht alle Pädagogen, alle Erzieher einmütig entgegen — nein, man empfiehlt seine Werke sogar. Gewiß, daß sie nicht die schlimmsten Pflanzen in dem üppigen Krautgarten dieser edlen Gärtner von Kolportageromanverlegern sind, wollen wir zugeben. Daß aber gerade sie den Schund erzeugt und geboren haben, kann keiner abstreiten. Die Groschenhefte finden zwar auch bei den Zöglingen unserer höheren Lehranstalten reißenden Absatz, aber man muß sie vor den Eltern in acht nehmen. Dagegen: Karl Mays Werke erhält man als Weihnachtsgeschenk, als Geburtstagsgeschenk. Sie kosten mehr, aber vornehme Einbände — das genügt für die Zensur der Eltern; genau wie es im Leben ist: Geld und Ansehen machen die Persönlichkeit. Mir sind Fälle bekannt, in denen Jungen, die nie eins der Kolportageheftchen in der Hand gehalten oder gelesen haben, die aber ihren Karl May kannten und liebten, sich als »Räuberbanden«, wenn auch ohne gemeingefährlich zu werden, zusammenrotteten und ihre Dummheiten machten.

Quartaner erzählten mir von ihrem Bund »Die schwarze Hand«, der sich freilich wohl nur mit den ersten Anfängen im Rauchen, Trinken und Pulveranzünden befaßte. »Natürlich« hatten sie Karl May gelesen. Andere Jungen spielten Indianer; mit Namen Mayscher Romanschöpfungen belegten sie sich dabei.[1]) Und um der Sache einen Hauch von Wahrheit zu geben, wurden die gefangenen Gegner entkleidet an Bäume gefesselt. In anderen Fällen wurden Räuberhütten im Walde gebaut zu Rauch- und Zechversuchen. Noch andere Fälle ließen sich anreihen, und immer: Karl May kannten diese armen Sünder alle, und sie liebten ihn auch. Denn er fand ja überall Eingang und zeitweise war es schon so, daß der nicht als echter Junge galt, der nicht zum mindesten den »Winnetou« sein eigen nannte. Man muß tieftraurig werden, man muß sich schämen über dieses Testimonium paupertatis für die geistigen Bedürfnisse unserer heranwachsenden Jugend und auch zahlreicher Erwachsener, nicht, wie Weigl schreibt, »sich in die tiefste Seele hinein freuen, wenn man hört, wie die Auflagen der Mayschen Schriften sich direkt jagen, wie z. B. schon 1906 der erste Band des »Winnetou« im 55. Tausend,

[1]) Unlängst sagte mir eine junge Lehrerin; »Als Mädchen hatten wir alle Namen aus May-Büchern!«

der zweite und dritte im 50. Tausend stand; die zwei Bände über Südamerika (»Am Rio de la Plata« und »In den Cordilleren«) hatten 1906 beide eine Auflage von 35 Tausend, die neueren vier Bände »Im Reiche des silbernen Löwen« standen im 30. bezw. 25. und 20. Tausend, und sein letztes Werk »Und Friede auf Erden« hatte schon 15 Tausend Abzüge. Das sind nur zehn Werke von ihm, und er hat ungefähr das Vierfache geschrieben; und doch ergeben schon diese zehn Werke eine Drittelmillion Bücher. Die Gesamtauflage seiner Werke übersteigt heute .... eine und eine halbe Million: das ist, rein buchhändlerisch genommen, der größte Erfolg, von dem wir seit einem Menschenalter und darüber hinaus wissen.« Wir können nur hinzufügen: leider, leider, leider ...

Aber besser als die langwierigsten Erörterungen über den Wirkungskreis der Mayschen Lektüre, über die geradezu als Epidemie zu bezeichnende Karl May-Begeisterung unterrichtet folgender Artikel in der katholischen »Augsburger Postzeitung«, die von ihrer Kölner Freundin noch nicht begriffen zu haben scheint, daß sie besser täte, sich von diesem »Volkserzieher« loszusagen. Wir wollen auch diesen Artikel ungekürzt unseren Lesern unterbreiten, damit sie sich selbst ein möglichst anschauliches Bild von dem Umfang, in dem diese May-Krankheit grassiert, zu machen vermögen. Es heißt also unter der Überschrift »Karl May in Augsburg« (in Jg. 223, No. 280 vom 10. Dezember 1909):

Unsere Stadt ist um eine Sensation reicher; nicht um eine rohe, sondern um eine edle. Ein literarisches Ereignis seltenster Art haben wir hinter uns. Karl May hat gesprochen. Die glühende Sehnsucht tausender von Lesern und Leserinnen, denjenigen einmal von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen, der ihnen durch seine gierig gelesenen Schriften so manche Stunde verschönt, der ihre jugendliche Phantasie so reich und seltsam befruchtet hat und der — einmal richtig gelesen und verstanden — vielen der treueste und anregendste literarische Begleiter im ruhelosen, wilden Lebenskampf geworden ist, diese Sehnsucht, sie wurde am gestrigen Abend gestillt. Alle Gesellschaftskreise scharten sich um den heißumstrittenen Mann. Das hohe Alter, das den Entwicklungsgang Karl Mays in seinen Schriften miterleben durfte, es war fast ebenso zahlreich vertreten wie die reifere Jugend, die sich an ihm ständig, wenn auch halb unbewußt bildet. Die junge begeisterte Welt verschlang förmlich jedes Wort, das aus dem Munde ihres in frühesten Jahren vergötterten Helden perlte, leuchtenden Auges saßen diese Karl May-Verehrer da, und ihre Blicke bohrten sich hinein in die vielgeliebte, vielbesprochene Gestalt, um die schon manch ein wildstürmender Feuerkopf in grenzenloser Wertschätzung seiner Werke die Gloriole gewunden, um sie in vorgeschrittenem Alter unüberlegt wieder herunterzureißen, obwohl gerade die reiferen Leser, die durch die schillernde Schale vorgedrungen sind zum saftvollen Kern seiner Werke, es hauptsächlich sein sollen, die nicht müde werden, sein gerechtes Lob zu verkünden und den Strahlenglanz über seinem Haupte zu verdichten.

Augsburg kann den nicht unbedeutenden Ruhm für sich in Anspruch nehmen, diejenige Stadt zu sein, mit der Karl May neben seiner sächsischen Heimat aufs engste verbunden ist. Damals, als seine Feinde mit den giftigsten Waffen gegen seinen beginnenden Ruhm als Schriftsteller zu Felde zogen, da erscholl von Augsburg aus der Friedensruf: Lernt sie erst einmal kennen, seine ureigenste, schriftstellerische Absicht, macht euch aufs innigste vertraut, mit seinen hohen erhabenen Zielen, mit seinem aufrichtigen Bestreben, die Menschheit zu adeln, sie herauszureißen aus der Erdenniedrigkeit, um mit ihr emporzusteigen in lichte Höhen! Als sich dann die literarischen Wogen geglättet hatten und die professionellen Nörgler verstummten, als Karl Mays eigenartiges, hehres Schaffen seinen wahren Werten nach gewürdigt und geschätzt wurde, als er nicht zuletzt auch durch die Vermittlung begeisterter Augsburger Freunde zu einem Schriftstellerruhme gelangte, der die ganze Welt erfüllt, da kehrt der Vielgefeierte in Augsburg ein und legt ein literarisches Bekenntnis ab, das geeignet ist, auch den letzten Zweifel an der grundehrlichen Absicht, an der Erhabenheit, von der er sich in seinem fruchtbaren Schaffen leiten läßt, und an seinem vorbildlichen Künstlertum aus der Welt zu schaffen.[1]) Er gewährte uns Einsicht in jede Falte seines großen Fühlens und Denkens, er predigte uns seine Ideale, für die er sein ganzes Sinnen und Trachten geopfert hat und für die er focht, furchtlos und treu, sein Leben lang. Die gequälte Menschheit dem reinen Glück entgegenzuführen, sie zu Edelmenschen, zu Christusmenschen zu adeln, das war die »verderbliche Absicht«, die ihm von seinen bittersten Feinden zur Last gelegt wurde, nein nicht die verderbliche, das war die edelste, selbsloseste Absicht, für die er ein Menschenalter hindurch im hitzigsten Literaturkampfe stand, aus dem er endlich doch als lorbeerbekränzter Sieger hervorgehen soll. Und wer Gelegenheit hatte, seinem hohen, sanften Gedankenflug folgen zu dürfen, den er gestern vor der breitesten Öffentlichkeit unternahm, der wird sich der Einsicht nicht verschließen können: Karl Mays Schriften sind weit, weit davon entfernt, fesselnde, verführerische Pennälerliteratur zu sein, für die ein belesener Tertianer gerade noch ein mitleidiges Lächeln übrig haben kann, Karl Mays Schriften sind vielmehr dazu bestimmt, der Jugend, der gereiften Menschheit und den gebildetsten Ständen als Herzensbildner zu dienen, ihnen als treuhelfender Berater im heißen Ringen und Suchen nach dem »Höhenlande« zur Seite zu stehen, Adelsmenschen zu schaffen aus jenen Kreaturen, die im »Tiefland« geboren sind und den trotzigen Mut besitzen, die »Geisterschmiede« aufzusuchen, wo sie gehämmert abgeschliffen werden, bis sie eingehen können ins Reich der Edelmenschen. Die lauterste Absicht, ein geklärtes Künstlertum durchweht segenbringend Mays Schriften, die bald, recht bald Gemeingut des deutschen Volkes, aller Stände und jeden Alters werden mögen.

Der Schießgrabensaal dürfte wohl seit dem Vortrag des Jesuitenpaters Waßmann nicht mehr dieses Bild gezeigt haben, wie es der gestrige Abend bot. Kopf an Kopf füllte die begeisterte Menge den Saal — das angrenzenden Café mußte sogar geräumt und für die Veranstaltung zur Verfügung gestellt werden —, sogar von München kamen seine Verehrer herbei. Mit einem Veilchenstrauß in der Hand betrat der ungestüm Erwartete das Podium, mit tosendem Beifall begrüßt, der kein Ende nehmen wollte, empfangen. Nach herzlichen Dankesworten und einer wunderbar sinnigen Definition des Märchens, das May als die höchste Kunstform überhaupt einschätzt, trug Redner sein orientalisches Märchen »Sitara, das Land der

[1]) Auch im Original gesperrt.

Menschheitsseele«, vor, an das er geistreiche, in glitzerndes, poetisches Gewand gehüllte Nutzanwendungen knüpfte. Er sprach ungefähr also:

Wenn man von der Erde aus drei Monate lang grad nach der Sonne geht und dann genau in derselben Richtung drei Monate noch über die Sonne hinaus, kommt man an einen Stern, der Sitara heißt und von größter Wichtigkeit für die Bewohner der Erde ist. Sein Durchmesser beträgt ca. 1700 Meilen, sein Umfang 5400 Meilen. Er bewegt sich täglich einmal um sich selbst und jährlich einmal um die Sonne. Seine Oberfläche besteht zu einem Teile aus Land und zu zwei Teilen aus Wasser. Das Festland gruppiert sich nach der Verschiedenheit seiner Höhenlage in das niedere Tiefland Ardistan und das hochgelegene Dschinnistan, welche beide durch das nach und nach ansteigende Märdistan miteinander verbunden werden. Ard heißt Erde, heißt unedler Stoff; Dschinn heißt Geist, heißt Seele, heißt höheres Wesen. Märd heißt Mann, heißt Charakter- und Willensmensch, der nach oben strebt, mag es kosten, was es will. Ardistan ist also das Land der Unedlen, der Niedrigen, Dschinnistan das Land der Edlen, der Hohen. Wer aus der Tiefe nach der Höhe strebt, muß unbedingt durch Märdistan, denn es gibt keinen anderen Weg. In Märdistan aber liegt die entsetzliche »Geisterschmiede« von Kulub, in der jedermann, der nach oben will, gehämmert wird, bis er rein von Schlacken ist. Der Oberschmied ist der Schmerz.

Der Herrscher von Dschinnistan regiert nach dem einen großen Gesetz: »Du sollst der Engel deines Nächsten sein, damit du nicht dein eigener Teufel werdest!« Der Herrscher von Ardistan aber kommandiert nur nach dem einen gegenteiligen Gesetz: »Du sollst der Teufel deiner Nächsten sein, damit du dir zum Engel werdest!« Hoch über beiden aber thront Marah Durimeh, die herrliche Menschenseele, und waltet nur nach dem einen vernünftigen Gesetz: »Ein Mensch kann weder Engel noch Teufel sein. Er werde Edelmensch; mehr will ich nicht!«

Die Doppelbewegung des Sitarasternes um sich selbst und um die Sonne spiegelt sich im Leben seiner Bewohner. In Dschinnistan wandelt jedermann um die strahlende Sonne der Liebe. In Ardistan aber bewegt sich jeder nur immer um sich selbst und um sein eigenes Ich und um seinen eigenen Nutzen. Aber in allen Herzen liegt doch tief verborgen der gottgewollte Trieb, aus Ardistan hinauf nach Dschinnistan zu kommen, also aus einem Untermensch ein Obermensch, ein Edelmensch zu werden. Wäre nur nicht der schwere Leidensweg über Märdistan und durch die Geisterschmiede! Die wirklich starken ringen sich ja trotz alledem zur Höhe empor; sie überstehen die Qual; sie werden geläutert. Die vermeintlich Starken aber kommen in der Schmiede um. Sie halten die Qual nicht aus und werden darum von dem Schmiede, dem Schmerz, in den Brack und Plunder geworfen. Die unzähligen Schwachen beben überhaupt vor Märdistan und der Geisterschmiede zurück. Sie töten in ihrem Innern die Sehnsucht, sich emporzuarbeiten, und gewöhnen sich daran, in der Niedrigkeit von Ardistan zu bleiben.

Da tritt Marah Durimeh, die Herrscherin, die Menschheitsseele aus ihrer Verborgenheit hervor und fragt:

»Sollen diese Armen verloren sein für immer und für ewig? Wozu verlieh ich den Starken die Kraft, als um die Schwachen zu stützen? Ich rufe diese Frage über ganz Sitara aus und über die ganze Erde. Ich nenne sie »Menschheitsfrage«. Denkt nach über sie, ihr Sterblichen; denkt nach! Und wer nach ihrer Beantwortung strebt, der nahe sich mir: ich heiße ihn willkommen.«

Das ist das Märchen von Sitara. Das ist die Menschheitsseele. Und das ist die Menschheitsfrage, Sitara ist die Erde, doch nicht mit den Augen der Geographie, sondern mit den Augen des Märchens gesehen. Aber die große innere Wahrheit dieses Märchens kann von keiner geographischen Willkürlichkeit jemals übertroffen werden. Die ethische Einteilung des Menschenreiches in Ardistan, Märdistan und Dschinnistan ist unbestreitbar richtig. Jedes Land, jedes Volk, überhaupt jedes Gesamt- und jedes Einzelwesen besitzt sein Hochland[1]) und sein Tiefland in sich selbst. Jeder Mensch hat aus seinem niedrigen Ardistan nach seinem hohen Dschinnistan emporzusteigen und trägt in der Tiefe seines Herzens die Schmiede von Kulub, in deren Qual er gehämmert und geläutert wird, um Edelmensch zu werden.

Genau dasselbe ist mit der Menschheit im allgemeinen der Fall. Die Geschichte ihrer Entwicklung beginnt tief unten in Ardistan, führt auf dem Leidensweg über Märdistan und die Geisterschmiede empor und soll hoch oben in Dschinnistan ihren glücklichen Abschluß finden. Hierbei tritt die große Menschheitsfrage, was aus den Schwachen werden soll, die aus eigener Kraft nicht steigen können, immer deutlicher und immer aktueller hervor. Bekanntlich hat Karl May dieser Lösung der Menschheitsfrage seine ganze schriftstellerische Tätigkeit gewidmet. Alles, was er bisher geschrieben hat, ist darauf gerichtet, diese Frage zu beantworten. Er hat sogar noch mehr getan: Er hat ihr seine ganze Persönlichkeit, sein eigenes »Ich« zur Verfügung gestellt. Er hat es ihr zuliebe gewagt, Ich-Erzählungen zu schreiben, ohne aber mit diesem »Ich« sich selbst, sondern eben nur diese Menschheitsfrage zu meinen. Er hat das Ideal seiner »Edelmenschen« in diesem »Ich« verkörpert, ohne sich zu fürchten und ohne auf den Hohn und Spott jener »Untermenschen« zu achten, die eine so opferwillige Kühnheit weder ethisch noch literarisch begreifen können. Der Leser seiner Bücher soll vor allen Dingen die Wahrheit des »Märchens von Sitara« erkennen lernen. Er soll lernen, sich nicht mehr nur allein um sich selbst zu drehen, sondern emporzusteigen zur großen Rotation um die Sonne der Liebe. Der Leser soll hoch denken lernen und ein Edelmensch werden, noch ehe er nach Märdistan kommt und die Geisterschmiede erreicht. Dann bleibt ihm die Qual der Schmiede erspart.

Das ist die Lösung der Menschheitsfrage, wie Karl May sie sich denkt. Er führte in seinem Vortrage die Möglichkeit, ja, die Leichtigkeit dieser Lösung des weiteren aus und gab sich der Hoffnung hin, daß diejenigen, die seine Art und Weise jetzt noch nicht begreifen, doch endlich wohl zur besseren Einsicht kommen und ihn nicht mehr bekämpfen, sondern unterstützen werden.

Bis zum Schlusse seines fast zweistündigen, mitunter von einem goldenen Humor durchleuchteten Vortrages bewahrte sich die dankbare Zuhörerschaft das gespannteste Interesse. Ein natürliches, unbeabsichtigtes Mienenspiel unterstützte die wuchtig vorgetragene »Laienpredigt« — so möchte ich den Vortrag nennen —, von der ein Gottvertrauen, eine tiefinnige Gläubigkeit ausstrahlte, die ihre grandiose Wirkung auf die in atemloser Spannung lauschende Menge nicht verfehlte. Ein wertvoller Riesenlorbeer und Blumensträuße und von Herzen kommender, stürmischer Beifall lohnten den gefeierten Mann.

Bemerkt sei noch, daß der Männergesangverein Concordia unter Leitung des Herrn Chordirektors Lutz das von Karl May gedichtete und komponierte »Ave

[1]) Hat etwa die katholische Zeitschrift »Hochland« ihren Namen aus dieser Mayschen Mystik entlehnt!??

Maria« und die »Weihnachtsglocken« von Schwartz wirkungsvoll zum Vortrag brachte. Heute sei sein »Ave Maria« nicht nur gesungen, sondern mit der Seele gesungen worden. Man hörte heraus, so sprach May, daß die wackeren Sänger begriffen haben, was er in seinem Gedichte sagen wollte. Dieses Lob ist wohl das höchste, das man der Concordia für ihr Entgegenkommen spenden konnte.

Dem katholischen kaufmännischen Verein »Lätitia« gebührt aller Dank für den auserwählten Genuß, der den zahlreichen Augsburger Karl May-Freunden durch das Hierherkommen des gefeierten Schriftstellers bereitet wurde.

Man muß denn doch nach dem Verlauf dieser Versammlung den Aufsichts- und Sicherheitsbehörden die Erwägung anheimgeben, ob man in Zukunft derartige Versammlungen nicht besser verböte. Man hat in Leipzig seinerzeit — irren wir nicht, war es vor zwei Jahren, im Herbst 1908 — einen Modus gefunden, Forel einen Vortrag über die sexuelle Frage (oder eins ihrer Teilgebiete?) zu verbieten — Vorträge, die sicher keinem Menschen zum Schaden, gewiß aber manchem zum Nutzen gereichten. Hier aber darf ein ehemaliger Zuchthäusler, dem ein Polizeipräsident das Zeugnis »literarischer Hochstapler und gefährlicher Verbrecher« ausstellen muß, Tausende in einen neuen Rausch versetzen, dessen Folgen im Augenblick garnicht abzusehen sind. Wie schön wäre es, wenn eine derartige Begeisterung für nationale, für soziale, für kulturelle Aufgaben loderte — doch da .....

Aber wie schon einmal gesagt; es handelt sich um eine Epidemie, die namentlich von gewissen katholischen Kreisen lebhaft gehegt, gepflegt, gefördert wird. Von Kreisen, die sich anmaßen, in Karl May eine volkserzieherische Persönlichkeit entdeckt zu haben, der größte Bedeutung beizumessen ist, und in Männern wie Luther den leibhaftigen Teufel erblicken. So ist denn als Heft 22 im vierten Bande der Pädagogischen Zeitfragen (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Erziehung), herausgegeben von Franz Weigl in München, vom Herausgeber selbst ein Heft erschienen, das den Titel trägt »Karl Mays pädagogische Bedeutung«[1]). Es ist bereits die zweite Auflage, zu deren Zustandekommen beigetragen zu haben sich Blätter wie die »Lehrerzeitung für Thüringen« mit einer sehr günstigen Besprechung in ihrer literarischen Beilage 1908 Nr. 10,[2]) der »Evangelische Schulbote« mit

[1]) Verlag von Val. Höfling, München 1908. 40 S. Preis 0,60 M. 2. Aufl. 1909. 56 S.

[2]) Diese Besprechung lautete: »Die knappen Darlegungen wollen die Aufmerksamkeit lenken auf Karl May, den Typus eines Volksschriftstellers, der fernab vom Haschen nach Augenblickserfolgen und nach Tagesgunst der Öffentlichkeit, von tiefbegründeten, wohlüberlegten und planmäßig aufgebauten, erzieherischen Tendenzen

einer solchen 1908 Nr. 11, das »Magazin für Pädagogik«[1]) mit einer solchen 1908 Nr. 27 rühmen dürfen. D. h. sie sind blind auf Weigl hineingefallen. Wahrlich: wir sind nicht allzu erbaut davon — ebensowenig wie von der Mitteilung des Autors in seiner Vorbemerkung: »Jugendschriftenkommissionen von Lehrervereinen haben die Werke in ihre Kataloge empfehlenswerter Schriften für die reifere Jugend aufgenommen, und offizielle Bibliotheken für Gymnasiasten, Seminaristen usw. haben die Werke Mays — mitunter in Doppelexemplaren — beschafft« (S. 4). Natürlich befindet sich Weigl mit seinen Ansichten nicht allein. »Dresdener Rundschau« und »Münchener Allgemeine Zeitung« liefern ihm willkommene Beiträge, natürlich auch unsere »Augsburger Postzeitung«. Professor Paul Schöfenecker-Mannheim »hatte den Mut« (Weigl, S. 16) auf dem dritten Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in einem Vortrag über »die sexuelle Aufklärung an höheren Knabenschulen« »auf die segensreiche Weckung der Begeisterung durch Karl Mays Erzählungen gegenüber der verderblichen Schundliteratur hinzuweisen.«[2])

Ein Gymnasialprofessor Dr. M. Flemisch-München motiviert die Berechtigung, Mays Romane als gute Jugendlektüre zu betrachten, damit, daß er bei seinen Schülern feststellen konnte, »daß regelmäßig schon in der vierten Klasse des Gymnasiums mindestens 90% der Schüler mit den Schriften dieses Autors vertraut waren, obwohl Karl May in den offiziellen Schülerbibliotheken verhältnismäßig wenig angetroffen wird«[3].) Wir nehmen das gern zur Kenntnis, als traurige Bestätigung dafür, daß es sich hier um eine Epidemie schlimmster Art handelt, glücklicherweise aber fast nur verbreitet unter den Gläubigen der Borromäus-Enzyklika. Weigl selbst meint (S. 19): »Es gibt heutzutage wohl keinen Knaben mehr, der nicht Karl May gelesen hat«. Also noch schlimmer!

Prof. Dr. L. Freytag-Berlin testiert Weigl im »Pädagogischen Archiv«, daß Karl Mays Werke »sozusagen eine personifizierte,

---

getragen, die große Mission des deutschen Schrifttums zu erfüllen strebt. Nimm und lies! »Wir können dazu mitteilen, daß die Redaktion ganz anderer Ansicht über May war und ist — und erfreulicherweise der Schreiber dieser Zeilen, wie er uns mitteilte, jetzt auch.

[1]) Trotz aller Bemühungen war eine Zeitschrift dieses Namens nirgends aufzufinden. Herr Weigl würde gut tun, Verleger und Ort des Erscheinens in seinen Arbeiten genau anzugeben!

[2]) Offizieller Kongreßbericht S. 93 ff. J. A. Barth, Leipzig 1907.

[3]) Deutscher Hausschatz. Pustet, Regensburg. Jahrg. 34, Nr. 15.

echt religiöse Sittenpredigt sind« (S. 19). Und der Direktor des Donauwörther Cassianeums, Ludwig Auer, betrachtet die Mayschen Romane gern als wertvolle Schulung »für Sinnes- und Denkübungen« (Weigl, S. 54). Auffallend ist daran eigentlich nur, daß diese Gutachter fast durchgehends Katholiken, Gläubige der Borromäus-Enzyklika, sind.

Ein anderer Herr, Chefredakteur der »Donau-Zeitung« in Passau, Heinrich Wagner[1]), der Karl May als »Religionsphilosophen« verhimmelt, liefert dazu noch folgenden Beitrag, den wir Weigl für die III. Auflage empfehlen möchten: »Schreiber dieses selbst hat seine ersten Studien in einem erzbischöflichen Knabenseminar absolviert, mit welchem eine Lateinschule verbunden war. In der 4. und 5. Lateinklasse wurde dort von dem betreffenden Lehrer, einem Benediktinerpater, in jeder Geographiestunde eine Viertelstunde lang »Karl May« vorgelesen. Das war durchaus nicht verfehlt, es war im Gegenteil von großem Nutzen. Die ganze Klasse wußte: Wenn ein einziger Schüler ertappt wurde, daß er seine Lektion nicht gelernt hatte, so war es mit dem »Karl May-Lesen« vorbei. Die Folge war, daß jeder Schüler freudig und gewissenhaft seine Aufgabe von einer Stunde zur andern gemacht und gelernt hatte, und wenn dann das Examinieren vorbei und die Aufgabe für das nächstemal bestimmt worden war, dann wurde von Dreiviertel bis zum Ganzschlag der Stunde Karl May vorgelesen, ein Hochgenuß für alle Schüler« (S. 13). Und fürwahr: eine vorzügliche pädagogische Praxis!

Aus diesem Werkchen wollen wir noch folgendes hervorheben: Karl May hat »wiederholt Bayern als seine geistige Heimat bezeichnet« (S. 3), was wir nur sehr begreiflich finden. Unter Karl Mays Vorfahren befanden sich »auch Ärzte und sonstige Gelehrte« (S. 5); das macht es uns wahrscheinlich, daß dieser May der letzte Sproß einer degenerierenden Familie ist.

Weigl wäre es übrigens ein Leichtes gewesen, noch Herrn Direktor Professor Dr. J. Wychgram aus Berlin zu seinen Gunsten ins Feld zu führen. Wir wollen ihm das vorwegnehmen. Auf dem zweiten Kunsterziehungstag[2]) berichtete Heinrich Wolgast über »Jugendschrift, Schülerbibliothek, das billige Buch«. Eine abfällige Bemerkung darin über Karl May veranlaßte Wychgram zu der Mitteilung, daß

[1]) Heinrich Wagner: Karl May und seine Werke. Eine kritische Studie. Passau, Buchdruckerei A.-G. Passavia, 1907. 51. S. Preis 0,80 M.

[2]) Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar, am 9., 10., 11. Oktober 1903. Deutsche Sprache und Dichtung. Leipzig, R. Voigtländer, 1904. 284 Seiten. Preis 1,25 M. S. 182—217.

er »gern auch einmal Romane von Karl May« (S. 206) als »Pioniere des Deutschtums in die fernen Erdteile« schickte, weil ihm diese Romane »auf das allerlebhafteste interessiert haben«, so daß er »mitunter bis spät nachts und in spärlichen Mußestunden diese Romane gelesen habe« (S. 207). Er habe Karl May »in sinnreicher und phantasievoller Weise fabulieren sehen«, und eben das wolle die Jugend. Wychgram schloß: »diese Romane von Karl May haben mich sehr interessiert, und wenn ich einem nach Abenteuern sich sehnenden Jungen etwas wünschen kann, daß er es lese, so ist es diese Serie (gemeint ist »Winnetou«) von Karl May. Ich werde fortfahren der deutschen Jugend im Auslande diese Bücher zu schicken, wenn sich mir Gelegenheit dazu bietet (Mehrseitiger Widerspruch, Heiterkeit und Beifall)« (S. 207.).

Daraufhin hat Wolgast sofort erklärt, »daß Karl May, selbst wenn er Qualitäten hätte — und die hat er in einem gewissen Sinne[1]), was die Teilnahme des Herrn Dr. Wychgram erklären mag — von vornherein unannehmbar ist« (S. 212). Weiterhin bezeichnet Wolgast May als einen »Jongleur, der ernst genommen sein will« und verwirft ihn für die Jugend. In einer persönlichen Bemerkung hat dann Wychgram noch mitgeteilt, »daß in der »Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung« ein Aufsatz gestanden hat mit einer Kritik, die Karl May sehr rühmt« (S. 217); wenigstens hat ihm das ein Herr Schulrat Müller aus Leipzig gesagt. Wir können diesen Aufsatz nicht ausfindig machen. Wir hoffen aber, daß sowohl die »Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung« wie Herr Professor Dr. Wychgram, in dem wir (wie er befürchten möchte) gewiß keinen »Banausen« sehen, nach einer Durchsicht unserer Ausführungen ihre Ansicht über Karl May ändern, daß insbesondere Wychgram keine Bücher dieses Autors mehr ins Ausland schickt.

Zu beider Entschuldigung mag dienen, daß man vor sieben Jahren noch sehr im Unklaren über Karl May war und auch sein konnte; denn damals hatte die öffentliche Polemik gegen diesen »Volkserzieher« Weiglscher Tendenz eben erst (1902) angefangen.

Wir selbst müssen für uns freilich schon die »Unbegabtheit« in Anspruch nehmen, der es ergeht, »genau ebenso wie allen denen, die seelisch so gealtert sind, daß ihr Magen neue, gute, kräftige Nahrung von sich stößt: die einen können nicht begreifen, die andern können nicht verdauen« (S. 46). Gleichwohl wollen wir das Weiglsche Büchlein zu würdigen versuchen, weil er wünscht, »daß es der

[1]) Wir bestreiten das freilich!

Jugendschriftensache, der Volkserziehung nützen und dem an der Schwelle des Greisenalters stehenden Dichterpädagogen eine kleine Freude bereiten wolle.« Das erstere wünschen und hoffen wir von unsern Zeilen auch, und was das andere angeht, so müssen wir leider gestehen, daß unsere Ausführungen kaum einem »Dichterpädagogen« Karl May Freude machen können, ganz abgesehen davon, daß uns eine Bezeichnung, wie diese Weiglsche überhaupt unpassend, am unpassendsten aber für einen Mann erscheint, dessen Persönlichkeit auf den ersten Blättern hinreichend charakterisiert ist. Wir halten uns zu dieser Replik umsomehr berechtigt, als man durch Hinweis auf die Herbartianer glauben machen möchte, daß das Interesse für die Seele der Indianer und ihre Verwandtschaft mit der Seele unserer Jugend die Karl May-Lektüre rechtfertige. Wir müssen hier gleich von vornherein gestehen, daß das Wort Seele in allen möglichen Varianten dermaßen in diesem Werke herumspukt (oft über 10mal auf einer Seite), daß es zur Klarheit gerade nicht viel beiträgt.[1])

Aber gleichwohl:

Im ersten Abschnitt, »Jugendschrift« und Karl May, werden uns zunächst Ausführungen eines ungenannten Autors bekannt gegeben, die sich (wie die der »Augsburger Postzeitung«, die wir oben zum Abdruck brachten, und viele andere mit ihnen) allerdings in Weiglschem Fahrwasser bewegen. Wir werden belehrt, daß nützliche Indianerbücher nur von moralisch und ästhetisch vollendeten Persönlichkeiten (die es nach unserer Auffassung leider nicht gibt, so sehr diesem Ziel zuzustreben ist!) geschrieben werden können, daß aber »jeder Literaturrekrut, der Amerika nur vom Hörensagen« (S. 8) kennt, Indianerbücher schreibt. Dabei ist eben nur vergessen worden, anzugeben, daß auch Herr Karl May seine Kenntnisse von Amerika nicht in eigener Person gesammelt hat. Im weiteren wird uns eine Art Philosophie in Karl Mays Werke hineindoziert: Mit Old Shatterhand soll die »Menschheitsfrage« gemeint sein, »die wir zu beantworten haben« (S. 10); in »Winnetou« wird der »Prototyp des werdenden Edelmenschen« gesehen. Ja, soll die Jugend, die diese Werke liest, diese Philosophie verstehen können? Wir glauben das mit allem Nachdruck verneinen zu müssen, wir sind sogar so vermessen, »ein umfassendes Studium der Jugendseele«

[1]) Außerdem sind bei Karl May »Seele« und »Anima« noch verschiedene Begriffe, die in den Köpfen seiner übereifrigen Interpreten eine nicht geringe Verwirrung angerichtet haben.

denen anzuraten, die es Karl May zu eigen geben, neben einer »liebevollen Kenntnis der Menschheitsseele im allgemeinen und der Seele der roten Rasse im besonderen« (S. 11). Wir glaubten allerdings bisher noch, dem Kinderseelenstudium wie aller Psychologie überhaupt Beobachtung und Experiment zugrunde legen zu sollen, so daß wir nun in der Tat nicht recht wissen, wo der in Rede stehende Seelenschilderer seine Studien gemacht hat, wenn ihn nicht die Indianer in seiner Heimat aufzusuchen für nötig befunden haben sollten, worüber bisher nichts verlautete. Daß der »Winnetou« die Jugend »zu allem Guten und Schönen« leitet, »dessen die weiche bildsame Seele fähig ist« (S. 11), haben wir leider noch nicht feststellen können, wohl aber wie gesagt das Gegenteil. Für den Verfasser der Broschüre und seinen Gewährsmann ist dieser selbe »Winnetou« allerdings so »köstlich gesund« und »fast überirdisch rein«, daß »jeder Vater und jede Mutter (ihm) ihre Kinder unbedingt anvertrauen kann!« (S. 11). Wir raten nach unseren Erfahrungen nicht dazu. Noch mehr: Winnetou ist nicht nur »Jugendideal«, dieses Phantasieprodukt soll sogar der »Lösung eines völkerpsychologischen Problems« (S. 12) dienen, dem der Leser selbst nachsinnen mag.

Wenn der von Weigl angeführte Autor endlich verlangt, daß ein Jugendschriftsteller »sich der ungeheuren Verantwortung bewußt sein (muß), die man der Jugend gegenüber auf sich nimmt« (S. 12), so sind wir ganz derselben Ansicht, möchten nur auch diese Forderung auf Karl May ausgedehnt sehen, dem man dieses Verantwortlichkeitsbewußtsein wohl kaum zusprechen kann, denn die abwechselnde Tätigkeit zwischen schlimmster unsittlicher Kolportageliteraturfabrikation und angeblicher Jugendschriftstellerei zeugt von allem andern, nur nicht davon, daß man auch nur ein Fünkchen von Verantwortlichkeitsgefühl besitzt.[1]) —

Die philosophischen Probleme nimmt sodann Herr Franz Weigl selbst nochmal in Angriff, um uns klar zu machen, daß unter dem »Ich« in seines Lieblings Erzählungen die »Menschheitsfrage« zu verstehen ist, und daß May als »der erste ... es wagt, die Menschheitsfrage zu personifizieren«. Nein: »Er wagt sogar noch mehr: Er legt

[1]) Allerdings bestreitet May, daß er als Jugendschriftsteller anzusehen sei, und seine Herren Verehrer reden um die Sache herum, indem sie sagen: Jungen und Mädchen, lest diese Bücher! und wieder: — eigentlich sind sie ja noch nicht für Euch! Für den Pädagogen kann aber nur das Faktum bestimmend sein, daß diese Bücher eben von der Jugend wahrhaft verschlungen werden.

ihr sein eigenes Wesen, sein ganzes Selbst und Ich in die Hand und setzt sich mutig der Gefahr aus, von allen denen, die ihn nicht verstehen (zu denen selbstverständlich auch wir gehören!), verlästert oder gar zermalmt zu werden« (S. 13.) Vielleicht hat Weigl auch Nietzsche gelesen? Wir versprechen uns viel davon, wenn er ihn interpretieren würde.

Seiner weiteren Untersuchung legt Weigl eine These des früheren Herbartianers Willmann, von dem jetzt nur noch als einem spezifisch römisch-katholischen Pädagogen die Rede sein kann, zugrunde, in der von einer Jugendschrift verlangt wird, daß sie wahrhaft kindlich, sittlich bildend, lehrreich, einheitlich, zur steten Rückkehr einladend sei.[1]) »Vergleicht man nun Mays Werke für die Jugend mit diesem klaren Programm, so muß man glauben, es sei ihm bei seinen Dichtungen auch vorgeschwebt« (S. 14). Das zu glauben kann ja keinem Menschen verwehrt werden, es aber beweisen kann man nicht in 22 Zeilen, am wenigsten Weigl, den das jedoch nicht hindert zu schließen: »So ist dem strengen Maßstab, den Universitätsprofessor Hofrat Willmann an die Jugendschrift legt, in vortrefflicher Weise genügt« (S. 15). Wir hätten uns gefreut, wenn Weigl uns auch über Willmanns persönliche Ansicht über Karl Mays Werke aufgeklärt hätte. Schwört er etwa auch auf ihn?[2])

[1]) Die ganze These lautet: »Sie (die Jugenderzählung) sei wahrhaft kindlich, das ist einfältiglich und phantasievoll zugleich; sie sei sittlich bildend in dem Sinne, daß sie Gestalten und Verhältnisse aufzeigt, die, einfach und lebensvoll, das sittliche Urteil zur Billigung oder Mißbilligung herausfordern; sie sei lehrreich, biete Anknüpfung zu belehrenden Besprechungen über Gesellschaft und Natur; sie sei von bleibendem Werte, zur steten Rückkehr einladend; endlich: sie sei einheitlich, damit sie einen tiefen Eindruck bewirke und Quellen eines vielseitigen Interesses aus sich entlassen könne.« — Weigl hat sich garnicht erst die Mühe gemacht, diese Worte in Willmanns »Pädagogischen Vorträgen über die Hebung der geistigen Tätigkeit durch den Unterricht« (Leipzig, Gräbner, 1869; 4. Auflage 1905) nachzusehen, sondern er fand sie mundgerecht in seines Freundes Lohrer gleich zu nennender Arbeit, S. 7. Wir wollen hier feststellen, daß diese Worte Willmanns, in denen nichts von römisch-katholischer Tendenz, wohl aber von Herbartischer Pädagogik zu merken ist, geschrieben sind zu einer Zeit, da Karl May seine »segensreiche« literarische Laufbahn noch garnicht angetreten hatte und Willmann noch ganz unter evangelischem Einfluß stand. Man hätte sich also hüten sollen!

[2]) Willmann hat seine jugendkundlichen, psychologischen, ethischen und pädagogischen Studien bei dem charaktervollen Ziller und in dessen pädagogischem Seminar in Leipzig, also in der Schule gut evangelischer Herbartianer gemacht. Seine praktischen Lehrjahre als Pädagoge machte er durch an der privaten »Erziehungsschule« des vortrefflichen Dr. Ernst Barth in Leipzig, der ebenfalls Schüler Zillers war und in dessen Anstalt ein christlich-evangelischer Geist herrschte. Willmann hat

Nach einem kleinen Ausfall gegen »unsere doktrinären Jugendschriften-Prüfungsausschüsse der Lehrervereine«, die »noch im Banne eines Vorurteils gegen die Maysche Jugendschrift« (S. 15) stehen,[1]) das wir allerdings für ein sehr gesundes Urteil zu halten uns für befugt erachten, und nach Anführung seiner Autoritäten: »Augsburger Postzeitung« (Lorenz Krapp), Professor Schöfenecker und Dr. Flemisch, sowie Professor Dr. L. Freytag, hält Weigl es für »eigentlich überflüssig, noch der Frage zu gedenken, ob die Mayschen Schriften denn nicht der Jugend schädlich sind« (S. 18). Sie sind es eben nicht, und damit basta! Wer aber dennoch das Gegenteil behauptet, der macht sich böswilliger Verdächtigungen schuldig. Also wir! Und »wenn man, um die Eltern zu entlasten (vor Gericht) die Schuld auf die Jugendlektüre schiebt und dabei stets nach Karl May fragt, über die wirklichen Schundfabrikanten aber schweigt, so ist das ein forensischer Unfug sondergleichen« (S. 19). Daß die Frage nach Karl May gestellt wurde und wird vor Gericht, ist an sich ja schon ein Beweis für die richtig erkannte Allgemeingefährlichkeit seiner Werke. Und daß Karl May selbst zu den »wirklichen Schundfabrikanten« gehört, dürfte wohl nach den früher mitgeteilten Materialien selbst von einem Mann wie Franz Weigl nicht mehr aus der Welt zu leugnen sein.

Aber Weigl bringt noch ein weiteres Kapitel fertig: »Die Schund- und Giftliteratur und Karl May ihr unerbittlicher Gegner.« Es ist freilich nicht ganz klar, ob diese Bereicherung der zweiten Auflage seiner Broschüre nicht ganz von einem Oberlehrer Franz Langer aus dem »Mährischen Volksboten« stammt, da sich keinerlei Zeichen an ihrem Anfange und Ende finden. Vermuten

---

hier unter Zillers und Barths Anregung seine vorzüglichen Abhandlungen über Jugendlektüre, wie z. B. über Homer und Robinson, wie seine gediegene Schrift »Pädagogische Vorträge« verfaßt. Später kam er in Prag unter den Einfluß Roms und Thomas von Aquinos. Aber in seiner »Didaktik als Bildungslehre« ist noch immer der Geist jener Protestanten unverkennbar, noch mehr aber des vortrefflichen Dörpfeld, obgleich er — wohl aus Furcht vor Rom — seinen Namen und seine Werke totschweigt. Dennoch gilt uns auch der römisch-katholische Willmann als ein hervorragender, streng wissenschaftlicher Pädagoge, und wir sind gespannt, welche Stellung er zu seinem Schüler und Freunde Weigl nehmen wird.

[1]) Den Hauptausfall hatte bereits Joseph Lohrer verübt: »Vom modernen Elend in der Jugendliteratur.« Pädagogische Zeitfragen, herausgegeben von Franz Weigl. München, J. J. Lentner, 1906. 5. Aufl. 51 S. Preis 0,80 M. — Ihm ist es darum zu tun, den Katholiken die Priorität im Kampf gegen die Schund- und Schmutzliteratur zu wahren. Und dafür muß Willmann als »Altmeister der katholischen Pädagogik« (S. 6) herhalten. Wie weit diese Bezeichnung Berechtigung hat, möge man aus der vorhergehenden Anmerkung entnehmnen.

läßt es sich allerdings aus dem wahrhaft pathetischen Schlußsatz. Der Gehalt ist: Karl May schreibt »nicht für den sogenannten Geist, sondern für die Seele seiner Leser« (S. 28). Er hat vier Hauptideale. Wir wollen sie später in der Original-Weiglschen Fassung kennen lernen. In ihrem Dienst hat er »schon über vierzig Jahre lang gearbeitet« (S. 29), vermutlich also schon im Zuchthaus, aus dem er am 2. Mai 1874, also vor nunmehr 36 Jahren entlassen wurde. Seltsam, seltsam, wie man derlei ausrechnen kann! Aber die Welt muß dupiert werden: der »Dichterpädagoge«, der »Volkserzieher« Karl May war schon im Zuchthaus tätig für seine Ideale? Wir werden nicht ganz klug daraus . . .

Aber über diesen Idealen steht noch ein höchstes Ideal — man klassifiziert nämlich ganz ungeniert in hohe, sehr hohe, höchste Ideale, vergißt ganz, daß man sich auch mal an Herbart erinnerte, und bringt es fertig, zu erklären: über diesen Idealen steht als »das Höchste« »die große, herrliche ‚Menschheitsseele'«, die uns zwar als »Marah Durimeh« vorgeführt, aber ihrem Wesen nach nicht näher erläutert wird. Mit dem Begriff »Seele« wird ja überhaupt in buntester Weise umgesprungen, ohne daß man es für nötig hält, ein Wort der Klärung dazu zu sagen. Man soll aber aus diesem Wust von phrasenhaften Unklarheiten dann sehen, daß die May-Langer-Weiglschen Ideale »die menschheitliche Zukunft der alten und der neuen Welt« umfassen, und daß »an ihrer Spitze der längst ersehnte Edelmensch, der an der Hand der ‚Menschheitsseele' am Horizont der Gegenwart erschienen ist, um seine Herrschaft endlich anzutreten« (S. 29), steht. Wer daraus klug wird, ist entschieden glücklich zu preisen! Aber für uns bleibt dies eine geheimnisvolle Mystik.

Noch lustiger aber wirkt es, wenn es als »das Schwierigste und Kühnste«, was unser Autor gewagt und getan habe, hingestellt wird, daß er »der Idealgestalt des zukünftigen Edelmenschen sein eigenes »Ich« zur Verfügung gestellt (hat), um ihn zu befähigen, schon jetzt und sofort den Kampf aufzunehmen, in dem der Gewalt- und Arglistmensch besiegt werden soll und muß« (S. 30). Wir müssen gestehen, daß wir einen »Gewalt- und Arglistmenschen«, wie er sich in Karl May anläßlich des unklugen Prozesses gegen Lebius entpuppte, nicht wohl als Idealmenschen zu denken vermögen. Wenn man ihn Verbrechern usw. als Idealmenschen hinstellen will, nun gut — nie und nimmer aber dulden wir es, einen solchen Menschen unserer Jugend aufoktroyieren zu wollen als Idealmenschen, selbst dann nicht, wenn die römisch-katholische Kirche den katholischen Pädagogen nebst ihren kurzsichtigen Kollegen anderen Bekenntnisses

zu Hilfe kommen wollte!! Oder glauben letztere wirklich, daß Karl May »den nach Idealen Hungernden und nach Glück Dürstenden wirkliche Ideale und wirkliches Glück« bringt, daß er »ihnen den verlorenen Himmel« zurückgibt, daß er »sie wieder an Gott glauben« lehrt, daß er »ihre Herzen mit neuer Menschenliebe und mit neuem Selbstvertrauen« erfüllt (S. 32) usw.? Es müßte schlimm um die protestantische Kirche stehen, wenn es so weit gekommen wäre. Die Folgerungen daraus zu ziehen, bleibt denen überlassen, die durch die Worte »Gott« und »Christ« bewogen in Karl Mays Werken Religiosität verkündet haben.

Mit allgemeinen Phrasen gleitet der Autor dann über den »Kolportageprozeß« hinweg (der von uns nach dem Schriftsatz des Beklagten Lebius oben wiedergegeben wurde), natürlich ohne Namen zu nennen, ohne Fakta zu geben. Man verkündet einen Sieg, man verkündet der Schund- und Giftlektüre eine Fehde, man erklärt uns: ihr verfolgt »ihn, den größten Antagonisten des Schundgiftes, wie einen jener verkannten Insektenvertilger . . ., welche der Unverstand ausrottet, obgleich sie sich durch die unerbittliche Vernichtung alles Ungeziefers als unendlich nützlich erweisen« (S. 33). Ja, ihr Ankläger dieses Mannes habt durch euren Prozeß die Schaffenskraft desselben zehn lange Jahre lahm gelegt und damit die ganze Gift-, Schund-, Schauerlektüre heraufbeschworen. Die ist entstanden, weil der eine, der große »Volkserzieher« nicht frei schaffen konnte. »Da entstanden die Kapitän Stürmers, die Sherlok Holmes, die Nik Carters, die Buffalo Bills und viele andere« (S. 32) — gewiß sie entstanden, aber sie entstanden, weil andere Verleger und andere Autoren auch profitieren wollten von dem Rausch,[1]) der die Jugend befallen hatte, weil sie entdeckten: der Karl May kostet 5 Mk, also schaffen wir für 5 Pfg. unsern Band, denn dann können wir auf die Armen und Minderbegüterten rechnen, während der Karl May nur für die Reichen da ist. Und ganz vergessen haben Weigl-Langer, daß Karl May bereits eine sehr fruchtbringende Tätigkeit auf dem Gebiet der Kolportageromanfabrikation entfaltet hatte.[2]) Nein, sie

[1]) »Zunächst ist der Autorname eine wichtige Sache. Augenblicklich hat der schreckliche Karl May . . . die lesewütige Jugend hypnotisiert. Was Wunder, wenn jetzt . . . neben dem echten Karl May schon zwei oder drei unechte in der Kinderliteratur existieren.« Heinrich Wolgast, Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 140 S. Preis 2,20 M. S. 62.

[2]) Wagner (a. a. O. S. 27) verrät uns, daß May aus Mitleid für den Verleger Münchmeyer 30 Bände Kolportage schrieb! Worin diese Herren weiter nichts bedenkliches sehen.

triumphieren: hier fließt die eine, die klare, die ewige Quelle. Und wenn ein anderer zufällig auch mal ein gutes Buch für die Jugend schrieb, dann ist er eben — das wird uns mindestens ein Dutzend Mal gesagt — eine einzelne »Selterswasserflasche«.

Die Frage nach Karl Mays Verhältnis zur Kolportage in viel originellerer Weise als Wagner zu lösen blieb Dittrich verbehalten (a. a. O. S. 35/36), dem angeblich Karl May erzählte: »Ich lerne; ich studiere. Ich will nicht nur schreiben können, sondern mehr. Ich will sehen, wie man Lettern setzt, wie man stereotypiert, Matrizen und Platten macht, wie man die verschiedensten Arten von Bildern, von Illustrationen herstellt, wie man das alles zeichnet, pinselt, anlegt, abhebt, druckt, falzt und bindet. Will ich dabei richtig verfahren, so habe ich von unten anzufangen, also bei der Kolportage, sonst bleibt mir eine Lücke, die ich später nicht ausfüllen kann. Den Ausschlag gab mir hierbei der Gedanke, daß in einem solchen Geschäft der »Herr Redakteur« sich um alle diese Sachen bekümmern kann, ohne hierin gestört oder gar getadelt zu werden. Ich will nämlich von unten herauf und nicht, wie andere, von oben herab! Zu diesen technischen Erwägungen kommen die intellektuellen.

»Nur wenn ich dieses Technische beherrsche, kann ich als Redakteur durchdrücken, was ich durchzudrücken habe, und das ist viel, sehr viel! Ich will nämlich diese Madame Kolportage zunächst so gründlich wie möglich kennen lernen und dann, wenn das geschehen ist, sie zwingen, eine anständige Frau zu werden, mit der sich ein Redakteur sehen lassen kann.«

Was könnte überzeugender klingen als diese Dittrichschen Wahrheiten!

Daß in Mays Kolportageromanen unsittliche Stellen vorkommen, weiß Dittrich zwar auch. Aber: »Noch vor ganz kurzem hatte ein mir bekannter Romanschriftsteller mir vertraulich mitgeteilt, daß er die ursprünglichen Originalarbeiten Mays für den betreffenden Verleger habe umarbeiten müssen; May wisse garnichts davon« (S. 44). Und Korrekturen konnte ein Mann wie Karl May, der nach seinem Verleger in einer Nacht über 80—120 Seiten schreibt, bei seiner Produktivität nicht lesen.

Und auch für die Zweifler an den Reisen, die »der Geograph, der Ethnograph, der gewissenhafteste Realist« (Dittrich S. 83) Karl May gemacht hat, weiß dieser Retter Rat: ». . . wer sich auf Ceylon, in Penang, Padang, Uleh-leh, Kota Radscha usw. nach Karl May und diesen seinen Gestalten erkundigt« (S. 125), der erfährt von ihrem realen Dasein an diesen Orten. Ganz einfach!

Daß im übrigen bei Dittrich alles durcheinanderwirbelt, wenn vom Jugendschriftsteller die Rede ist, ist selbstverständlich: Seite 76 wird diese Bezeichnung Karl Mays »eine Lüge, eine Finte« genannt, S. 104 heißt es »der begabte Schüler will seinen Karl May haben« — und soll ihn haben!

Doch zurück zu Herrn Franz Weigl!

Dem genügt das alles noch nicht! Weigl schreibt ein weiteres Kapitel: Die erziehliche Bedeutung der Mayschen Werke. Eine merkwürdige Ungenauigkeit kommt immer wieder zutage: einmal frohlockt man über die weite Verbreitung Mayscher Schriften unter der Jugend; ein andermal existiert er wieder nur für Erwachsene, denn »nur ausgebildete Geister können ihn in seiner vollen Tiefe verstehen. Das Wort Erziehung ist also bei ihm nicht im landläufigen, sondern im tieferen, ästhetisch-kulturellen Sinne gemeint« (S. 39). Wir danken bestens für die Ästhetik und die Kultur, die das Studium Karl Mays gezüchtet hat. Es sind Geschmacksverirrungen, die ein ganz schlimmes Licht auf unser Bildungsniveau werfen. Und mag Weigl uns tausendmal versichern: May schreibt »einzig und allein nur für die Seele«, so sagen wir: er vergiftet sie. Und wenn er poetisch verkündet: »Karl May ist ausgezogen wie einst die Troubadoure im Dienste holder Frauen, um für die stille, bescheidene, verkannte Menschenseele zu dichten, zu reden und zu streiten« (S. 40), so sagen wir nüchtern unter Hinweis auf unsere früheren Angaben: er ist ausgezogen, um ein Geschäft zu machen, um ein gutes Geschäft zu machen, um ein sehr gutes Geschäft zu machen, wobei ihm das Seelenleben unserer Jugend allerhöchstens zu kluger Spekulation diente, indem er sich sagte: wenn du ihr solche Kost gibst, hast du sie bald auf deiner Seite — und dein Geschäft blüht. Und wenn Weigl behauptet: »Den großen Kampf zwischen Intellektualismus und Charakterbildung, der gegenwärtig unser pädagogisches Leben erfüllt und der immer wieder den Intellektualismus hochkommen läßt, hat May längst in seiner schriftstellerisch-erzieherischen Arbeit zugunsten der Charakterbildung entschieden« (S. 40) — so können wir ihm nur sagen: Ihren Anspruch auf pädagogische Wertung haben Sie sich dadurch vollends verscherzt. Wenn Sie, Herr Franz Weigl in München, auch nur etwas sich mit der geschichtlichen Entwicklung der Pädagogik beschäftigt hätten, dann hätten Sie diesen Unsinn nicht schreiben dürfen: wir Pädagogen bedanken uns bestens für eine Einreihung Karl Mays in unsere Scharen. Wir wollen eine Wissenschaft pflegen und nicht von einem Karl May pädagogische

Fragen entscheiden lassen, den Sie als »von unseren großen Volkserziehern der größten einer« zwar verkünden (S. 41), ohne aber auch nur die geringste Anstrengung zu machen, diese ihre Proklamation zu rechtfertigen. —

Was Langer als Ideale Mays aufstellte, stellt Weigl uns als seine Aufgaben vor. Es sind die folgenden:

I. Die Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen.
II. Die Erweckung und Pflege der Liebe des Abendlandes zum Morgenlande.
III. Die Lenkung der Aufmerksamkeit auf die neue, große, herrliche Völkerseele.
IV. Nachweis hoher psychologischer Werte in dem bisher verkannten Innern der gelben Rasse.

Selbstverständlich taucht die »Menschheitsseele« auch wieder auf. Und das alles wird ziemlich zusammenhanglos aneinandergereiht. Und wenn wir das ebensowenig verstehen wie die rechte Würdigung Mayscher Romane, so müssen wir es uns von Weigl schon gefallen lassen, des Nichtunterscheidenkönnens von Seele und Geist geziehen zu werden. »Wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, so schreit die Seele nicht nach den Preis- und Mustergeschichten der literarischen Jugend- und Volksbeherrscher« (S. 44), sondern sie schreit nach Karl May, der ein »edler, reiner, absolut herzensbildender« Mann ist, »voll tiefer, wahrer Religiosität und dabei von jenem echten Humor, welcher selbst den Ernstesten erquickt« (S. 45). »Er verschweigt nicht, ein gläubiger Christ zu sein,[1]) aber er achtet auch jeden anderen Glauben und stellt den Sozialdemokraten rein persönlich ebenso hoch wie jeden anderen Menschen. Und diese, man möchte fast sagen, rein anthropologische Gerechtigkeit ist der Jugend besonders sympathisch und bei dem erziehlichen Einfluß, den er besitzt, unbedingt hervorzuheben« (S. 47) — so denkt Herr Weigl, wir aber meinen, daß jeder zwar von sich alles mögliche behaupten kann, daß er es aber durch sein Leben, durch sein Handeln erst zu beweisen hat. Den Beweis aber ist uns Karl May noch bis heute schuldig geblieben. Wir würden dagegen keinen Zweifel erheben gegen die Behauptung: Er ist ein kluger Geschäftsmann und das Gegenteil von einem Volkserzieher — denn dafür hat er den Beweis erbracht.

Als ganz besonders lobenswert hebt Weigl hervor, daß sein auserkorener Liebling »die sinnliche Liebe« aus seinen Werken völlig ausscheidet. Wo er das tut, geschieht es aus der klugen Erwägung,

[1]) Das betonte May ja auch vor Gericht. Siehe S. 11 u. 16.

daß seine Leser in Altersklassen zu suchen sind, deren Angehörige wir als Gymnasiasten mit dem etwas verballhornisierten griechischen Ausdruck der Weiberhasser, der »Philomisogynaikisten«, zu bezeichnen pflegten. Vielleicht ist es dem Pädagogen Weigl auch nicht entgangen, daß in einer gewissen Periode allen Jungen »die Weiber Luft« sind. Und daß in eben dieser Periode die Karl May-Lektüre ihre Blütezeit hat und genug und übergenug des Unheils anrichtet, auch ohne die sinnliche Liebe, die wohl nur gewissen Menschen als das verdammenswürdigste in aller Literatur erscheint, Menschen die Schiller und Goethe, gleichwie Homer und Horaz aus unseren Schulen verdammen möchten, wofern man nicht ihre revidierten und verbesserten Ausgaben zulassen will. Wir verlangen absolut nicht, daß alle sinnliche Liebe aus den Büchern unserer Jugend verdammt wird, weil wir sie aus ihrem Leben weder verbannen wollen noch verbannen können. Wir möchten sie aber geläutert sehen durch unsere »Volkserzieher«. Wollte Weigl seinem Satz Gewicht verleihen, hätte er sagen müssen: »ungesunde sinnliche Liebe usw.« Dann hätten wir ihm in diesem einen Satz gern beigestimmt, aber auch das war uns nicht vergönnt. So kann denn Weigl sein Kapitel mit den Worten schließen: »Wir können nur den einen Wunsch mit der Erkenntnis, die diese Betrachtungen vermittelten, verbinden, den, daß alle, die noch beiseite stehen in der Verbreitung der Mayschen Schriften unter unserem Volke, eintreten für dieselben und so positiv fördernd und negativ abwehrend reichlich lohnende Erziehertätigkeit entfalten!« (S. 51.) Wir möchten freilich wünschen, daß unsere Ausführungen den Millionen, die den Karl May zum »Volkserzieher« erhoben haben, endlich die Augen öffnen über die Erzieherarbeit dieser Persönlichkeit!

In einem Schlußkapitel hält Weigl es noch für nötig über den bildenden Wert von Mays Schriften Aufschluß zu geben, wobei er ein Urteil der »Kölnischen Volkszeitung« an die Spitze setzt, aber ganz vergißt, den Jahrgang (von anderen Angaben garnicht erst zu reden!) anzugeben. Wir können nur sagen: es war einmal — denn dieselbe »Kölnische Volkszeitung«, Dr. Cardauns an der Spitze, hat sich nachher ganz weidlich angestrengt, den Fall Karl May ins rechte Licht zu setzen, so daß der objektive Beobachter die ergötzliche Wahrnehmung macht, daß unter den deutschen Katholiken zwei Gegenströmungen bestehen: für oder wider Karl May!

Wie dem auch sei, Weigl ist jedenfalls mit seiner Nummer der »Kölnischen Volkszeitung« der Überzeugung, daß den Hintergrund der wilden Abenteuer in den Mayschen Romanen »eine ernste Lebens-

auffassung und gründliche Kenntnis der geographischen und ethnographischen Details« bildet (S. 52). Wir glaubten bisher, solche nur durch Forschungen an Ort und Stelle uns verschaffen zu können, aber es geht auch wohl anders ... Oder sind Sie, Herr Weigl, noch immer der Ansicht, daß Karl May die ganze Erde bereist hat?

Einen ganz eigenartigen Beweis für den Wahrheitsgehalt der Mayschen »Reiseerlebnisse« liefert Ihnen Droop[1]), dem die von uns erwähnte Dittrichsche Beweisführung nicht genügt; er schreibt (S. 113/114): »Es muß also die Möglichkeit zugegeben werden, daß May aus den Berichten von Forschungsreisenden das ihm nötig erscheinende geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Material ausgezogen und mit mannigfachen, seiner Phantasie entsprossenen Abenteuern und Personen zu den vorliegenden Erzählungen verbunden hat. Diese Ansicht hätte zur notwendigen Voraussetzung, daß Karl May ein phantasiereicher Mensch wäre, und ein solcher würde in seinen Schriften eine phantasiemäßige Darstellung anwenden. Nun ist aber Mays Milieuschilderung nicht nur nicht phantasievoll, sondern durchaus nüchtern, und sie erweckt durch den Mangel jedes schmückenden Beiwerkes die Vorstellung vollkommen realer Naturwahrheit .... Da wir ihm nun unmöglich die Kraft der inneren Anschauung zutrauen können, wie Schiller sie im »Tell« oder etwa Frenssen in »Peter Moors Fahrt nach Südwest« gezeigt haben — und zwar wieder aus dem Grunde seiner phantasielosen Nüchternheit — so müssen wir annehmen, daß er die Dinge, von denen er erzählt, wirklich gesehen hat, also tatsächlich an Ort und Stelle gewesen ist.« — Wir müssen nun gestehen, daß wir diese Beweisführung für alles andere, nur nicht für wissenschaftlich halten — ganz abgesehen von dem darin sich kundtuenden Mangel psychologischen Verstehens. Der schlagendste Beweis aber liegt für Droop in der immensen »Anzahl von einzigartigen, scharfgezeichneten Volkscharakteren«, die May darstellt: »Es ist nicht anders möglich, als daß hier eigene Anschauung, persönliches Erleben vorhergegangen ist« (S. 115) — also ....

Endlich sagt May, der niemals gelogen hat, es ja selbst! Droop führt sieben Stellen an, und das genügt: »May spricht es also in unzweideutiger Weise aus: alles, was ich erzähle, ist tatsächlich geschehen« (S. 117) — man muß es eben nur glauben. Einen Haken hat ja nun die Sache selbst für Herrn Dr. Droop: dann und wann

[1]) Dr. phil. A. Droop: Karl May. Eine Analyse seiner Reise-Erzählungen. Hermann J. Frenken, Köln-Weiden, 1909. 200 Seiten. **2,50 Mk.**

verwickelt sich May in Widersprüche. (Er behauptet z. B. an einer Stelle, sein bester Freund Winnetou sei von Weißen, an einer andern er sei von Sioux erschossen. Oder Mays Pferd aus dem Orient taucht plötzlich in einer amerikanischen Farm auf!) Aber er weiß eine treffliche Entschuldigung: er schließt aus ihnen auf »mangelhafte Erinnerung« (S. 117), und damit ist alles erledigt.

Etwas mehr Skepsis wäre nicht unangebracht gewesen einem Mann wie Karl May gegenüber.

Wir wollen noch einen Augenblick bei der Droopschen Arbeit verweilen, um uns hernach wieder ungestört Herrn Franz Weigl widmen zu können. Es ist eine fleißige Arbeit, eine Arbeit, die von einer Kenntnis der Mayschen Werke zeugt, wie sie so leicht niemand besitzt. Wir bedauern nur, daß jemand seine Zeit mit solcher Arbeit vergeuden konnte, die nun Stück um Stück hinfällig werden muß.

Eigenartig ist bei Droop, daß er als Nicht-Katholik (d. h.?) »über einen Mann, der von Protestanten, besonders von der protestantischen Jugend begeistert verehrt wird, und der andererseits, obwohl Katholik, von der katholischen Presse[1]) aufs heftigste angefeindet worden ist« (Vorwort) die Wahrheit finden will und für einen katholischen Verlag sein Büchlein schreibt! Man findet da eine schöne Zusammenstellung aller »römisch-katholischen Anschauungsformen«, z. B. daß an 25 Stellen von der Mutter Gottes gesprochen wird, daß May ein Ave Maria dichtete, daß er katholischen Christen predigte, daß er den kurdischen Christen ein Madonnenbild für ihre Kirche malte (also war Karl May auch Maler!?!), daß er den Papst besuchte usw., usw. Ja, Droop findet sogar eine Stelle, zu der er bemerkt: »Es ist nicht zu verkennen, daß der leitende Gedanke hier wie an so vielen Stellen der Schmerz über die Zerrissenheit der Christen ist, und wer wollte sich darüber wundern, daß der Katholik sich eine Einigung nur unter der Oberherrschaft seines hl. Vaters denken und wünschen kann?« (S. 156/157). Da versteht man Weigls Begeisterung. Da werden uns seine und seiner katholischen Lehrer Bestrebungen allmählich sehr klar und durchsichtig. Man vergleiche dazu noch die folgenden beiden Notizen aus der »Täglichen Rundschau« (Jahrgang XXX, Nr. 241 vom 27. Mai 1910):

1. Der katholische Lehrerverein eine Filiale der Jesuiten. Der internationale Zusammenschluß des Ultramontanismus hat auf dem Dortmunder Lehrer-

[1]) Doch nur von der modernistisch angehauchten, von der deutschen Reformation beeinflußten! Allen voran ging die »Kölnische Volkszeitung« unter Dr. Cardauns!

tage durch Gründung eines Katholisch-pädagogischen Weltverbandes ein neues Glied seiner Kette eingefügt:

»Er will den angeschlossenen Vereinen Gelegenheit bieten, sich mit den Bestrebungen zur Förderung der christlichen Erziehung, wie sie in den verschiedenen Ländern zutage treten, bekannt zu machen, sich gegenseitig über die Vorteile und Nachteile der einzelnen Erziehungssysteme zu unterrichten, damit sie, reicher an Erfahrung, um so erfolgreicher wirken können.«

So löst das Zentrum durch seinen katholischen Lehrerverein die Lehrer langsam aus dem Verband der Staatsschule und staatlichen Erziehung heraus und unterstellt sie den internationalen Autoritäten der römischen Kirche. Das ist der Weg, den katholischen Lehrerverein zu einer Filiale des Jesuitenordens zu machen.

2. Bochum und Straßburg. Wie ein waschechtes ultramontanes Blatt über die Tagung des großen Deutschen Lehrervereins, zu dem viele Tausende katholischer Lehrer gehören, urteilt, ist in der »Sächs. Volksztg.« zu lesen. Da heißt es:

In Bochum (wo der katholische Lehrerverein des Zentrums tagte) steht Christus mit seiner Milde und Güte im Mittelpunkte: er ist die Sonne des Unterrichtes und der Erziehung, und da können die Eltern ihre Kinder unbesorgt hinsenden. In Straßburg aber ist die unbegrenzte Selbstsucht, um nicht zu sagen törichte Eitelkeit des menschlichen Wissens, die das große und schwere Erziehungswerk leisten will. Wie aber werden die Erfolge sein? Der Geist, der in Bochum sprach, wird gute Menschen, brave Christen und treue Staatsbürger erziehen. Die Straßburger Richtung aber wird Charaktere großziehen, denen Selbstbeherrschung und Opfersinn fremde Begriffe sind, denen der Kult der eigenen Persönlichkeit als erstes Gebot gilt, Leute also, die sozialdemokratische Lebensanschauungen mit auf den Weg bekommen.[1])

Der Mitarbeiter des »Vorwärts«, Karl May, soll dabei die führende Rolle unter dem Segen eines »unfehlbaren« Papstes übernehmen, haben die Herren in Bochum wohl beschlossen!?! Dr. Droop stellt ferner fest, daß May »als gebildeter Europäer von großer mathematischer Begabung — er war eine Zeitlang Landmesser, bezeichnet die Mathematik als eine seiner Lieblingswissenschaften — ganz andere geistige Mittel zur Verfügung« stehen als den Wilden (S. 118). Die Tätigkeit Mays als Landmesser war ja, wie wir erfuhren, für ihn wenigstens sehr ergiebig! Auffallend ist es aber immerhin, daß Droop hier von Mays wissenschaftlichem Triebe ohne weiteres spricht, daß er (natürlich!) ihm (S. 183) den Doktortitel zuerkennt, und doch selbst (S. 183) von Mays »verschrobenem Maßstab«, den er an die Wissenschaft legt, redet, von seiner »mittelalterlichen Ansicht« (S. 136), von seinen »höhnischen Tiraden« auf Naturwissenschaft und Philosophie (S. 135), von seinen »gehässigen, bissigen, witzig sein sollenden, aber nur von bedauerlicher Unkenntnis zeugenden Angriffen auf die Wissenschaft« (S. 172), von seiner Polemik gegen die »sogenannte

[1]) Derartige Äußerungen haben wir in großer Fülle gesammelt, können sie aber unmöglich hier alle wiedergeben.

Psychologie« (S. 173 und 177), von der heillosen »Konfusion von Seele, Geist, Anima, Intelligenz« (S. 179) usw. Er weist ihm mangelnde Logik, zahlreiche Fehler (S. 22—26), Widersprüche (S. 71) usw. nach. Und dennoch kam Ihnen, Herr Droop, der Sie doch Doktor der Philosophie sind, nicht einen einzigen Augenblick der Gedanke: sollte ich nicht durch einen literarischen Hochstapler dupiert werden? Wirklich nicht? Ihnen, der sie selbst zugeben müssen: »Die Beschreibung von Städten erhebt sich nicht sehr über die Schilderung, wie man sie in Reiseführern findet« (S. 31)? Ihnen, der Sie es selbst für eine »seltsame Ansicht« (S. 30) halten, daß Karl May es geflissentlich vermeidet, Schilderungen der Örtlichkeit zu geben, weil, wie er sagt, »topographische Ausführlichkeiten . . . . wohl für den Fachmann interessant, für andere aber langweilig zu sein« pflegen? Ihnen, Herr Dr. Droop, der Sie selbst feststellen: Karl May »behauptet, nie die Unwahrheit zu sagen, und lügt« (S. 71), sogar an verschiedenen Belegen feststellen???

Wir müssen das für eine grenzenlose Naivität halten!

Doch es ist nötig, daß wir unsere Leser auch über den Zweck dieser Arbeit unterrichten, die sich in ihrem Endergebnis getrost neben der Franz Weigls sehen lassen kann. Also: »Die vorliegende (Nb. in einem katholischen Verlag erschienene) Schrift bemüht sich, vorurteilslos und sachlich, Wert und Unwert der Reiseerzählungen kritisch herauszuschälen und zugleich darzulegen, daß diese Schriften für das Volk bestimmt sind, und zwar für alle seine Schichten wie Altersstufen« (S. 4). Damit dürfte Weigl ja nicht ganz harmonieren, da ihm, Weigl, doch daran liegt (wenigstens, wenn's gerade in den Kram paßt!), May nicht als Jugendschriftsteller hinzustellen. Ebenso macht's auch Dittrich! Doch einerlei: gelungen ist Ihnen Ihr Vorhaben nicht, Herr Dr. Droop!

Für die Einschätzung Mays durch diesen seinen Kritiker mögen die folgenden Stellen zeugen: »May verkündet religiöse und ethische Ideen« (S. 2). »May betrachtet das Unterhalten als niederes Mittel für den höheren Zweck des Erziehens« (S. 2). Weiter wird gesprochen von Mays »erzieherischer Tendenz« (S. 124 u. 125), »erzieherischem Bestreben« (S. 75), »didaktisch-reformatorischem Schaffen« (S. 96), von Mays »Schriften, die den Tenor von Jugendschriften tragen« (S. 81. Sehen Sie, Herr Weigl?!). »May schreibt nicht, um zu unterhalten, sondern um zu erziehen« (S. 132). Wir müssen es leider nochmal sagen: nicht erzieherisch, volks-verzieherisch wirkt Karl May!

Selbst Droop muß zugeben: »maßlos blutige Indianerschlächtereien werden geschildert« (S. 73) — und doch »Jugendschriftsteller«, »Er-

zieher« (wenn auch nicht gleich »Volkserzieher«, wie Weigl sagt)! Beruhigend mag immerhin die Versicherung wirken (S. 171): »Liebesszenen sind selten und dann dezent und mit leichtem Humor dargestellt. Schlüpferigkeiten und Obszönitäten habe ich nirgends gefunden. May hätte auch, selbst wenn er gewollt hätte, seinen Werken nicht die von vielen gesuchte Würze erotischer Bilder und Szenen geben können, ohne sich und damit seiner sittlichen Tendenz ins Gesicht zu schlagen.« Mays Ehe war kinderlos. Das Vermeiden des Erotischen erklärt uns daraus vielleicht ein Mediziner! Nach Droop hat nämlich May den Mut »das ethische Ideal, für das er durch Taten erzieherisch wirkt, mit seiner eigenen Person zu vertreten« (S. 108). Waren die erzieherischen Taten etwa die Heldentaten des ehemaligen Räuberhauptmanns? Uns wurden andere leider nicht bekannt.

Zu Mays Schauerromanfabrikation sich zu äußern, hat Droop nur in einer einzigen Anmerkung Gelegenheit genommen. Er bemerkt (S. 84), »daß diese Romane — die beigegebenen Illustrationen verraten durch ihre Pikanterie mit hinreichender Deutlichkeit, worauf der Verleger spekuliert — vielfach Gestalten und Begebenheiten aufweisen, die an Mays Schreibweise erinnern, daß aber hier nicht allein sinnliche Charaktere und Situationen hineinjongliert erscheinen, sondern, daß die ganzen Arbeiten offenbar zu den Zwecken und im Sinne des Verlegers von einem wohl für Dienstbotengeschmack routinierten, aber sonst in jeder Hinsicht geistlosen Schriftsteller umgeändert und zu literarischem Schund schlimmster Observanz entstellt worden sind. Ich konstatiere hier . . . daß nämlich May viel zu arm an Phantasie ist, als daß er sich das alles aus den Fingern hätte saugen können. . . . Ich sage nicht, daß May diese Bücher nicht geschrieben hat; ich sage, daß er sie beim besten Willen nicht hätte schreiben können.«[1]) Damit wird die Tatsache, daß May Kolportageschauerromane geschrieben hat, nicht aus der Welt geschafft! May hat (nach Pressemeldungen vom 28. Mai 1910) neuerdings in dieser Angelegenheit freilich gegen den Pater Dr. Expeditus Schmidt Beleidigungsklage erhoben wegen der Behauptung, er habe »zu gleicher Zeit unsaubere Kolportageromane und frömmelnde Muttergottesgeschichten geschrieben«. Wir fürchten nur, daß dabei nichts herauskommt!

[1]) Fast macht es den Eindruck, als ob Herr Dr. Droop als »Nichtkatholik« — Protestant oder Evangelischer nennt er sich nicht oder nicht mehr — sich auf dem Wege nach Rom befindet und diese Schrift sein Reisepaß sein soll, wir geben ihm hiermit Gelegenheit, sich von diesem Verdachte zu reinigen.

Im übrigen dürfte Droop allmählich auch noch zu der Überzeugung kommen, daß Karl May ein »Betrüger« ist, für den »wir ihn ... halten (müssen)«, wenn »wir in seinen Werken pure Phantastereien erblicken, denen er den gefälschten Stempel realer Erlebnisse aufdrücken will« (S. 96) — und das müssen wir jetzt —, mag er einstweilen noch lustig drauflos verkünden: »Wer ... May als Ethiker und gar als Menschen feindlich ist, bekennt sich damit nicht eben als einen Ben Hur, als einen Sohn des Lichts. ... Karl May ist ein Mann aus dem Volke — nicht aus dem Großstadtpöbel von heute, sondern aus altem, kernigen Geschlecht, aus dem Geschlecht, das da unangekränkelt ist von den Danaergeschenken unserer Kultur. ... So kann er nur geliebt werden von der Jugend und dem Volke und denen, die reinen Herzens (!) mit Jugend und Volk empfinden. ... In unserer ... Zeit ist er eine herzerfreuende Erscheinung, eine stolze, sich selbst erkennende, machtvolle, ehrliche, freimütige, seelenreine Persönlichkeit, ein Germane von echtem Schrot und Korn und zugleich ein Lehrer der Liebe ...« (S. 197/198).

Wir vermochten uns eines Lächelns nicht zu erwehren! Denn die Liebe zu unserem Volk, zu unserer Jugend ist es, die uns zwingt zu dieser Kampfschrift. Denn es ist wahrlich höchste Zeit, darüber Klarheit zu verbreiten, wie es mit Karl May steht!

Vielleicht über Gebühr lange haben wir uns mit Droop beschäftigt. Aber man wird einsehen, wie nötig es war. — Wenden wir uns nunmehr wieder dem Pädagogen Weigl zu!

Von ihm werden 30 Zeilen aus dem Band IV des Werkes »Im Reiche des Silbernen Löwen« zum Abdruck gebracht, weil dieser »nichts anderes ist als ein psycho-biographischer Versuch über sein bisheriges inneres Leben« (S. 52). Für diesen Aufschluß müssen wir Weigl in der Tat sehr dankbar sein. Noch dankbarer wären wir ihm über eine ausführliche Broschüre über »psycho-biographische Versuche«, da wir über solche aus der uns zur Verfügung stehenden Literatur bis heute noch keinen Aufschluß erhielten.

Endlich werden ungenannte und genannte Autoren ins Feld geführt, die uns versichern müssen, daß durch die Mayschen Werke die Beobachtungsgabe angespornt, Sinnestätigkeit und Sinnesgebrauch aufgerüttelt werde, daß spielend in die geographischen und ethnographischen Verhältnisse weiter großer Länderstrecken eingeführt werde. Nebenbei ein kleiner Hieb: Die katholische Familienzeitschrift »Monika« (bei Auer in Donauwörth) betreibt (natürlich!) »seit Jahrzehnten in vorzüglicher Weise »Hauspädagogik« ..., schon lange bevor dieses Wort vom modernen Leben geprägt war« (S. 54). Wir

müssen uns daher eine kleine Frage erlauben: Herr Weigl, haben Sie mal einen gewissen Pestalozzi, der den Ehrentitel Volkserzieher wahrhaft verdient, mit demselben Verständnis gelesen wie Karl May? und seine These u. a. in »Lienhard und Gertrud« entdeckt: »Die Wohnstube muß Rettungsanstalt werden«? Haben Sie die Schriften eines Diesterweg und Dörpfeld, eines Herbart, Ziller, Stoy, Ackermann u. a. m. überhaupt daraufhin angesehen?

Noch ein kleines Versehen wollen wir hier berichtigen. Es heißt (S. 55): »Die wenigsten von uns Menschenkindern können wandern und die Welt schauen, wie May sie geschaut. Und wenn uns auch die äußeren Möglichkeiten vielleicht gegeben wären, so hätten wir nicht das Auge für alle die Eigenheiten, nicht den Blick für alle Verhältnisse, wie May ihn besitzt.« Nein: Wir haben Gott sei Dank nicht alle die Frechheit, Mays und Cooks zu sein. Oder will Weigl in einer gewiß bald zu erwartenden dritten Auflage seiner Broschüre noch immer festhalten an dem Mythos vom Weltreisenden Karl May, will er wahrhaftig weiterhin einen Betrüger zum Volkserzieher machen? Verbieten können wir es ihm ja nicht. Was wir können ist einzig und allein, zu unserm Teil beizutragen, die Wahrheit über diesen »Dichterpädagogen« zu verbreiten. Freilich: wenn wir genau und ehrlich hätten sein wollen, hätten wir jedes Wort auf Weigls 56 Seiten einzeln untersuchen müssen; wir wollen also, um anderen zuvorzukommen, selbst gestehen: unsere Würdigung ist sehr knapp geworden, zumal Weigl seine Darlegungen schon als sehr knapp ansieht, obgleich sie ihm zu der Feststellung vollauf genügen, daß wir in Karl May »den Typus eines Volksschriftstellers zu achten (haben), der fernab vom Haschen nach Augenblickserfolgen und nach der Tagesgunst des Publikums, von tiefbegründeten, wohlüberlegten und planmäßig aufgebauten erzieherischen Tendenzen getragen, die große Mission des deutschen Schrifttums zu erfüllen strebt« (S. 56). Indem wir uns der Hoffnung hingeben, den Lesern ein Urteil über diesen Schlußgedanken nunmehr selbst überlassen zu dürfen, möchten wir uns von Weigl trennen, indem wir seine eigenen Worte auf unsere Ausführungen anwenden: »Der Ausblick auf die pädagogische Bedeutung Karl Mays ist, wie ich wohl bescheiden hoffen darf, nach all diesen Erörterungen ungemein inhaltsschwer geworden und wirft auf die volkserzieherischen Aufgaben unserer Literatur überhaupt manch interessantes Schlaglicht« (S. 56). Wir fügen dem nachträglich noch hinzu: inhaltsschwer ist unser Ausblick noch insofern geworden, als wir sahen, daß der unfehlbare Papst und Karl May Arm in Arm uns und die Kultur der Neuzeit in die Schranken fordern.

Einen letzten nicht uninteressanten Rettungsversuch Karl Mays unternimmt sein Verleger Friedrich Ernst Fehsenfeld in einem Freiburg im Breisgau, den 22. April 1910 datierten Flugblatt »An die Leser Karl Mays«. Es wäre schon wert, samt den Urteilen Dr. Eiks in der wissenschaftlichen Beilage der »Münchener Allgemeinen Zeitung« (11. Juni 1907), Leo Gilberts in »Die Zeit« (16. April 1910) und der »Leipziger Abendzeitung« (15. April 1910), die Fehsenfeld für seinen Autor anzuführen vermag, hier ungekürzt Platz zu finden; wir wollen uns aber auf einzelne Stellen und Äußerungen beschränken. Über Mays Arbeitsart äußert sich sein Verleger: »Er war ungemein fleißig. Wenn ihm die Idee eines Buches klar war, und er die nötigen Vorstudien über die betreffenden Länder und Völker gemacht hatte (mit Verlaub; geschah das nicht an Ort und Stelle?), dann schloß er sich abends in seinem Arbeitszimmer ein, braute sich eine große Kanne Kaffee, legte sich ein halbes Dutzend Zigarren zurecht und fing an zu schreiben. In mancher Nacht hat er so über 80 bis 120 Seiten geschrieben. Und niemals in all seinen Manuskripten war ein Wort gestrichen oder verändert.« Das ist nicht ganz uninteressant, wenn auch unglaublich; noch interessanter aber ist das folgende:

»Mehrfach hat mir Karl May, wenn ich in Radebeul sein Gast war, ohne daß ich damals den Grund wußte, mit verhaltenem Gefühl gesagt: »Wie glücklich können Sie sich preisen, daß Sie aus einer anständigen Familie stammen, daß Sie gute Schulen besuchen durften, im Verkehr mit guten und edlen Menschen sich entwickeln konnten. Ich habe alles, was ich bin, nur mir selbst zu verdanken. Sie wissen nicht, was es heißt, sich aus dem Sumpfe emporarbeiten zu müssen. Ich habe das Elend kennen gelernt, die bitterste Not und noch viel Schlimmeres.«

Jetzt erst, wo die Berliner Verhandlung gewesen ist, verstehe ich, was Karl May damals mit jenen Worten meinte. Sich selbst und sein eigenes Leben hat er damit gezeichnet. In der Tiefe geboren, von Not und Armut umgeben, strebt sein Geist empor nach den Höhen der Menschheit. Daß er dabei — vielleicht mehr wie einmal strauchelte und fiel und hart und schwer büßen mußte, er sagt es ja selbst: »In Kulub, der Geisterschmiede, wo der Schmerz der Oberschmied ist, da ward er gehämmert, denn der Weg zum Lande der Edlen aus der Tiefe ist schwer und nur dem Starken gelingt es, sich hinaufzuringen.«

Und ihm ist es gelungen.

Was will all das sagen, was in jener Gerichtsverhandlung[1]) behauptet und nicht bewiesen wurde, daß vor 50—60 Jahren ein armer, elender Junge im rauhen Erzgebirge sich gegen die Gesetze vergangen habe. Vielleicht — ich weiß es nicht — ist er sogar, um der fortwährenden Polizeiaufsicht und den Quälereien der Menschen zu entgehen, in die böhmischen Wälder gezogen? Jedenfalls, was er auch getan und verbrochen, er hat schwer dafür büßen müssen. Aber daß er in jenen

[1]) Gemeint ist Mays Prozeß gegen Lebius.

endlos langen bitteren Jahren der Schmach nicht zerbrach oder noch tiefer in Schuld und Sünde hinabgezogen wurde, das zeigt am besten, welch' gewaltige Kraft, welch' tiefe Sehnsucht nach einem reinen, edlen Leben in seiner Seele wohnte.

Und so ist es ihm gelungen, in jahrzehntelangem, stetem Kampfe mit sich selbst und mit der Not des Tages, ein reiner, geläuterter Mensch zu werden, dem das Unedle, Gemeine jetzt ferner liegt, als so manchem, der sich herausnimmt, auf ihn Steine zu werfen.«

Die Erklärung des Auszugs in die böhmischen Wälder wäre ganz plausibel, wenn nur nicht dabei der Altersunterschied so arg verwischt wäre!

Nach diesem Appell an das Mitgefühl der May-Leser kommt Fehsenfeld zu dem Kernpunkt (wenigstens für ihn!) der Sache, indem er die Frage aufwirft: »Was haben die Verdächtigungen des Mannes also überhaupt mit seinen Büchern zu tun?« Natürlich nichts! Nein: »Karl May ist ein Jugendschriftsteller, wie es wenige gibt.« »Seien wir doch dankbar, daß unsere Kinder noch Sinn für große und freie Taten, und daß sie noch Phantasie haben!« Also, Herr Weigl, gibt der Verleger zu: Jugendschriftsteller ist Karl May! Und Sie?

Ganz nebenbei bemerkt Fehsenfeld, daß sein Autor selbstredend »in Amerika, wie in Asien und Afrika« gewesen ist; freilich »der Old Shatterhand, der mit einem Faustschlag den Feind überwindet, ist er nicht«. Nun, Herr Dr. Droop, was sagen Sie zu diesem Geständnis? — Hinsichtlich der Kolportageromane behauptet Fehsenfeld mit May: er habe keine Korrektur gelesen, habe aber selbst nie ein unsittliches Wort geschrieben. Wenigstens in den 32 bei ihm erschienenen, sowie in den 7 oder 8 von der Union in Stuttgart verlegten Bänden hat er »nicht ein Wort« gefunden, »das den geringsten Anstoß in sittlicher Beziehung erregen könnte. Wenn er (May) nun gleichzeitig unsittliche Bücher verfaßt hätte, würde er sich nicht einmal in allen jenen Bänden eine Blöße gegeben haben, aus der man den Pferdefuß hätte durchscheinen sehen?« Das genügt! Nur wir haben unsere Bedenken gegen diese Beweisführung, denn die Sittlichkeit ist ein gar merkwürdig Ding, über das wir uns hier jedoch nicht weiter auslassen wollen . . .

»Hunderte von Briefen bezeugen« den veredelnden Einfluß Mays, der ja (wie in Augsburg!) nicht unbedeutend ist. Erzählte mir doch jüngst ein angesehener Psychologe, daß ein christlich-sozialer Fürst — seinen Namen wollen wir verschweigen — von seinem Besuch bei Karl May sprach, »als hätte er den Papst besuchen dürfen«. Diese Karl May-Epidemie bezweifeln wir garnicht. Wir bedauern sie nur.

Aber Fehsenfeld weiß noch mehr zu beweisen: der »sittliche Ernst« in Mays Büchern wird dadurch bezeugt, daß »Sascha Schneider die Symbole in den Handlungen (hat) so schauen können, wie er sie in seinen reinen Christusgestalten auf die Titelblätter der 32 Bände gemalt hat.«[1]) Wir wollen dem statt aller Entgegnungen nur folgenden Satz aus Droops Arbeit (S. 196) entgegenhalten: »Der von Sascha Schneider entworfene Umschlag zu Band 30 gibt dem Werk auch äußerlich ein ganz anderes Gepräge, als die früheren Einbände, die mit denen der blutdürstigsten Indianerbücher mutig die Konkurrenz aushalten konnten und zweifellos zu der Sage von den »Jugendschriften« auch das ihrige beigetragen haben mögen.« — Wo sollen wir nun hier wieder die Unwahrheit suchen, die in allen Schriften für May — bald bewußt, bald ungewollt — eine solche Rolle spielt?! Für den Verleger ist ja allerdings die Hauptsache diese (wie uns scheint, etwas gar zu plump vorgetragene): »So rufe ich all denen, die am Menschen May zweifeln, zu: Lest seine Bücher und Ihr werdet sagen, wer das geschrieben hat, ist kein schlechter Mensch, sondern einer, der ernst nach dem Guten strebt für sich und die anderen.

In seinen Werken liegt seine Läuterung!«

Einem Geschäftsmann — und jeder Verleger ist doch schließlich ein solcher — wollen wir diese Kundgebung nicht gar zu übel nehmen. Es ist etwas vom Kampf ums Dasein darin! Aber im Interesse unseres Volkswohls wäre es schon besser, wenn man auf diese Worte nicht hören wollte, wenn man endlich einsehen wollte, daß man sich lange genug hat düpieren und nasführen lassen zum eigenen Schaden natürlich, daß Millionen aus den Taschen auch der mittellosen Jugend geflossen sind, mit denen zwei — der Autor und sein Verleger — sich enorm bereichert haben, daß so unserem Volke auch schwere wirtschaftliche Schäden zugefügt sind.

Aber: es ist ein seltsam Ding um die Wahrheit. Sie tut oft bitter weh!

Damit wir nun aber nicht als ein Sonderling in der Beurteilung Karl Mays als Volkserzieher, deutlicher in der Verurteilung desselben,[2])

---

[1]) Während der Korrektur wurde uns der 33. Band unseres fruchtbaren Autors vorgelegt. Er hat den Titel »Winnetou IV«. Das Titelblatt zeigt einen aufgebahrten Christus und darüber in einer Wolke von Engeln ein Kreuz. Das Ganze trägt die Unterschrift: »In hoc signo vinces.« Fürwahr: eine nicht geringe Anmaßung liegt in diesem Vorgehen!

[2]) Ohnehin wissen wir uns in der Beurteilung Karl Mays einig mit Männern wie Trüper, Wolgast und anderen unermüdlichen Kämpfern gegen die Schund- und Schmutzliteratur.

hingestellt werden, wollen wir wenigstens noch eines andern Ansicht gegen Herrn Franz Weigl ins Feld führen, nämlich die Karl Fr. Nowaks (»Die Hilfe« No. 16 vom 24. April 1910), der Karl May als Erzieher folgendermaßen würdigt (wir bringen auch diese Ausführungen, trotzdem sie manches wiederholen, ungekürzt, um den Gesamteindruck nicht zu verwischen):

Der große Romantiker Karl May ist seit einigen Tagen tot. Nicht eigentlich physisch, aber doch recht gründlich. Der Kühne, dessen Phantasie blitzend in fünf Erdteilen umfuhr, der Romantiker der Rothäute, Araber und fast noch unerfundener Stämme, der Romantiker Karl May, für den eine Reise von Bagdad nach Stambul eine Kleinigkeit war, weil er täglich Strecken vom La Plata zum Himalaja, von den aussterbenden Wildwestrittern Amerikas zu Afrikas vergessensten Völkerschaften bereiste; der große Gott der jungen Bleichgesichter wird seinen Kunsttomahawk jetzt begraben müssen. Der große Gott starb nicht in Winnetous Gefilden. Aber der Kriegsrat, der im Schöffengericht Charlottenburg vor einigen Tagen zur Versammlung saß, hinterließ den Eindruck, daß hier der greise Romantiker ein ganz nüchtern europäisch Ende fand. Interessant bleibt die Geschichte des Mannes in jeder Hinsicht. Indianisch edel und lakonisch schon die Verteidigung, die er der Anschuldigung seines Beleidigers — der hatte ihn »einen geborenen Verbrecher« genannt — vor den Richtern entgegenwarf. Der Beleidiger hatte, wie er meinte, Grund zu den Epitheton, denn Karl Mays Squaw selbst hatte ihm Material geliefert. Da erzählte der Romantiker, daß er zwar vorbestraft sei, aber daß es immer noch Revolver gebe, wenn man so etwas nicht überleben wolle. Die Sache mit der ungetreuen Squaw ließ ihn kalt. Er stand noch einmal auf und sagte mit dem Gesichte der inneren Erregung: »Es ist ja alles nicht wahr.« Das wirkte. Und das Kriegsgericht von Charlottenburg sprach den Angeklagten frei. Es war ein Ende, wie es selten eintritt. Es war ein feierliches Begrabenwerden bei lebendigem Leib. Man muß dies berücksichtigen, wenn man sich von Karl Mays Leiche seiner Hinterlassenschaft zuwendet: nämlich Karl Mays Geist. Vielleicht fünfzig Romanbände. »Aus innerer Überzeugung und reinem Gottesglauben« geschrieben. Er ist ein Jugendschriftsteller, und man gab ihn also, obgleich er auch bei untadeliger persönlicher Führung ein Geschmackverderber von unzweifelhafter Qualität gewesen wäre, den Buben in die Hand. Er schilderte Gegenden, die er nie gesehen, Dinge, die er nie gekannt hatte. Das hätte nichts gemacht: auch Schiller schilderte ein Stück Schweiz, das er nie betreten hatte. Dann gab er Phantasien, gab Abenteuer. Auch dagegen wäre nichts einzuwenden: man muß die Einbildungskraft der Jugend anregen, muß sie anfeuern. Aber er gab Gaunerphantasien, die sich literarisch maskierten und von Edelmut trieften. In schön gebundene Bände gepackt gab man sie unbedenklich, kritiklos der Jugend. Kein Kritiker hätte das verhindern können. Jetzt erst wird man die schöngebundenen Bände zur Makulatur werfen, weil zufällig ein Gerichtstermin enthüllte, daß der Romantiker der Jugend eine Variante seines eignen edlen Lebens vorsetzte. Seine Karriere bewegte sich in aufsteigender Linie. Sechs Wochen Gefängnis. Dann vier Jahre Kerker. Überweisung ans Arbeitshaus. Dann vier Jahre Zuchthaus. Natürlich bestreitet der Romantiker, daß er ein Dieb sei. Aber in öffentlicher Verhandlung darf von ihm behauptet werden, daß er eine fremde Uhr, eine Meerschaumpfeife in seinen Taschen verschwinden ließ, um ein Familienfest mit Geschenken würdig zu begehen. Man darf von ihm behaupten, daß er seiner Vorliebe für fremdes Uhrwerk auch später treu blieb. Und dann

kommt das große romantische Intermezzo, vielleicht der heimliche Stolz seines Abenteurerbewußtseins: die Geschichte im herrschaftlich Waldenburgischen Walde. Karl May als Räuberhauptmann. Wieder erinnert der Heros an Schiller. Was der Held aus Sturm und Drang in ein erhitztes Kunstwerk goß, übersetzte er zurück in seine Wirklichkeit. Karl Moor hat nur eine Namenssilbe und ein wenig den Charakter geändert. Man kann die Affäre Karl May nach Temperamenten betrachten. Sie amüsiert durch die Unwahrscheinlichkeit seiner großen Taten, für deren Bestehen Beweise angeboten werden. Sie amüsiert durch die Hintertreppendinge, wie ja auch die literarische Erscheinung des guten Mannes amüsiert, der in seinen Büchern die Standpunkte nach Verkaufsmöglichkeiten festigte. Dann ist er psychologisch interessant: wie der Arme und Gehetzte, den die sächsischen Reiter schließlich doch aus den Waldenburgischen Wäldern vertrieben, alle Abenteuer und Romantik ethisch ungefärbt in seine Bücher packte und notgedrungen »literarisch« umpacken mußte, weil seinen wahren Begriffen von einem Abenteuer die Feindlichkeit einer geordneten Zeit gegenüberstand. Zuletzt das Ethische, das Schmerzliche, für das deutsche Publikum Deprimierende und Beschämende: daß diese dunkle Existenz es zum »bekannten Reiseschriftsteller« bringen konnte, daß man ihn erst jetzt ablehnen wird, weil er »entlarvt« ist. Übrigens soll man gleich hier einem Mißverständnis vorbeugen: nicht weil Karl May im Gefängnis saß, sei er erledigt. Der Künstler hat mit der bürgerlichen Persönlichkeit nicht unbedingt zu tun, oft sind die beiden in einem Körper einander fremd, und man hat Beispiele in der Literatur, die voll Trauer und voll Unglück sind. Nie ist für den Künstler andres entscheidend als sein Werk. Aber man denke sich: der »Künstler« Karl May. Nur der Zufall fügte es, daß das Publikum sich jetzt bei einer Gerichtsverhandlung an des Dichters Bücher erinnerte und sich in Zukunft bei den Büchern an des Dichters Gerichtsverhandlung erinnert fühlen wird, nur der plumpe Zufall deutete auf Wesenähnlichkeiten und bestätigte sie.

Wir stimmen dem voll und ganz bei, bis auf die ersten Worte, die wir für allzu optimistisch halten. Denn von heute auf morgen werden die Augsburger Karl May-Verehrer und -Verehrerinnen ebensowenig wie Herr Franz Weigl diese Sterbeurkunde als eine beglaubigte ansehen. Wir halten es sogar für möglich, daß, wenn sie sie momentan für beglaubigt ansehen würden, vielleicht nach einem Jahre oder gar nach einer noch kürzeren Spanne Zeit das Freudengeschrei anheben würden: »Er ist wieder auferstanden!« Wir halten es, wie gesagt, für möglich nach dem Heiligenkult, den sozusagen die Weiglsche Broschüre propagiert. Und gerade weil sie uns den Karl May immer wieder als den Volkserzieher par excellence vor die Augen zaubert, müssen wir — mehr als Nowak — großen Wert auf die Persönlichkeit legen, weil in der Erziehung die Persönlichkeit, der Charakter die conditio sine qua non ist — und die können wir bei Karl May leider nicht aufspüren. Einen Beweis dafür, wie schwer dieser große Romantiker »tot zu kriegen« ist, dürfen wir auch wohl darin sehen, daß er gegen das in seinem Prozeß gegen Lebius gefällte Urteil nach wenigen Tagen bereits Revision eingelegt hat.

Das ist für die Freunde und Verehrer dieses Mannes vollkommen genügend, sie zu überzeugen von der völligen Unschuld ihres Helden, der immer nur böswilliger Verleumdung zum Opfer fallen kann.

Möglich ist es ja immerhin, daß nunmehr auch die überzeugtesten Verehrer dieses Mannes sich hüten werden, Karl May von neuem als einen Volkserzieher hinzustellen, den Mann, der selbst als Erzieher das kläglichste Fiasko erlebt hat, ja, dem überhaupt alle erzieherischen Qualitäten fehlen und fehlen mußten, weil ihm selbst jede ernste Erziehung fehlte!

Jedenfalls zeigt uns der Fall Karl May wieder einmal in eindringlichster Weise, wie notwendig ein auf das volle Leben gestütztes Kinderstudium ist. Wir wollen nicht theoretisieren, aber das dürfen wir wohl behaupten: wäre die Kinderforschung in dieses Autors Jugendzeit auch schon soweit gewesen, wir hätten diesen augenblicklichen Volkserzieher nie auf der Höhe gesehen, auf die ihn sein Geschäftssinn und die Kritiklosigkeit konfessioneller Schwärmer hinaufgehoben hat, und von der er nun so schmählich hinabgestoßen werden muß, nachdem er zuvor durch seine Schriften unermeßlichen Schaden unter unserer Jugend angerichtet hat.

Wenn wir eins hoffen, so ist es das: daß durch unsere Ausführungen auch die Kreise auf die Wichtigkeit einer gesunden Jugendliteratur hingewiesen werden, die bisher noch in Mayschen Reiseromanen eine gute Kost für heranwachsende bildbare und phantasiereiche Jungen und Mädchen sahen. **Erst die Persönlichkeit macht den Erzieher!**

Nachtrag.

Zu S. 3. Zu weiterem Verständnis der Zusammenhänge der Enzyklika verweisen wir auf Abschnitt II in J. Trüper: Die Familienrechte an der öffentlichen Erziehung. Ein Wort der Verständigung im schulpolitischen Kampfe. II. Aufl. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1892. VIII u. 104 S. Preis 1,25 M.

Zu S. 4. Gegen die Beschimpfungen der Evangelischen und unserer neuzeitlichen Kultur durch den »unfehlbaren« Papst einzuschreiten, fand kein Staatsanwalt und keine Polizeibehörde Anlaß. Wohl aber konnten die Zeitungen aus Berlin am 14. Juli melden: »Im Deutschen Theater wird eine Burleske ‚Die Reichstagswahl' gespielt, die ordnungsmäßig den Weg der Zensur passiert hat. Das Stück hat der Kritik nicht gefallen. Es hat insbesondere aber der ‚Germania' nicht gefallen. Das alles wäre ja höchst gleichgültig. Aber auf Grund des ‚germanischen' Wehgeschreis, das in dem Ausruf gipfelte: »Müssen wir Katholiken uns denn alles gefallen lassen?«, hat sich nachträglich die Polizei eingemischt, und da sie das zugelassene Stück nicht nachträglich verbieten konnte, wenigstens das Plakat verboten, worauf eine Szene aus dem Stück dargestellt war. Das Plakat, das von dem Neu-Sezessionisten Tappert stammt, ist künstlerisch durchaus einwandfrei und zudem drastisch und wirksam, wie ja ein Plakat sein soll. Da nun aber ein Geistlicher darauf dargestellt ist mit einigen allerliebsten Schweinchen (auf dem Schweinestall, den der Herr Pfarrer nicht verlegen will, beruht die Intrige des Stücks), erklärte die ‚Germania' die katholische Geistlichkeit für beschimpft.« — Wie viel mehr Recht hätten wir Protestanten gehabt, ein Vorgehen der Behörden gegen den Papst, auf alle Fälle gegen diejenigen, welche dem Papste zustimmend, den Inhalt der Enzyklika in Deutschland verbreiteten, wegen grober Beleidigung zu verlangen! Bisher erfüllten die Behörden dagegen nur den Katholiken jeden Wunsch.

Zu S. 18. Zur »Begünstigung und Verbreitung guter Bücher im katholischen Deutschland« gibt es einen Borromäus-Verein, der im Jahre 1904 118117 Mitglieder zählte.

Zu S. 29. Das »Pädagogische Archiv« erscheint in Leipzig, das »Magazin für Pädagogik« (wie wir im letzten Augenblick ermittelten) in Spaichingen in Württemberg; wir irren wohl nicht in der Annahme, daß es katholisch ist. Die »Münchener Allg. Zeitung« war 1907 noch liberal. Eine »Dresdener Rundschau« konnten wir nicht ausfindig machen.

Zu S. 35. Der christlich-soziale »Mährische Volksbote« erscheint in Brünn.

Zu S. 35. Einen Einblick in die Tätigkeit der römisch-katholischen Jugendschriften-Prüfungsausschüsse gibt die Zeitschrift: Jugend- und Volkslektüre. Organ

der Zentral-Jugendschriften-Kommission des kath. Lehrerverbandes d. Dt. Reiches. Herausgegeben von S. Bator, Rektor in Thorn, von der uns Jg. I, Thorn 1903, und Jg. II, Thorn 1904, vorliegen.

Zu S. 44. Ob die Sozialdemokratie bei einer Bundesbrüderschaft mit dem Zentrum gut fahren wird, mag sie selbst entscheiden nach den Vorgängen, die sich am 12. Juli 1910 in der bayerischen Reichsratskammer abspielten anläßlich der Diskussion des Eisenbahnetats und des Organisations- und Streikrechtes der Eisenbahner.

Der Verkehrsminister führte darin aus, daß es keinen Zweck habe, den der sozialdemokratischen Partei nahestehenden Eisenbahnerverband zu unterdrücken. Er erinnere daran, daß eine so große Bewegung, wie es die sozialdemokratische sei, nicht mit Polizeimaßregeln bekämpft werden könne. Für die Richtigkeit dieser Anschauung spreche auch die Geschichte des Christentums.

Gegen diesen Vergleich zwischen Sozialdemokratie und Christentum protestierte der Bischof Henle von Regensburg. Er betonte dann weiter: Das Christentum habe sich Jahrhunderte lang nicht um die soziale Frage bekümmert und habe immer auf dem Standpunkt gestanden, daß jeder mit seiner sozialen Lage sich abfinden müsse. **»Wer Knecht ist, muß Knecht bleiben«**, bis sein Herr ihn aus freien Stücken erhebt.

Im übrigen aber wollen wir der Sozialdemokratie ihre Freude an dem Zusammenwirken mit Rom nicht stören! Es gilt nur, gegen beide Parteien die Augen offen zu halten.

Zu S. 49. Die »Leipziger Abendzeitung« nennt sich parteilos, scheint aber Rom sehr gewogen zu sein, wenn es Roms Schützling Karl May verherrlicht. »Die Zeit« — gemeint ist wohl die »Wiener« — galt früher als liberal; doch dürfen wir in ihrem Gewährsmann Leo Gilbert wohl einen Mann mit römisch-katholischen Interessen vermuten.

Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Nachschrift.

Vor dem Schöffengericht zu Hohenstein-Ernstthal wurde am 9. August 1910 ein Beleidigungsprozeß Karl Mays gegen den Gartenarbeiter Richard Krügel, dem Bruder des verstorbenen Genossen Mays, auf dessen Mitteilungen sich ein Teil der Lebiusschen Anschuldigungen stützte, verhandelt. Von den 25 Anklagepunkten ließ der Kläger und sein Rechtsbeistand 20 Punkte fallen, wohl um die vom Vorsitzenden beantragte Verlesung der Strafakten Karl Mays zu verhindern.

Der Prozeß endete mit folgendem Vergleich:

»Der Beklagte bedauert, dem Schriftsteller Lebius gegenüber diejenigen Äußerungen über den Privatkläger erzählt zu haben, die den restlichen Teil der erhobenen Privatklage bilden. Er erklärt weiter, daß er diese Angaben ungeprüft weitergegeben habe und nicht aufrecht erhalten könne. Er nimmt infolgedessen diese beleidigenden Angaben zurück.

Wir begnügen uns hier mit dieser kurzen Feststellung. Widerlegt sind alle Anschuldigungen, die Lebius gegen May erhoben hat, noch nicht. Vor allen Dingen aber ist auch durch diese Gerichtsverhandlung die Gefährlichkeit der Mayschen Geistesprodukte für unsere Jugend in nichts herabgemindert worden.



„Und bin ich nur ein Glöckle'
Frisch auf! frisch auf! mein
Sang!
Es stürzten schon Lawinen
Durch eines Glöckleins Klang."

Nr. 18. 30. 4. 1910

Karl May. von Referendar F. Linke

Durch die deutsche Presse ist in den letzten Tagen ein Sturm gegangen, der Kampf gegen den Schriftsteller Karl May. Wir sagen gegen ihn. Nur wenige Blätter haben ein Wort für ihn gefunden. Durchschnittlich alle haben es gewagt ihren Lesern eine vernichtende Kritik über ihn und seine Werke zu bieten. Man muß geradezu staunen, mit welch einer bodenlosen Leichtfertigkeit Urteile gefällt wurden. Der Nachahmungstrieb der sich im deutschen Blätterwald in der Form des kritiklosen Glaubens und Abschreibens kund tat, hat sich ins Unglaubliche gesteigert. Viele Freunde, die Karl May hatte, sind auf die leichtfertigen Zeitungsberichte hin notwendiger Weise sofort umgefallen und haben geglaubt, was man ihnen aus der Redaktionsküche vorsetzte. Nicht alle, Gott sei Dank! Blos die Dummen, die Einfältigen, die Kritiklosen, die seichten Alltagsmenschen, die Freunde, von denen hundert und tausend und mehr auf ein Lot gehen. Wir zählen uns noch zu seinen Freunden. Natürlich wird darob mancher unserer biederen Mainathener, die importierten mitinbegriffen, seine kunstverständige Nase rümpfen oder wird uns mitleidig belächeln. Wir nehmen diese Meinungsäußerung an als das höchste Lob, das uns von derlei Leute gespendet werden kann.

Anmerkung:
Der Name des Verfassers wurde von Klara May mit roter Tinte ergänzt.

Wir wollen aber in unserem Artikel nicht nur bekennen, daß wir uns gern und freudig auf die Seite May's schlagen, sondern wir wollen auch sagen, warum wir es tun.

I.

Zunächst einmal angenommen, es ist alles Wort für Wort vollkommen wahr, was selbst die unanständigsten Blätter in ihrer kritiklosen Art uns berichtet haben, was soll das beweisen?

Das könnte höchstens dartun, daß May persönlich ein ganz verabscheuungswürdiger Mensch wäre, sonst rein gar nichts. Wer nur einigermaßen offen und ehrlich denkt, der wird nicht leugnen können, daß die bekannten Reiseromane Karl May's zu den interessantesten und spannendsten Erscheinungen auf dem Büchermarkt gehören. Er wird nicht leugnen können, daß darin eine reiche Phantasie bunte und klare Bilder des Lebens und Geschehens schafft, daß eine überraschende und sichere Logik die Handlungen einfädelt und weiterspinnt. All das sind Dinge, die man bei so manchen modernen Literaturgrößen vergebens sucht. Und die Sprache? Die Sprache ist ein leichter und fließender Dialog, den Personen stets angemessen, verliert sich niemals in den Niederungen und erhebt sich zuweilen zu einer wirklich dichterischen Schönheit.

Aber das kümmert die Herren Kunstverständigen nicht. Was sie für „literarischen Schund" und für „literarische Verbrechen" halten, das muß es auch sein.

Dazu kommt noch, daß die Charakteristik der geschilderten Personen eine einheitliche und klare ist. Wir haben nicht Raum, das hier im Einzelnen zu beweisen, könnten es aber mit Leichtigkeit. Wer nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, kann sich ja durch Einsicht der Bücher selbst davon überzeugen. Aber nicht nur die Personen, auch die Gegenden, das Milieu ist wahrheitsgetreu wiedergegeben. Auch davon kann man sich leicht durch einen Vergleich mit andern Werken überzeugen. Wir wollen hier beispielsweise auf die Schilderung der Albanesen bezw. Skipetaren verweisen. Ein hiesiges Blatt hat einen Artikel über die Albanesen gebracht, den es eingestandener Maßen aus dem Werk von Paul

Siebertz abgeschrieben hat. Da selbiges Blatt zugleich einen ganz dummen und unreifen Artikel über Karl May gebracht hat, mag es die Schlußfolgerung aus diesen beiden Tatsachen ziehen. Wir möchten auch nicht verfehlen darauf hinzuweisen, daß dieses Blatt den Ausdruck „literarischer Dieb" skrupellos weiter kolportiert hat ohne zu bedenken, daß es seinen Autor Siebertz ebenfalls zum literarischen Dieb stempelt, wenn es von ihm berichtet, er habe vor Erscheinen seines Werkes erst die wissenschaftliche Literatur über Albanien durchgearbeitet. Wir wollen selbstverständlich damit keinen Stein auf Siebertz werfen. Das wird jeder exakte Wissenschafter tun, was Siebertz getan hat. Wenn aber Karl May erst literarische Werke durcharbeitet um seine Werke auf eine richtige Grundlage zu stellen, dann nennt das ein ehrwürdiger Pater und mit ihm die Compagnie ehrwürdiger Blätter einen literarischen Diebstahl. Nun kommen wir zu dem für uns wichtigsten Punkt. Wo ist in den Reiseromanen May's, in den rund 30 Bänden, auch nur eine einzige unfeine, unsaubere, unedelikate Stelle? Den Mann möchten wir sehen — selbst wenn er noch so empfindlichen Gemüts wäre — der uns diese Stelle zeigt.

Das ganze Werk May's, die zahlreichen Bände, alles ist getragen von einer vornehmen Denkungsart, von wahrhaft christlichem, tatkräftigem Geist, von einer gesunden Welt versöhnenden Liebe.

Wer aufstehen kann um das zu widerstreiten und zu leugnen, den erklären wir für einen Dummkopf und Lügner. Der Gegenbeweis steht ihm vor dem Gerichte frei.

So und nun haben wir unsere Meinung über die Reiseromane May's gesagt. Was wir gesagt haben, entspricht der Wahrheit und einem gerechten Urteil. Man hat zwar in frecher voreiliger Weise behauptet, May habe seine Romane erst in unsittlicher Weise geschrieben. Wir wollen einmal vorerst annehmen das sei wirklich so. Was ist dann? Das ändert doch wahrhaftig nicht den Wert der Romane, wie sie jetzt sind. Blos ungebildete Leute, welche die Person von der Sache nicht zu trennen vermögen, welche nicht objektiv denken können, werden aus diesem Grund

gegen die Romane losziehen. So wie sie jetzt sind, sind diese Bücher eine Quelle des Heitern, des Reinen und des Schönen. Wir glauben nicht, daß das ein Mensch mit gesunden Sinnen zu bestreiten vermag. Was kümmert es uns, wie sie früher angeblich einmal waren, was kümmert es uns, wer ihr Verfasser ist, wir wollen doch die Bücher, wie wir sie kennen kritisieren. Darauf kommt es an. Und da wiederholen wir: Karl May's Reiseromane sind unbestreitbar rein und gut.

Fortsetzung folgt.



Samstag. **Nr. 19.** 7. Mai 1910.

Carl May.

(Fortsetzung)

Wir haben in unserer letzten Nummer rein sachlich unter Ausschaltung der ganzen Persönlichkeit May's einige Ausführungen gebracht. Nun wollen wir im Folgenden auch etwas das persönliche Gebiet betreten und die Wahrheit von Schwindel und Unsinn sondern.

II.

Zunächst das sagenhafte Urteil des Schöffengerichts Charlottenburg. Wenn die Zeitungsberichte hierüber wahr sind, dann darf sich der dortige Amtsrichter sein Geld wieder herauszahlen lassen, denn diese Vorsitzführung ist eine Köpenickiade erster Güte.

Man denke nur: die eine Partei trägt ihre unglaublichen Behauptungen vor, die andere Partei bestreitet das. Darauf zieht sich das Gericht zur Beratung zurück und verkündet ein Urteil auf 15 Mark Geldstrafe. Wohlgemerkt, von den sämtlichen Behauptungen wurde keine einzige als wahr oder unwahr festgestellt. Dagegen protestierte sogar der Verteidiger des beklagten Lebius mit Recht. Offenbar war sein erhobener Protest aber dann so heftig, daß der Herr Amtsrichter für sein Leben und seine Stellung fürchtete und sich mit seinen beiden Schöffen sofort wieder ins Beratungszimmer verschlüpfte, nachdem er das bereits verkündete, also rechtskräftige Urteil für nichtig erklärt hatte.

Das zweite Urteil, das so famos auf die Trümmer des ersten gesetzt wurde, sprach den Lebius frei. Nun möchten wir fragen, wie der Amtsrichter zu diesem Urteil gekommen ist. Die schweren Vorwürfe, die Lebius mit den Worten „geborener Verbrecher" und „der kriminelle Egoismus" dem Schriftsteller Carl May gemacht hat, bilden in ihrem Zusammenhang eine Beleidigung, auch wenn er den Wahrheitsbeweis angetreten hätte. In Wirklichkeit ist aber in der ganzen Verhandlung nicht einmal die geringste Spur eines Wahrheitsbeweises zu sehen. Auf die blos einseitigen Behauptungen des Lebius hin hat das Gericht sein Urteil gefällt. Nach all diesen Zeitungsberichten scheint uns das Charlottenburger Gericht seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen gewesen zu sein und es wäre wohl sehr angebracht, wenn der dortige Amtsrichter einen Kursus über Strafrechtspflege bei einem bayerischen Dreierjuristen besuchen würde.

So lautet unsere Kritik über das Charlottenburger Amtsgericht. Daß sie vollkommen gerechtfertigt ist, wenn die Zeitungsberichte nicht geflunkert haben, wird kein redlich denkender Mensch bestreiten können. Uns ist es darum schleierhaft, wie ein Redakteur, der es auch nur halbwegs ernst nimmt mit seinem Beruf, der nicht blos ein gedankenloser Abschreiber stumpfsinniger Geistesprodukte ist, sich auf ein so unsinniges Urteil stützen und den Stab über einen Mann brechen kann. Aus diesem Grund verwahren wir uns auch dagegen, daß ein hiesiges Blatt von einer Entlarvung

May's als eines Plagiators, Schwindlers und wiederholt abgestraften Verbrechers zu sprechen wagte. Nichts als unerwiesene Behauptungen sind bis jetzt die Angriffe gegen May; das aller Gesetzlichkeit hohnsprechende Urteil des Amtsgericht Charlottenburg hat keine Existenzberechtigung.

III.

Nun kommen wir etwas zur Charakteristik der Personen, die im Kampf gegen May eine Rolle spielen.

„Der erste, der vor Carl May's Schriftstellerei öffentlich warnte, war .... Dr. Hermann Cardauns". So haben wir irgendwo gelesen. Mag der Mann seine Warnung vor Carl May als seine schönste Tat betrachten und mögen ihm seine guten Freunde aus den in den Küchen ihrer Ehefrauen vorgefundenen Lorbeerblättern einen Kranz für die Unsterblichkeit winden, wir haben nichts dagegen. Damit sind die Akten über diesen Fall geschlossen.

Dann kommt der Herr Pater Ansgar Pöllmann, der sich angeblich eingehend mit der Mayfrage beschäftigte, der angeblich unbarmherzig mit dem Schriftstellerruhme May's aufräumte und ebenso mit seinen literarischen Schwindeleien und Diebereien. Was es mit dem letzteren auf sich hat, haben wir bereits in unserer letzten Nummer ausgeführt. Um den Schriftstellerruhm May's sorgen wir uns nicht. Das eingehende Studium aber interessiert uns etwas. Wir müssen leider bekennen, daß uns die epochemachenden Werke dieses Paters unbekannt geblieben sind. Vielleicht hat jemand die Güte uns dieselben zur Verfügung zu stellen, damit wir in eine Würdigung derselben eintreten können. Bis jetzt kennen wir nur eine Sammlung von Pöllmann'schen Schlagern, die eine traurige Perspektive für die näheren Details eröffnen. Sachliches erwarten wir verzweifelt wenig, lassen uns aber sehr gerne vom Gegenteil überzeugen. Vielleicht trägt auch der Beleidigungsprozeß May gegen Pöllmann dazu bei, den Herrn Pater in Zukunft zu einer maßvolleren und weniger persönlichen Kundgebung seines sehr subjektiven Kunstverständnisses zu veranlassen.

Der nächste Mann, mit dem wir uns etwas eingehend zu befassen haben werden, ist der Held und Sieger im Charlottenburger Prozeß, der Gewerkschaftssekretär Lebius.

Fortsetzung folgt.

Samstag. **Nr. 20.** 14. Mai 1910.

Carl May.

(Fortsetzung)

Zunächst bestreitet unseres Erinnerns kein einziges Blatt, daß Lebius einen sehr häßlichen und persönlichen Kampf gegen May führte. Das allein spricht schon für die Unlauterkeit seiner Absichten.

Wenn man aber erfährt, daß eben dieser Lebius, obwohl er die früheren Angriffe gegen May entweder kannte oder wenigstens davon wissen mußte, sich später an May heranmachte, sich als dessen Verehrer aufspielte, so mögen sich schon manche Zweifel an der Charakterfestigkeit seiner Person angeben. Doch könnte man das immer noch begreifen. Daß er aber dann plötzlich ein Todfeind May's wurde, ist zum mindesten sonderbar. Freilich, wenn man den Grund weiß, nicht mehr. Geld wollte er von May herausschlagen und als er damit abblitzte, da hielt er auf einmal den früher verehrten Mann für einen „Verderber der deutschen Jugend." Man hat Lebius nicht nur nachgeredet, sondern auf Grund der Landgerichtlichen Akten Berlins auch nachgewiesen, daß er Erpressungsversuche gegen May verübte. Gedroht hat er zwar zu klagen, getan hat er es aber nicht. Man hat Lebius den Grundsatz nachgeredet: Wer am meisten zahlt, der hat uns," er hat eine Verleumdungsklage angekündigt, hat sie aber nicht erhoben. In das Vertrauen der geschiedenen Frau May's hat er sich eingeschlichen unter dem Vorwand ihr zu helfen, in Wirklichkeit um sie für sich auszunützen. Ihre Mitteilungen, über die er zu schweigen hoch und heilig versprochen hatte, hat er übelwollend und absichtlich entstellt und verzerrt sofort veröffentlicht. Sein Manneswort gilt ihm also nichts. Die Unterschriften, die er von der geschiedenen Frau May's empfangen hat, hat er ihr abgelockt und

abgezwungen, sie erklärt, sich unmöglich zu dem Inhalt der unterschriebenen Schriftstücke bekennen zu können, sie erklärt sie für Produkte Lebius'scher Uebertreibung, Phantasie und Gewissenlosigkeit, sie nennt Lebius einen Schuft, der über Leichen geht, Lebius weiß das und hat sich nicht gewehrt.

Das ist ein kleiner Auszug über die Person des Helden Lebius. Wir sind nicht seine Gegner und Ankläger, wir wollen mit unseren Ausführungen nur dartun, daß Lebius gewiß nicht der Mann ist, der das Recht hat einen Stein auf May zu werfen. Wie man einen solchen Mann, dessen Motiv für seinen Kampf gegen May nur die Rache für eine erlittene Niederlage ist, die Wahrung berechtigter Interessen zubilligen kann, muß zum mindesten zu denken geben. Aber auch auf die Gegner May's, die mit Lebius Hand in Hand und Arm in Arm gehn, muß der Schatten dieser Person fallen. Es ist ein bedenkliches Lob, das Lebius dem Pater Pöllmann spendet; ein Lob von solchen Lippen ist nicht ohne eigennützigen Grund. Inwieweit Pöllmann aus den Kreisen, die der Stein zieht, den Lebius geworfen hat, sich wieder befreien kann, wird die Zukunft ja zeigen.

Von der Persönlichkeit der geschiedenen Frau May's endlich, die in törichtem Unverstand zu mancherlei Mißlichkeiten Anlaß gegeben hat, wollen wir weiter als schon bisher geschehen nicht reden.

So ergibt denn die Revue über die im letzten Kampf gegen May hervorgetretenen Personen für May durchaus kein unerfreuliches Bild. Er darf wohl mit Recht von sich sagen, daß er der Bessere, der Geläutertere und der Sachlichere von ihnen ist. Man lese doch einmal die äußerordentlich ruhigen und abgeklärten, jeder Gehässigkeit entbehrenden Ausführungen May's in der Freistatt, einer Wiener Wochenschrift, gegen die Angriffe seiner Gegner. Pöllmann hat in der Zeitschrift „Ueber den Wassern" gegen May polemisiert. May nennt seine Erwiderungen sehr zutreffend „Auch über den Wassern" und zeigt sich damit hoch über schmutzigen Wassern. May ist aber nicht nur nur der Sachlichere, er ist auch der Geläutertere. Wir wissen einstweilen noch nicht, was wahr ist an all den Vor-

würfen gegen seine Person, denn das Gerede des Lebius ist bis zu einwandfreien Beweis mit samt dem Urteil des Charlottenburger Schöffengerichts für uns nicht vorhanden. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß das Meiste davon sich als Uebertreibung, als Kombination und leichtfertige, vielleicht auch böswillige Anschwärzung entpuppen wird. Wenn das landgerichtliche Berufungsurteil vorliegt, dann wird ja Klarheit werden, vorausgesetzt allerdings, daß es überhaupt einen Wahrheitsbeweis zuläßt und den Lebius nicht schlankweg wegen sogenannter Formaler Beleidigung verurteilt, wie es sich von Rechtswegen gebührt. Aber wir wollen einmal annehmen, May sei, wie Lebius behauptete, in seiner Jugend der Räuberhauptmann gewesen, May sei ein Verbrecher gewesen, May habe mehrjährige Zuchthausstrafen verbüßt, was ist dann? May zählt heute 68 Jahre. Nach den Behauptungen des Lebius hat er im Jahre 1874 seine letzte Strafe verbüßt und seit dieser Zeit weiß auch Lebius nichts mehr über ihn zu sagen. Es weiß also auch Lebius, der anscheinend May's Vergangenheit besser kennt, als dieser selbst, über die letzten 35 Jahre May's nichts Ehrenrühriges zu sagen. Und nun steht dieser Mann auf und zerrt nach 35 reinen Jahren die Jugendsünden des Andern an die Oeffentlichkeit, wühlt breit und behaglich darinnen herum und schreit und heult und die große Menge steht darum und gafft und entrüstet sich in ihrer heiligen Unschuld vor den Schandtaten dieses endlich entlarvten Schwindlers und Diebes. Wahrlich der Schmutz, den Lebius aufrührt, der beschmutzt nur seine Hände und der Gestank der davon ausgeht, der entrüstet nur die Nasen der müßigen, maulaufsperrenden Gaffer. May hat vor 35 Jahren diesen Schmutz von sich abgetan. Wer heißt nun Lebius und seine Anhänger ihn wieder aufzunehmen? Und was kümmert das den Karl May der vor 35 Jahren geboren ward? Wir haben bisher geglaubt, daß Karl May auch persönlich so rein sei, wie die Helden in seinen Schriften. Nun wenn das landgerichtliche Urteil dem Lebius recht giebt, dann ist eben May für uns kein Achtundsechzigjähriger, sondern erst ein Fünfunddreißiger und wir wünschen ihm noch einmal 35 lebensfrische, arbeitsfrohe Jahre dazu.

Weß Geistes und Herzens aber die Leute sein müssen, die einen Mann verurteilen, der ein Menschenalter hindurch Herz und Hand von den Niederungen des Lebens ferngehalten hat, der sich aus eigener Kraft aus den dunklen Tiefen der Menschheit zu den sonnigen Höhen des Verzeihens und Begreifens hinaufgerungen hat, das überlassen wir zur freien Beurteilung allen denen, die noch des vernünftigen Denkens fähig sind.

So kommen wir denn zu dem Schlusse, daß auch die persönlichen Angriffe gegen May jeder gerechten Unterlage entbehren. Denn entweder sind die Behauptungen des Lebius nicht wahr, dann fällt von vorneweg alles Häßliche in sich zusammen; oder sie sind wahr, ganz oder zum Teil, dann hat May seine Taten längst gesühnt, er hat 35 Jahre lang ein reines und freies Leben gelebt und hat mit seinen Schriften sich einen entsühnenden Tempel gebaut über der Stätte seiner Schuld.

Das Elend unserer Jugendliteratur.

Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend

von

Heinrich Wolgast.

Fünfte Auflage (11.—12. Tausend).

Motto:
Wenn du für die Jugend schreiben willst,
so darfst du nicht für die Jugend schreiben.
(Theodor Storm).

1911
Hamburg, Selbstverlag
In Kommission bei Ernst Wunderlich, Leipzig.

376

Tag und Nacht steht mir das schreckliche Bild vor Augen, wie der Mann damals, tödlich von meiner Kugel getroffen, vom Pferde sank. — Weshalb bin ich nicht dem Rate der alten Freunde meines Vaters gefolgt! Dann hätte ich arbeiten gelernt, und mit dem Gelde, welches mir mein guter Vater hinterließ, würde es mir später leicht gewesen sein, ein Geschäft zu begründen, von dem ich als ehrlicher Mann sorglos hätte leben können. Statt dessen wurde aus mir nach einem kurzen Freudenrausch ein Betrüger, dann ein Räuber und Dieb und zuletzt ein Mörder, von welchem sich Gott und die Menschen mit Recht voll Grauen und Ekel abwenden müssen." Job fühlte, wie ihm bei diesem Gedanken der kalte Schweiß auf die Stirn trat und wie ein Zittern durch seinen Körper lief. Verzweifelt rang er die Hände, und inbrünstig betete er: „O, lieber Herrgott im Himmel, sei mir Sünder gnädig! Gib mir Gelegenheit zu sühnen, was ich verbrach! Ziehe deine Hand nicht gänzlich von mir; ich will — — — Er stockte, und nach dem Revolver greifend, blickte er gespannt nach Süden. Von dort näherte sich eilig eine Gestalt usw."

Alle genannten Verfasser von Abenteuergeschichten werden an Fruchtbarkeit und Beliebtheit, an Ausgeprägtheit des Charakters und an — Gefährlichkeit übertroffen von Karl May in Radebeul. Seine 50 Bände Reiseerlebnisse sind vielleicht nicht in erster Linie für die Jugend gedacht; es gibt oder gab so etwas wie eine Karl May-Gemeinde unter den „Gebildeten" aller Stände. Aber die abenteuerlichen Stoffe seiner Romane, ihre „sittliche Reinheit", die gelegentlich zur Schau gestellte Frömmigkeit ihres Helden (nämlich Karl Mays) ließen sie bald als ein auch für die Jugend geeignetes Lesefutter erscheinen. Unter den Schülern und, wie es scheint, auch unter den Lehrern der höheren Lehranstalten haben die Mayschen Bücher ihre besonderen Liebhaber. Ich lasse den Leser einen Blick in den Band

„Am Rio de la Plata" tun: Karl May landet vormittags von New-York kommend in Montevideo, geht in ein Hotel, wo er sich in ein Buch über Land und Leute vertieft, um darauf im Laufe des Tages noch folgende Erlebnisse zu haben. Ein reicher Grundbesitzer kommt auf sein Zimmer und bietet ihm, da er ihn für einen berühmten Parteigänger des unruhigen Landes hält, ein Geschenk von 5000 Pesos gegen die Verpflichtung, für seine Truppe die Gewehre durch ihn zu beziehen. Der Uruguyaner wird schließlich von dem ehrlichen Deutschen hinausgewiesen und bestellt nun aus Rache einen Bravo, der noch am gleichen Tage unserem Helden sein Messer in den Leib zu jagen versucht. Inzwischen rüstet May sich zum ersten Rundgang durch die Stadt, ein Empfehlungsbrief von dem Chef eines New-Yorker Exporthauses an einen Geschäftsfreund in Montevideo fällt auf den Fußboden, das Siegel bricht, und May hat Gelegenheit zu lesen, daß der Yankee ihn, den verwegenen, aber stockdummen Dutchman, seinem Freunde für die Überbringung landesverräterischer Kontrakte an einen Bandenführer im Innern empfiehlt. May gibt, nachdem er das Siegel vorsichtig wieder geschlossen, den Brief bei dem Kaufmann ab. Dieser lädt ihn zum Abendessen ein und sucht ihn im selben Moment bei der Auszahlung eines Wechsels zu betrügen. Eine Drohung mit der Polizei macht den Mann gefügig; trotz des Zwischenfalls wird die Einladung, wegen der geheimen Absichten, die der schurkische Amerikaner mit dem ehrlichen Dutchman hat, aufrechterhalten. Im Kontor ist May Zeuge gewesen, wie der Kaufmann einen barfüßigen, zerlumpten Teesammler, mit dem er abrechnet, auszubeuten sucht. Diesem Teesammler bietet er draußen Geld, um ihn aus der Abhängigkeit des Kaufmanns zu befreien. Der arme Kerl zeigt ihm zum Dank den oben erwähnten Bravo, der bereits auf der Straße Posto gefaßt hatte. Auf dem Wege zur Villa des Kaufmanns tritt er mit der andächtigen

12*

Menge in eine Kirche, wo er das stümperhafte Spiel des Organisten durch geeignete Registrierung verbessert und der staunenden Schar ein paar Fugen vorspielt. Dicht vor der Villa des Kaufmanns überfällt ihn der gedungene Mörder; aber er tritt vor dem Messerstich zur Seite, schlägt dem Schuft die Waffe aus der Hand und schleudert ihn selbst gegen die Mauer. Leider muß er in der nächsten halben Stunde seinen Gastfreund ähnlich behandeln, als dieser ihn hindern will, den verräterischen Brief an den Bandenführer zu lesen. Der Diener erhält noch am Ausgang für eine Unverschämtheit eine Ohrfeige, die ihn fünf oder sechs Schritte von der Stelle fliegen läßt. Auf der Straße angelangt, befreit er ein junges Mädchen aus den rohen Händen eines Mannes. Aber dieser Überfall war fingiert, und das Mädchen, das er ritterlich nach Hause begleitet, ist von dem Bravo gedungen, und hier wäre er doch wohl noch dem Messer zum Opfer gefallen, wenn nicht der vorsorgende Teesammler mit seinen biedern Gefährten sich eingefunden, um den neuen Freund zu warnen und den Bravo mit Mays Hilfe zu fesseln. Zum Beschluß des ereignisvollen Tages führen ihn die zerlumpten Gesellen in ein feines Restaurant, wo der Teesammler seinen Genossen und unserm Helden auf echtem Sèvresporzellan mit silbernem Besteck ein Abendessen von sieben Gängen mit feinsten Bordeauxweinen servieren läßt. Der zerlumpte Teesammler ist nämlich ein reicher Grundbesitzer, der an dem Leben im Urwalde Gefallen findet und seinen neuen Freund nun gewinnt, mit ihm eine Reise nach den Gran Chacos zu unternehmen, wo nach alten Urkunden in einem See und einem vermauerten Schacht Schätze aus der Inkazeit verborgen liegen.

Ich darf es mir nach dieser Probe von dem ersten Tag in Uruguay erlassen, die folgenden Tage und die verabredete Reise, auf der überall neue Verwicklungen und Abenteuer an den Faden der Erzählung anschließen, zu schildern. Den

gewöhnlichen Lauf der Dinge gibt es für Karl May nicht; er hängt ein Abenteuer an das andere. Die in folgerichtiger Führung der Handlung oder in überzeugender Darlegung der Charaktere begründete Spannung in der Entwicklung ersetzt er durch Häufung von Abenteuern. Eine ungenierte Mischung von Zufall und Übermenschlichkeit des Helden motiviert und löst alle Konflikte. Für die Kombinationsgabe, Sinnesschärfe, Wirkens- und Körperkraft Mays gibt es keine Unmöglichkeit. Unzählige Male scheint May unrettbar dem Tode geweiht; er gefällt sich darin, die gefahrdrohenden Umstände derart zu häufen, daß selbst für einen Zauberer kein Entrinnen mehr möglich scheint; aber in dem Moment, wenn der todbringende Streich fallen soll, geht der Bedrohte, die ärgsten Trümpfe seiner Widersacher übertrumpfend, kalt lächelnd und ohne daß ihm ein Haar gekrümmt ist, aus der Affäre. May schreibt in der Ichform; also sind wir von vorherein sicher, daß er alles übersteht. Und es ist ihm wahrlich zu gönnen. Selbstlos, gutmütig, ganz von modern-humanem Geiste erfüllt, dabei ein frommer Christ und ein guter Patriot, tritt seine phänomenale Überlegenheit in eine um so heldenhaftere Beleuchtung, als er sich selbst seiner grimmigsten Feinde höchstens durch einen betäubenden Faustschlag erwehrt. Ein Hauptreiz der Mayschen Schriften, die auch Ort und Situation lebendig aufzurollen verstehen, liegt für die Jugend in der originellen Weise, wie ein moderner Deutscher ohne alle Romantik unter Wilden oder Barbaren seine nüchtern-menschlichen Absichten mit der Selbstverständlichkeit zivilisierter Zustände durchsetzt. Eine Fahrt auf der elektrischen Bahn von Radebeul nach Dresden kann nicht sicherer und selbstverständlicher verlaufen, als eine wochenlange Reise durch Wildnisse unter täglichen Gefahren. Wenn all diese unglaublichen Dinge mit der Schalksmiene eines Münchhausen oder dem Humor eines Jules Verne vorgetragen

würden, so könnte manches Stück aus den Mayschen Büchern erträglich sein. Aber die unverfälschte Großmäuligkeit, die ernst genommen sein will, ist nie so widerlich in die Erscheinung getreten. Mit der gespreizten Bescheidenheit eines Taschenspielers läßt er überall durchscheinen, daß diese unerhörten Heldentaten für ihn, Karl May (oft auch für ihn, den Deutschen), doch ganz selbstverständlich seien. Die auf Verblüffung angelegten Abenteuer absorbieren alles Interesse sowohl des Lesers als des Autors. Was nicht direkt im Dienste seiner Absicht steht, ist für May nicht vorhanden. So eingehend und anschaulich er unter Umständen das Lokal schildert, nirgends weiß er uns den Charakter der Landschaft, der ihr an sich zukommt und eigentümlich ist, empfinden zu lassen; die Landschaft ist nur der Abenteuer wegen da. Und so ist es auch mit den in den Reiseromanen auftretenden Menschen. Teuflische Bosheit und lichte Tugend, die sich gern unter rauher Hülle verbirgt, stehen einander gegenüber, was natürlich, abgesehen von allen sonstigen Vorteilen, für eine wirkungsvolle Gestaltung der Abenteuer sehr förderlich ist. Gern wird eine komische Figur eingeführt, gewisse, immer wiederkehrende Redensarten werden dieser oder jener Person in den Mund gelegt; aber von einer tieferen psychologischen Erfassung der Menschennatur kann ebensowenig die Rede sein, wie von einer ethnologischen der Menschenrassen.

Die Indianergeschichten in vornehmem Gewande, von denen hier einige aufgezeigt worden sind, halte ich für erheblich schädlicher als die 25-Pfennig-Hefte. In keiner Hinsicht stehen jene höher als diese. Aber während diese mit dem — wohlverdienten — Makel des Wertlosen und Schädlichen unwidersprochen behaftet sind, erfreuen sich jene der allseitigsten Empfehlung. Der namhafte Verlag, der hohe Preis, die gute Ausstattung an Papier und Druck, mitunter sogar an Bildern, die Anschaffung für Schülerbiblio-

theken, der Platz in Verzeichnissen empfehlenswerter Jugendschriften — all das trägt dazu bei, in Eltern und Kindern den Wahn zu erzeugen, die Lektüre dieser Bücher sei eine für die Bildung ersprießliche Tat, gleichwertig dem Lesen unserer Dichter. Ich will nicht von der Wirkung auf Sittlichkeit und Intellekt reden, aber sicher ist, daß keine Lektüre dem Einfluß der Dichtkunst hemmender entgegenarbeitet, als diese auf öde Stoffgier spekulierende Literatur der Abenteuer und des Mordes.

* * *

Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs

Von

Dr. Hermann Cardauns

Köln 1912

Verlag und Druck von J. P. Bachem

wie schmutzig diese Gewässer waren — die vorstehenden Aphorismen gewähren davon nur eine ganz unvollkommene Vorstellung —, welches Maß unsinniger Superstition, sträflicher Leichtgläubigkeit und tiefer Armut des Geistes damals zutage trat, der lese die Zusammenstellungen, die H. Gerber (P. Gruber, S. J.) in seinem dreibändigen Werke Leo Taxils Palladismus-Roman (Berlin 1897 und 1898) gemacht hat. Sie sind noch heute nützlich zu lesen, denn ganz ausgestorben ist die Schwarmgeisterei nicht, welche den Nährboden für jenen Skandal bildete, und Vorkommnisse der letzten Jahre, Anzeichen gänzlicher Urteilslosigkeit und instinktiver Abneigung gegen solche, die auch in religiösen Dingen sich gestatten, ihren Verstand zu gebrauchen, lassen mich zweifeln, ob nicht ein neuer Taxil auch wieder eine neue Gemeinde finden würde.

An irgendeiner der zahlreichen Stellen, wo Taxil sich als berufsmäßiger Lügner über das verehrliche gläubige Publikum lustig macht, hat er gesagt (ich zitiere dem Sinne nach): Wenn er sich an den Hafen von Marseille stelle, unverwandt ins Wasser gucke und dann verkünde, er habe einen großen Tintenfisch gesehen, so würde das Publikum bald überzeugt sein, den Tintenfisch selbst gesehen zu haben. Der Mann hatte recht, und wenige Jahre darauf habe ich die Probe auf das Exempel gemacht in der Karl May-Geschichte.

Der Leser braucht nicht zu befürchten, daß ich beabsichtige, ihn mit den zahllosen Windungen dieser Seeschlange zu langweilen. Hier kommt es mir zunächst darauf an, die hypnotisierende Wirkung zu zeigen, welche eine immer wieder mit eherner Stirn wiederholte Erfindung zu üben vermag und im Fall May auch geübt hat. Einige Bemerkungen über den Gang der Handlung aber werden unvermeidlich und einige kuriose Zwischenfälle auch demjenigen

Leser willkommen sein, der im übrigen mit Herrn Mays Abenteuern verschont bleiben möchte.

Den Anlaß, mich auf diese Abenteuer einzulassen, hat nicht etwa ein Auftrag der Firma Bachem gegeben, welche nach Ansicht eines meiner Gönner wegen der Lorbeeren der Mayschen Verleger nicht schlafen konnte und deshalb den Redakteur der Kölnischen Volkszeitung ausschickte, um den Skalp des großen Häuptlings zu erbeuten; ebensowenig war ich jemals Agent seiner Prozeßgegner, wie man zu vermuten die Güte hatte, sondern den Anlaß hat mir mein verstorbener lieber Kollege Dr. Huppert gegeben; von ihm habe ich anno 1900 beim Münchener Gelehrtenkongreß das erste Wort von dem Gerüchte gehört, May habe neben anständigen und sogar frommen auch pornographische Romane geschrieben.

Der Fall reizte mich. Karl May war durch eine Reihe von Reiseromanen, die in den achtziger und neunziger Jahren im Regensburger Deutschen Hausschatz gedruckt wurden, auch in katholischen Kreisen bekannt geworden; vollends die Buchausgabe seiner Romane, die später bei Fehsenfeld in Freiburg i. Br. erschien, wurde viel gelesen und in der Presse ohne Unterschied der Partei und Konfession günstig besprochen. Nicht ganz mit Unrecht. Sie standen bei aller wilden Phantastik doch hoch über den tollen Indianer-, Räuber- und Mordgeschichten, mit denen sonst die Jugend gefüttert wird, und ich selbst habe diesen Unterschied in einer Besprechung der ersten Bände der Sammlung anerkennend hervorgehoben; der Wortlaut liegt mir nicht mehr vor, nach meiner Erinnerung enthielt sie auch kritische Bemerkungen, die natürlich in den May-Reklamen fehlen. Dabei kann ich es sehr gut verstehen, wenn das Anwachsen der Buchausgabe auf einige Dutzend Bände allmählich ganz andere Urteile nahe legte und wenn namentlich Pädagogen immer mehr zu der Ansicht kamen, diese Anhäufung von unerhörten Abenteuern

mit einer Masse von Mord und Totschlag könne auf jugendliche Gemüter verderblich wirken. Die Hauptsache aber war der bis dahin fast unbekannte Umstand, daß Herr May, der sich im Deutschen Hausschatz als Katholik gab und in einem Literaturkalender als Katholik aufgeführt war, dessen Bücher an sämtliche deutsche Ordinariate verschickt und von einigen Bischöfen empfohlen wurden, auch grob unsittliche Romane geschrieben haben sollte. Das konnte mir nicht gleichgültig sein, schon weil mit Sicherheit vorauszusehen war, daß eines Tages die konfessionelle Ausbeutung nicht ausbleiben würde. So trat ich der Sache näher und stellte mit recht viel Mühe und Zeit folgende Tatsachen fest:

Von May sind genau zu derselben Zeit, zu welcher er im Deutschen Hausschatz für Marienverehrung und den Primat des Papstes eintrat, in dem mehr als bedenklichen Dresdener Kolportage-Verlag F. G. Münchmeyer (Inhaber seit 1899 A. Fischer) fünf Riesenromane von teilweise riesenhafter Unsittlichkeit erschienen, einer unter seinem Namen, einer unter dem stolzen Pseudonym Kapitän Ramon Diaz de la Escosura, die übrigen anonym, aber zweifellos und unbestritten von ihm herrührend. Bei der Entdeckung dieses Sachverhalts hatte die Firma Pustet, der Verlag des Deutschen Hausschatz, schon in den neunziger Jahren mit ihm gebrochen; sie hat dies später (1901) auch zur öffentlichen Kenntnis gebracht. In einer im gleichen Jahre spielenden Zeitungsfehde hat May behauptet, seine „vollständig sittenreine Originalarbeiten" seien von dem Dresdener Verlag ohne seine Kenntnis mit Unsittlichkeiten gespickt worden; irgendwelchen Beweis trat er nicht an, und der Verleger Fischer bestritt es aufs entschiedenste.

Die Ergebnisse meiner Untersuchung stellte ich in einem Vortrag über literarische Kuriosa und dann (April 1902) in einem mit Belegen versehenen Aufsatze „Herr Karl May von der anderen Seite" in den Historisch-politischen Blättern

zusammen. Der Erfolg war vollkommen. Die ganze deutsche Presse hat, wenn auch hier und da mit neben der Sache liegenden kleinen Bosheiten, mir zugestimmt. Ein Freund Mays, der mich öffentlich angriff und unter ausdrücklicher Berufung auf May eine Räubergeschichte über die Kölnische Volkszeitung erzählte, sah sich durch Klageandrohung zum Widerruf veranlaßt; eine anonyme, handgreiflich von May geschriebene oder inspirierte Broschüre führte zu einer Klage der Kölnischen Volkszeitung gegen den betreffenden Verleger, deren Verhandlung mit glattem Widerruf unter Uebernahme der sehr beträchtlichen Kosten endete. Herr May selbst aber — schwieg! Damit konnte ich zufrieden sein.

Jahrelang habe ich mich seitdem um Herrn May fast nur dann noch gekümmert, wenn seine sonstigen Gegner von mir Auskunft erbaten. Zu diesen Gegnern gehörte auch Dr. Paul Schumann, der im Dresdener Anzeiger Herrn May die unangenehmsten Dinge sagte und sich dabei auch auf mich bezog. Zur Strafe hat May den „protestantischen Redakteur" öffentlich gerüffelt, daß er die „wüsten Hetzereien seines ultramontanen Antipoden" empfehle, und seine Entrüstung darüber ausgesprochen, „daß ein hyperultramontaner Redaktionspapst sich einbilde, der Herr und Meister der ganzen katholischen Kirchen- und Laienschaft zu sein". Das war im November 1904. Merkwürdigerweise hat May ein Vierteljahr später seine Einschätzung meiner Person gründlich verändert: Am 22. Februar 1905 schrieb er mir „in höflichster Hochachtung" einen langen Brief mit dem Ersuchen, ihm bei seinem Bemühen, seine unsittlich verfälschten Romane „sofort und für immer verschwinden zu lassen", als „Kenner, Sachverständiger und Zeuge" zur Seite zu stehen.

Ich habe diese mich ehrende Einladung nicht beantwortet, fühlte überhaupt keinen Beruf, mich nochmals in die Angelegenheiten des Herrn May zu mischen, bis zwei Jahre später,

im Herbst 1906, eine große, allem Anscheine nach vollkommen planmäßig vorbereitete Aktion zur „Rehabilitierung" Mays einsetzte. Und damit komme ich zu meinem eigentlichen Thema, der „Hypnotisierung" der Presse. Ein bayerisches Blatt bewies in nicht weniger als zwölf Artikeln (sie erschienen auch als Broschüre unter dem Titel Karl May und seine Werke. Eine kritische Studie von Heinrich Wagner, Passau 1907), ich sei leider „einseitig informiert worden" und May habe sich gerichtlich vollkommen reingewaschen. Ein Chor anderer Blätter stimmte ein. Als Beweis diente 1. ein schon 1903 abgeschlossener Vergleich zwischen May und dem Dresdener Verleger Fischer, in welchem letzterer erklärte: „Dafern in den Schriften des Herrn May etwas Unsittliches enthalten sein sollte, stamme das nicht aus der Feder des Herrn May, sondern sei von dritter Seite früher hineingetragen worden"; 2. Die Berufung auf einen von May gegen die Witwe Münchmeyer angestrengten Prozeß, den er in erster und zweiter (und Anfang 1907 auch in dritter Instanz) gewonnen habe.

Die Gläubigkeit, mit welcher man auf diese Rettungsaktion hereinfiel, ließ nichts zu wünschen übrig. In der May freundlichen Presse tauchte nicht der leiseste Zweifel auf, daß nun alles in Ordnung sei, und in den nächsten Monaten habe ich recht viel zu hören bekommen. „Die Unschuld Mays wird in überzeugender Weise nachgewiesen ... Sein Sieg ist vollständig und bedingungslos ... May ist in allen Instanzen glänzend gerechtfertigt worden ... Der Nachweis von Mays Unschuld ist als gelungen zu betrachten ... May hat die Wahrheit aller seiner Behauptungen bewiesen und den Prozeß auf der ganzen Linie gewonnen ... May hat glorreich gesiegt, seine Feinde aber liegen im Staube, zertreten und zerschmettert." So ging es weiter in allen Tonarten. Persönlich wurde ich meist glimpflich behandelt und höflich eingeladen, nun der Wahrheit die Ehre zu geben;

nur vereinzelt wurde mir zu Gemüte geführt, ich sei „gerichtet", denn „der bekannte Chefredakteur in Köln ist von seinem Redaktionsthron herabgestiegen, er ist »gegangen« und hat nun im Privatleben Muße nachzudenken, ob seine Handlungen eines Christen würdig sind".

Nun ja, ich habe „nachgedacht". Sehr erleichtert wurde mir das Denken durch Prozeß- und sonstige Akten, welche leider nicht zur Kenntnis der May-Presse gelangt waren. Das Ergebnis dieser Aktenstudien war: Die ganze angebliche gerichtliche „Rehabilitation" war ein ungeheurer Bluff, eine Düpierung der öffentlichen Meinung, deren Kühnheit man Anerkennung zollen muß. Ich habe diesen zweiten Akt meiner Unterhaltung mit May & Cie. ganz knapp wieder in den Historisch-politischen Blättern (140. Band, 4. Heft) behandelt. Hier nur das Wesentlichste; wer sich für die Einzelheiten interessiert, mag sie dort nachlesen. 1. Der erwähnte Vergleich zwischen May und Fischer existiert, aber in die richtige Beleuchtung tritt er erst durch ein von den Parteien einige Monate vorher vollzogenes notarielles Protokoll. In demselben überläßt May fünf Schundromane nebst einigen anderen Schriften seinem Prozeßgegner Fischer zur freien Verfügung mit allen Urheber- und sonstigen Rechten, jedoch hat Fischer bei Neuauflagen die seiner Ueberzeugung nach etwa anstößigen Stellen zu entfernen! So protokolliert am 11. Februar 1903. Später hat May gerichtlich erklären lassen, dieses Protokoll sei ihm durch Drohungen mit Enthüllungen über sein Vorleben abgezwungen worden. Zwei Jahre später (22. Februar 1905) schreibt mir Herr May, der Zweck seiner Prozesse sei, die Schundromane „verschwinden zu lassen" und „verwahrt sich auf das energischste gegen alle derartigen Sittenzeugnisse" (Fischers). Und wieder zwei Jahre später (17. Februar 1907) hat das am Wohnsitz Mays (Radebeul bei Dresden) erscheinende Radebeuler Tageblatt bitterlich geklagt, Fischer fahre „mit der Herstellung des

abgrundtief unsittlichen und gemeinschädlichen Schundes fort". Ja, warum denn nicht? Er hatte ja 1903 dazu von May protokollarisch die Erlaubnis bekommen; ob in den Schundromanen „anstößige Stellen" standen, war vollkommen seiner „Ueberzeugung" überlassen; von dieser „Ueberzeugung" hat er — nach dem Radebeuler Tageblatt — Gebrauch gemacht und die Schundromane neu aufgelegt. Abscheulich, schändlich, meinetwegen, aber mit Genehmigung Mays! Die Herren hatten sich eben gezankt und verglichen: May überließ Fischer die Schundromane „zur freien Verfügung" mit einer lächerlichen, rechtlich gleichgültigen und tatsächlich wirkungslosen Klausel, Fischer stellte ihm dafür eine Ehrenerklärung in puncto Unsittlichkeit aus und ließ dann „den abgrundtief unsittlichen Schund" kaltblütig weiter drucken! Wenigstens nach dem Radebeuler Tageblatt. Später sind die Herren sich wieder in die Haare geraten, darüber ist Fischer gestorben, und dann hat May sich mit seinen Erben vertragen. Er verfehlte nicht, sich auch von diesen bescheinigen zu lassen, die Unsittlichkeiten in seinen Romanen rührten von anderen bösen Leuten her; schade nur, daß die Erben bezw. ihre Vormünder nicht gut wissen konnten, was denn eigentlich vor zwanzig bis dreißig Jahren mit Mays „sittenreinen Originalen" geschehen war.

2. Ebenso interessant wie bei dem Vergleich mit Fischer gestaltete sich das Ergebnis bei den drei Urteilen, die May in seinem Prozeß mit der Witwe Münchmeyer erstritt. Wohlgemerkt handelte es sich in beiden Prozessen um Zivilklagen. Gegen Fischer klagte May wegen angeblicher Verletzung seiner Urheberrechte an den Schundromanen, gegen die Witwe Münchmeyer auf Rechnungslegung über den Ertrag derselben. In drei Instanzen hat das Gericht auf Rechnungslegung erkannt, auf weiter nichts. Von einer Entlastung Mays wegen der Unsittlichkeiten ist in allen drei Urteilen nicht mit einem Worte die Rede, wie

denn auch dieser Punkt gar nicht Gegenstand der Klage war. Und aus diesen Zivilerkenntnissen, bei denen es sich einzig und allein um den Gewinn Mays aus den Schundromanen, einzig und allein um Taler, Groschen und Pfennige handelte, hat seine Presse den Beweis seiner vollkommenen Unschuld, seinen vollständigen und bedingungslosen Sieg hergeleitet! Entweder kannten diese Herren die Urteile, und dann haben sie gelogen, oder sie kannten sie nicht, und dann haben sie eine Lüge ohne Prüfung nachgesprochen. Irgendein Freund Mays hatte ihnen vorgeredet, er habe den Tintenfisch gesehen, und dann sahen sie ihn auch!

Herr May hat meine zweite Abhandlung in den Historisch-politischen Blättern mit nicht weniger als vier Flugblättern im schlimmsten Pamphletstil beantwortet. Mit ungetrübter Heiterkeit habe ich aus denselben erfahren, daß ich nach Ansicht des Herrn May ein „goldiges Baby", eine „Münchmeyersche Sozhletflasche" und „der Hanswurst der Frankfurter Zeitung" sei. Auch seine Presse hat ihm ihre Spalten weit geöffnet, und da habe ich die schlimmsten Dinge zu hören bekommen. Auf meine aktenmäßigen Feststellungen antwortete er nichts, sie sind weder von ihm noch von den ihm ergebenen Blättern auch nur mit einem Worte widerlegt worden, weil sie eben nicht widerlegt werden konnten. Trotzdem haben seine Deklamationen Erfolg gehabt, worüber ich mich keinen Augenblick getäuscht habe. Mundus vult decipi!

Die liberale Presse, die mir fünf Jahre vorher kräftig sekundiert hatte, zog diesmal mit verschwindenden Ausnahmen tiefes Schweigen vor — aus Gründen, über die ich nur Vermutungen habe. Einige katholische Blätter traten entschieden auf meine Seite, einige wenige, die im ersten Augenblick hereingefallen waren, haben ehrlich widerrufen, so die Germania; andere aber haben, unter sorgfältiger Ignorierung meiner Beweise, fortgefahren, mit Herrn May durch dick und dünn zu gehen. Der von P. Ansgar

Pöllmann in der Zeitschrift Ueber den Wassern erbrachte unanfechtbare Nachweis, daß May in seinen Romanen sich stark mit fremden Federn geschmückt, nämlich aus fremden Reisewerken ohne Zitat tüchtig abgeschrieben hatte, blieb ohne durchschlagende Wirkung. Als „Rehabilitierter" konnte May für denselben Deutschen Hausschatz, der ihn vor die Tür gesetzt hatte, wieder einen Roman schreiben (übrigens hat die Herrlichkeit nicht lange gedauert und der Name May ist längst wieder aus dem Hausschatz verschwunden), und noch am 9. Dezember 1909 konnte May im Schießgrabensaal zu Augsburg, „mit tosendem Beifall begrüßt", „unter stürmischem Beifall" eine Rede halten.

Seitdem hat sich bekanntlich das Blättchen gründlich gewendet. Was die bündigsten Beweise nicht zu erreichen vermochten, das haben die später einsetzenden Enthüllungen über Mays Personalien fertig gebracht. Hier lege ich Wert auf die Feststellung: Was jetzt unwidersprochen über Mays schwere Bestrafungen an den Tag gekommen ist, war mir längst bekannt, schon vor einer Reihe von Jahren durch kurze Notizen in sächsischen Zeitungen, später auch aktenmäßig. Ich habe der Versuchung widerstanden, davon öffentlich Gebrauch zu machen; ich habe die Polemik gegen Karl May, unter strengster Ausschließung der persönlichen Momente, lediglich mit sachlichen Gründen geführt. Mays Freiheitsstrafen fallen in seine Jugendzeit, und ich glaubte davon absehen zu sollen, seine Glaubwürdigkeit durch Rückgreifen auf seine Jugendsünden zu erschüttern. Andere Leute sind weniger zurückhaltend gewesen, und erst diese Enthüllungen haben dem unglücklichen Manne den Rest gegeben. Seine Rolle ist ausgespielt, seine Beleidigungsklagen sind mit seltenen Ausnahmen abgewiesen worden oder versumpft, ohne daß es zum Spruch kam.

Ich selbst bin an diesem Rattenkönig von Beleidigungsprozessen nur einigemal als Zeuge beteiligt gewesen, und

gehe auf die Flut von Broschüren und Erklärungen, die namentlich der skandalöse Prozeß May contra Lebius in Berlin zutage förderte, nicht ein. Nur ein kostbares Kuriosum. Am 28. September 1910 war ich in der Berufungsklage May contra Lebius als Zeuge zum Bonner Amtsgericht geladen. Lebius, der Sekretär der „gelben Gewerkschaften", hatte May in einem Brief einen geborenen Verbrecher genannt und war vom Schöffengericht freigesprochen worden. Vor der Berufungsverhandlung wurde ich vor das Bonner Amtsgericht geladen, um über die Schundromane Auskunft zu erteilen. Ich traf eine stattliche Versammlung: Kläger und Beklagter, außerdem eine mir unbekannte Dame, vermutlich Mays zweite Frau, und sein Berliner Rechtsanwalt waren persönlich erschienen. Nach dem Schluß der fast zweistündigen, teilweise sehr stürmischen Verhandlung hat Herr May sich noch das Wort zu einer persönlichen Erklärung erbeten und mir dann feierlich versichert, er halte mich für einen Ehrenmann! Zwei Tage später aber stand in einem süddeutschen Blatt ein Bericht, datiert „Amtsgericht Bonn (!), 28. Sept. 1910", der ein total verzerrtes Bild von der Verhandlung entwarf und mit dem Satz schloß: „Ob das Berliner Berufungsgericht noch Wert auf Aussagen (des Zeugen Cardauns) legt, die erst vorbereitet werden müssen, bleibt abzuwarten." Nun, in Berlin scheint man anderer Ansicht gewesen zu sein, denn man hat mich zur Verhandlung im Februar 1911 nach Berlin geladen. Da aber wurde Herr May krank, meine Ladung wurde zurückgezogen, und als die Sache endlich im Dezember zum Spruch kam, war aus mir unbekannten Gründen eine Wendung eingetreten: Die Frage der Schmutzromane wurde ausgeschieden, kein einziger der betr. Zeugen wurde vernommen, und die bloß eintägige Verhandlung endete mit Verurteilung des Herrn Lebius zu 100 Mark.

Gerade während der Korrektur dieser Zeilen kommt die

Nachricht, daß Karl May am 1. April 1912 gestorben ist Deshalb durch die vorstehenden Ausführungen einen Strich zu machen, wird man mir nicht zumuten. Wer in dieser langen Fehde so im Vordergrunde gestanden hat, darf auch nach dem Tode seines Gegners wohl noch ein Schlußwort sprechen und nochmals die Verdächtigung zurückweisen, er habe aus persönlichen Gründen zur Feder gegriffen. Die Person Mays war mir ebenso gleichgültig wie die Interessen seiner Prozeßgegner; gegen ihn aufzutreten veranlaßte mich die pflichtmäßige Absicht, einer ungeheuerlichen Irreführung der öffentlichen Meinung, namentlich auch, aber durchaus nicht ausschließlich, in katholischen Kreisen, entgegen zu arbeiten, und spätere Preßerörterungen haben bewiesen, wie nötig dies war. Seine Versicherung, seine Romane seien ohne seine Schuld unsittlich verfälscht worden, hat er bis zum Schluß festgehalten, den Beweis habe ich vermißt. Wer ihr Glauben schenken will, mag es tun; aber selbst dann bleibt die Tatsache bestehen, daß er viele Jahre nach dem Druck der Romane verstreichen ließ, ohne gegen die angebliche unsittliche Verfälschung derselben zu protestieren, daß er in demselben Jahre, in welchem er zum Protest gezwungen wurde (1901), von seiner „über ein Vierteljahrhundert" umfassenden „Missionsarbeit" sprach — sie müßte also spätestens 1875 begonnen haben, und sieben Jahre später (1882—87) beginnt der „Missionar" die gleichzeitige Doppeltätigkeit für einen anrüchigen Kolportageverlag und eine angesehene Familienzeitschrift. Von Groll gegen ihn weiß ich mich frei, und ich verkenne nicht den tragischen Zug dieses durch und durch romanhaften Lebens. Nach einer dunkeln Jugend war dieser zweifellos hochbegabte sächsische Webersohn ein reicher und angesehener Mann geworden, Millionen lasen seine Bücher, und ein Teil derselben *verdiente*, trotz unleugbarer Mängel, gelesen zu werden. Aber er verlangte mehr; er wollte nicht nur ein gewandter Erzähler sein, sondern

auch Weltreisender, Gelehrter, Dichter, Völkerapostel. Diese maßlose Selbstüberschätzung und die mit ihr verbundene ungeheuerliche Reklame trägt einen großen Teil der Schuld, daß sein Lebensabend zu einer Kette von Preß- und Gerichts-Fehden wurde. Vor langen Jahren habe ich bemerkt, er sei mir in mancher Beziehung ein Rätsel; viele Vorkommnisse späterer Zeit haben mich in der Annahme befestigt, daß die Lösung dieses Rätsels großenteils in pathologischen Zuständen zu suchen ist.

